n.V.

Nd 85/3 n.V.
Mussollini
II
~~28 C 87~~

Leben

des heiligen

Franz von Sales,

Fürstbischofs von Genf,

Stifters des geistlichen Ordens

Mariä-Heimsuchung.

Aus dem Französischen des Herrn von Marsollier.

STAATLICHE STUDIEN BIBLIOTHEK PASSAU

Dritter Band.

Wien.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung

1838

111922925
Staatl. Bibliothek Passau

Inhalt des siebenten Buches.

Kurzgefaßte Lebensgeschichte der Mutter Chantal. — Ihre großen Eigenschaften und Tugenden. — Sie hilft dem heiligen Franz von Sales den Orden von der Heimsuchung Mariä stiften; und wird die erste Klosterfrau und Oberin desselben. — Geschichte dieses Ordens. — Plan und Absicht des Heiligen bei dieser Stiftung. — Sie wird zu Rom bestätigt. — Fortschritte dieses heiligen Ordens in Frankreich und in allen katholischen Ländern Europa's. — Plan und Ziel dieses Instituts. — Berathung, ob man denselben unter die Gerichtsbarkeit der Bischöfe stellen soll. — Gründe dafür und dawider. — Die bejahenden Gründe erhalten die Oberhand. — Der heilige Franz ertheilt ihnen Regeln voll der Weisheit, der Frömmigkeit, der Loslösung von sich und von der Welt, und voll der Nächstenliebe. — Große Tugendbeispiele dieses heiligen Ordens von seinem ersten Anbeginn an bis auf die letzten Zeiten. — Der heilige Prälat hat eine Vorahnung von seinem nahen Tode; und wird dadurch angeregt, seinen Eifer und seine Sorgfalt für die Armen zu verdoppeln. — Große Almosen, die er ohne Unterschied an Katholiken und anders Glaubende vertheilt. — Seine Ansichten über das Almosen und sein Betragen gegen Hausarme. — Auf welche Weise er die den Bischöfen so sehr empfohlene Gastfreundschaft übt. — Große Beispiele seiner Geduld, Sanftmuth und Festigkeit. — Er arbeitet mit dem Bischof von Chalcedon, seinem Coadjutor, an der Reform seines Bisthums. — Er empfängt ein Schreiben von dem Herzog von Savoyen, wodurch er genöthigt wird, sich nach Avignon zu dem Prinzen und der Prinzessin von Piemont zu begeben. — Er nimmt Abschied von seinem Volke. — Allgemeine Betrübniß in seinem Bisthum über seine Abreise. — Große Ehren, die ihm unter Weges erzeigt wer-

den. — Allgemein verbreiteter Ruf seiner erhabenen Heiligkeit. — Er begleitet die Prinzessin von Piemont nach Lyon und verfällt daselbst in seine letzte Krankheit. — Seine letzten Gesinnungen und Worte, und sein vor Gott kostbarer Tod. — Gedanken über seinen Tod. — Sein Körper wird nach Annecy gebracht. — Große Ehren, die ihm erzeigt werden. — Wunder bei seinem Grabe geben Anlaß, für seine Heiligsprechung zu wirken. — Der König und die Königin von Frankreich, so wie die verwitwete Königin von England, der König und die Königin von Pohlen, die Herzogin von Savoyen, der Herzog und die Herzogin von Bayern und der Clerus von Frankreich arbeiten mit gleichem Eifer, dieselbe zu erwirken. — Seine Seligsprechung und Heiligsprechung. — Großes Lob, das Papst Alexander VII. ihm ertheilt. — Seine Schriften werden zu Rom geprüft und höchlich gelobt. — Der Ruf seiner Heiligkeit gelangt bis nach Indien. — Ganze Völker wählen ihn zu ihrem Beschützer bei Gott. — Lob des heiligen Franz von Sales.

Siebentes Buch.

Es würde an der Geschichte des Ordens von der Heimsuchung Mariä, ja sogar an der Lebensgeschichte des heiligen Franz von Sales etwas Wesentliches fehlen, wenn darin von der Frau von Chantal, seiner geistlichen Tochter und würdigen Mitarbeiterin an der Stiftung dieses heiligen Ordens keine Rede wäre. Man würde selbst der Ordnung Gottes auf gewisse Weise entgegen handeln, wenn man nach ihrem Tode Personen von einander trennte, die Er während seines Lebens so heilig vereint hatte. Dazu sind auch ihre Thaten, ihre Ansichten und Plane so sehr unter einander verschmolzen, daß es nicht möglich ist, solche von einander zu lösen. Keiner der Geschichtschreiber des heiligen Franz von Sales hat es bis jetzt gethan; wir glaubten ihnen hierin folgen zu müssen, und die Ordensgeschichte dieses Frauen-Ordens mit der Geschichte seiner heiligen Stifterin, so wie seines heiligen Stifters zu beginnen.

Frau von Chantal *) hieß mit ihrem Familien-

*) Diese heilige Frau starb, nach riesenhaften Arbeiten und Leiden für Gottes Ehre, am 13. Dezember 1641 zu Paris, im Rufe der größten Heiligkeit. Ihr Leichnam

namen Franzisca Fremiot; ihr Vater, Benignus Fremiot, war Präsident des Parlamentes von Burgund; ihre Mutter hieß Margaretha von Berbisy; beide gehörten zu den ältesten Familien ihrer Provinz. Dieser Ehe entsproßten drei Kinder; Margaretha Fremiot, die mit dem Freiherrn von Effran vermählt wurde; Andreas Fremiot, Erzbischof von Bourges; und Johanna-Franzisca, deren Leben hier in Kürze erzählt wird, und die den Freiherrn von Chantal zum Gemahl erhielt.

Sie ward zu Dijon am 23. Januar 1572, am Tage des heiligen Johannes des Almosenspenders geboren; was als ein Vorzeichen der zarten Liebe betrachtet wurde, die sie ihr ganzes Leben hindurch zu den Armen hatte, und von welcher sie zu jeder Zeit ihres Lebens so erbauliche Beweise gab.

Da sie ihre Mutter frühzeitig durch den Tod verlor, verheirathete ihr Vater, der mit den Geschäften seines wichtigen Amtes vollauf zu thun hatte, sie sobald es ihm möglich war, mit dem Freiherrn von Chantal. Er war der Erstgeborne des

---

ward nach Annecy abgeführt und in der Kirche ihres Klosters bestattet. Der Allmächtige verherrlichte ihre großen Tugenden durch mehrere glänzende Wunder, die an ihrem Grabe erfolgten, und gerichtlich untersucht und wahr befunden wurden. Dies bewog Benedict XIV. im Jahre 1751 sie selig zu sprechen; Clemens XIII. aber im Jahre 1767 der Anzahl der Heiligen sie feierlich beizuschreiben.

Hauses Rabutin; hatte Verdienste und Tapferkeit; und diese beiden Eigenschaften erwarben ihm die Achtung und die Freundschaft Heinrichs des Großen, der ihn mit Wohlthaten überhäufte. — Sie lebte in der Ehe wie sie im ledigen Stande gelebt hatte; das heißt, sie war durch ihre Weisheit, durch ihr Betragen und durch ihre Willfährigkeit gegen ihren Gemahl das Vorbild verheiratheter Frauen, wie sie durch ihre Sittsamkeit, Frömmigkeit und Sanftmuth das Vorbild der ledigen Töchter ihres Alters gewesen war.

Das Erste, was sie that, Ordnung in ihrem Hause einzuführen, war, daß sie die Zeit zum Gebet festsetzte, und ihre Dienstleute verpflichtete, der heiligen Messe täglich beizuwohnen. Sie wollte, daß sie wissen sollten, Gott sei der erste Herr, der vor allen Andern ihrer Dienste würdig sei; ja, daß sie nach Ihm auch keinem Andern, außer darum dienen sollten, weil seine heilige Vorsehung es also forderte, und weil Er selbst diese so nothwendige Unterordnung unter den Menschen festgesetzt hatte. Sie ließ ihre Leute sorgfältig unterrichten, beschäftigte sie mit Besonnenheit und stand in ihren Krankheiten und in ihren Nöthen ihnen mit Güte bei. In solchen Fällen legte sie das Ansehen einer Gebieterin ab, und bekleidete sich mit der Zärtlichkeit einer Mutter; denn sie war überzeugt, daß sie, ihnen dienend, dem göttlichen Heilande diente, der selbst gesprochen hatte: „Was ihr einem aus diesen meinen Geringsten gethan habet, das habet ihr mir gethan.“

Da sie das Haus ihres Gemahls in Ordnung bringen wollte, das derselben gar sehr bedurfte, fing sie bei sich selbst an. Andachtsübungen, Beschäftigungen, Belustigungen, Alles, sogar ihre Kleider wurden geordnet; sie ließ diese letztern so sittsam machen als die Willfährigkeit gegen ihren Gemahl es ihr nur immer gestattete; so daß man von ihr sagte, nichts erschiene jung an ihr, außer ihr Angesicht. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen bestanden darin, daß sie entweder gute Bücher las, oder für die Kirchen und Altäre, oder aber für die Armen arbeitete. Immer aufmerksam, ihren Bedürfnissen zuvor zu kommen oder abzuhelfen, pflegte sie zu sagen, sie bitte Gott mit um so größerem Vertrauen um das, was ihr selbst nothwendig sei, wenn sie Ihm zu Liebe Denen geholfen habe, die Er sich herabließ, seine Glieder zu nennen.

Sehr hohen Werth legte sie auf das öffentliche Gebet; sie hatte einen ungemeinen Glauben an die Wirksamkeit desselben; darum auch wohnte sie dem pfarrlichen Gottesdienste sehr fleißig bei, versäumte denselben niemals, und wär auch beflissen, ihren Mann und alle ihre Dienstleute dazu anzuhalten.

Während der oftmaligen Abwesenheit ihres Gemahls, der verpflichtet war, einen Theil des Jahres im Kriege und bei Hofe zuzubringen, kam sie nicht aus dem Hause; alle Belustigungen, Spiele, bessere Mahlzeiten hörten auf; ja sogar die Besuche wurden eingestellt, jene allein ausgenommen, welche die Pflicht oder der nothwendige Wohlstand erfor-

derte. Kehrte er aber nach Hause zurück, dann bewog ihre Gefälligkeit gegen ihn die edle Frau, ihr Betragen zu ändern; sie beschränkte dann selbst ihre Andachtsübungen. Endlich aber machte sie sich Vorwürfe hierüber, suchte ihre Pflichten gegen Gott mit den Pflichten zu vereinigen, die sie gegen ihren Mann zu beobachten hatte; und unterließ dann keine ihrer frommen Uebungen mehr.

Der Freiherr von Chantal, der selbst ein Ehrenmann war und große Tugenden besaß, fand nichts dagegen einzuwenden. Er achtete sie so sehr als er sie liebte; und er selbst bekannte, sie sei mit der Länge der Zeit ihm immer lieber und theurer geworden. Ein Sohn und drei Töchter, Früchte ihrer Ehe, knüpften das Band ihrer Vereinigung noch inniger. Alles schien beizutragen, sie glücklich zu machen. Doch wo ist je in dieser Welt ein wahres und dauerhaftes Glück zu finden? Alles darin ist vermischt; und schon die Gebrechlichkeit der Gegenstände, an die man sein Herz hängt, sollte genügen, uns die Augen zu öffnen, unsern Irrthum einzusehen. Frau von Chantal war zu einer zu hohen Heiligkeit berufen, als daß sie nicht hätte müssen geprüft werden; und Gott, der mit ihrem Herzen eiferte, konnte darin keine Theilung dulden.

Ein Verwandter des Freiherrn von Chantal, sein Nachbar und inniger Freund, kam auf einen Besuch zu ihm und lud ihn zu einer Jagdpartie ein. Herr von Chantal liebte die Jagd so wenig, als sein Verwandter solche leidenschaftlich liebte; nichts desto

minder schlug er diese Gefälligkeit ihm nicht ab. Er zog denselben Tag ein rehfarbnes Kleid an; durch ein Versehen aber hielt sein Verwandter, der ihn mitten in einem Gebüsche sah, ihn für ein Hochwild, legte auf ihn an und zerschoß ihm den Schenkel. Der Freiherr fiel von dem Schusse zusammen; schrie, er sei erschossen; sein Vetter aber eilte auf diesen Schrei hinzu und fand ihn in seinem Blute liegend. Da nun der Freiherr ihn in voller Verzweiflung hierüber sah, sprach er zu ihm: „Mein lieber Freund und Vetter, du hast wider Willen auf mich geschossen; es war ein Versehen, ich verzeihe dir von ganzem Herzen!" Hierauf sandte er vier von seinen Leuten in vier verschiedene Pfarreien aus, um ganz sicher einen Beichtvater zu bekommen; und sandte zugleich um seine Gemahlin; doch mit dem Befehl, ihr zu verheimlichen, daß der Schuß tödtlich sei. Unterdessen trug man ihn in ein Haus des nächsten Dorfes, wohin Frau von Chantal sich in Eile begab. Sobald er sie erblickte, sprach er zu ihr: Liebes Weib, die Anordnungen des Himmels sind gerecht; wir müssen dieselben hochachten, lieben und sterben." Die tiefste Betrübniß, in welche seine Gemahlin versenkt war, gestattete ihr nicht zu antworten; ihre Thränen und Seufzer sprachen an ihrer Statt. Da erschien nun ein Priester, und die erste Sorge des Sterbenden war, seine Beicht abzulegen, was er auch mit einer solchen Geistesgegenwart und so christlichen Gesinnungen that, daß man deutlich sah, wie er nur einzig mit seinem Heile beschäftigt war.

Als er seine Beicht geendiget hatte, war der Erste, welcher eintrat, jener unglückselige Verwandte, der den Schuß gethan hatte. Er fiel der Frau seines Vetters zu Füßen und flehte sie um ihre Verzeihung an. Die Verzweiflung war auf seinem Angesichte ausgedrückt, und sein Schmerz war so innig tief, daß nur der Schmerz der Frau von Chantal demselben gleich kommen konnte. Sobald der Freiherr ihn sah, reichte er ihm die Hand, und sprach dann zu seiner Gemahlin: „Liebes Weib, du mußt ihm verzeihen; Gott befiehlt es dir, und ich bitte dich darum. Was mich selbst betrifft, verzeihe ich ihm aus ganzem Herzen."

Als der erste Verband gelegt war, trug man ihn nach Hause, wo seine Gemahlin, ungeachtet des Schmerzes, von dem sie niedergebeugt war, ihm Wärterin, Arzt und geistliche Führerin war. Allein Ausgaben, Pflege und Gebete waren vergeblich. Gott, der besser weiß was uns frommt, als wir selbst es wissen, versagt oft geringere Gnaden, um größere zu verleihen. Das Wundfieber nahm überhand; und am neunten Tage, nachdem der Leidende die letzten Sacramente der Kirche mit rührender Andacht empfangen hatte, bat er seine Frau und befahl seinem Sohne, nie den Gedanken zu hegen, seinen Tod zu rächen. Noch einmal wiederholte er ihnen, er verzeihe seinem Vetter von ganzem Herzen; ließ diese Verzeihung in das Kirchenbuch eintragen und gab seiner Familie Befehl, kein Rachegefühl über seinen Tod zu bewahren. Einen Augenblick hernach gab er

den Geist auf, und hinterließ seine Gemahlin in einem unausssprechlich tiefen Schmerz.

Also weiß Gott durch auffallende und plötzliche Ereignisse Herzen zu lösen, die Er ungetheilt besitzen will. Die Folgen seiner Absicht auf die Frau von Chantal forderten kein geringeres Opfer. Glückselig, wer, ohne die Absichten Gottes zu kennen, und ohne darauf zu sehen, was sie uns kosten, denselben sich unterwerfen kann! Noch glückseliger, wer solche lieben kann, ein kindliches Herz gegen Ihn bewahrt, und glaubt, er könne jene heilige Freiheit nicht zu theuer erkaufen, die uns in den Stand setzt, nur für Ihn allein mehr zu leben!

Dies waren die Gesinnungen der Frau von Chantal. Sie zeigte bei dieser Gelegenheit, daß die nämlichen Streiche, die das Stroh zermalmen, den guten Weizen sondern; daß Gold in dem nämlichen Feuer sich läutert, worin die Spreu verbrennt; daß die nämlichen Trübsale, welche die Bösen erhärten und anregen, an der Vorsehung zu zweifeln, die Gläubigen reinigen und nur dazu dienen, ihren Glauben und ihre Liebe zu vermehren. Sie beweinte, was ihr erlaubt war, ja was sie sich für verpflichtet hielt, zu lieben; es schmerzte sie, die Bande, die Gott selbst geknüpft hatte, so bald gebrochen zu sehen; da sie aber zugleich auch die Augen zu jenem unabhängigen und allerhöchsten Wesen erhob, das Alles nur um Seiner selbst willen erschaffen hat, dem Alles ohne Murren nachgeben muß; auf jene unendliche Güte, die das Uebel nur wegen eines größern

Gutes zuläßt, sprach sie mit dem großen Dulder Job: Gott hatte ihn mir gegeben, Gott hat ihn mir genommen; wenn wir das Gute annehmen, das es ihm wohlgefällig ist, uns zu geben: warum sollten wir nicht von dieser nämlichen, immer gleich wohlthätigen Hand auch die Trübsale annehmen, die Er für rathsam hält, uns zu senden!

Durch diese Unterwerfung unter Gottes Anordnungen lernte sie seine Absichten über sie bald deutlicher erkennen. Sie sah ein, daß sie ihr Herz nicht hätte so fest an etwas heften sollen, das sie so leicht verlieren konnte; und daß Gott, der allein frei von der Hinfälligkeit, die mit sichtbaren Dingen verknüpft ist, der das einzige Gut ist, das uns nicht wider unsern Willen kann entrissen werden, auch das einzige Gut sei, an das allein sie ihr Herz heften sollte. Auch erfuhr sie späterhin, wie sehr Er durch sich selbst Diejenigen zu trösten vermag, die Er betrübt; und bekannte hernach selbst, sie könne es nicht begreifen, wie sie bei so großen Leiden so vergnügt seyn könne.

In diesem Zustande des Schmerzes und der Freude glaubte sie, dem Rathe des heiligen Apostels Paulus nachkommen zu müssen; und beschloß nun, da sie von dem Bande der Ehe gelöst sei, kein neues Ehebündniß mehr einzugehen. An diesem Entschlusse hatte Gott ohne Vergleich mehr Antheil als die Verehrung für das Andenken ihres Gemahls, oder die Liebe zu ihren Kindern. Denn um nicht in Versuchung zu kommen, denselben zu brechen, legte sie das Gelübde ab, ihren Vorsatz zu halten, und ergab sich unwiderrufli-

cher Weise an Gott, um nur für Ihn allein mehr zu leben. Von dieser Zeit an sah man beinahe nichts mehr Menschliches an ihr. Einen großen Beweis dessen gab sie, als sie, um deutlicher zu zeigen, wie aufrichtig sie den Tod ihres Gemahls verzeihe, Eines der Kinder Desjenigen, der ihn getödtet hatte, zur Taufe hob.

Einige Zeit hierauf theilte sie alle ihre Kleider an die Armen aus, und that das Gelübde, keine andern Kleider mehr außer wollene zu tragen. Sie entließ einen Theil ihrer Dienstleute, nachdem sie dieselben reichlich belohnt hatte; und behielt nur so viele, als ihr unumgänglich für sich und ihre vier Kinder nothwendig waren. Hernach wendete sie allen möglichen Fleiß an, sie gut zu erziehen, und theilte die Beschäftigungen des Tages zwischen ihrer Erziehung, der Arbeit und dem Gebet.

Sie hatte ein großes Verlangen, einen geistlichen Führer zu finden, der nach dem Herzen Gottes wäre, und sie auf seinen Wegen führen könnte. Und da sie wußte, wie schwer ein solcher zu finden, und wie gefährlich es für eine so gelehrige Seele wie die ihrige sei, sich hierin zu irren, flehte sie Gott inbrünstig darum an, und fastete und gab Almosen in dieser Absicht. Eine Dame, die zu ihren Freundinnen gehörte, rieth ihr, den ihrigen zu nehmen, und sagte ihr viel Gutes von ihm. Die heilige Witwe willigte ein, wiewohl mit einem geheimen Widerwillen, den sie niemals zu überwinden vermochte; auch war er nicht Derjenige, den Gott für sie bestimmt hatte;

und es war kein geringerer als der heilige Bischof von Genf ihr nothwendig, um zu jenem hohen Grade der Vollkommenheit zu gelangen, den sie unter seiner Leitung erreichte. Sie gehorchte ihm indessen dennoch mit Unterwürfigkeit, wiewohl immer mit dem nämlichen Widerwillen; aber ihre tiefe Demuth beredete sie, sie könne nichts Schlimmeres thun, als sich selbst leiten.

Endlich als im Jahre 1604 das Parlament von Burgund von dem heiligen Bischof von Genf das Versprechen erhalten hatte, er werde in der künftigen Fastenzeit zu Dijon predigen, begab sie sich dahin, ihn zu hören. Sobald sie ihn auf der Kanzel erblickte, sagte ihr eine geheime Regung, er sei Derjenige, den Gott ihr zum geistlichen Führer bestimmt habe. Auch der heilige Bischof bemerkte sie, und erinnerte sich bei ihrem Anblick sogleich jenes Gesichtes, das er, wie bereits früher gesagt ward, auf dem Schlosse Sales gehabt hatte; und glaubte, sie als Diejenige zu erkennen, die Gott ihm als das Werkzeug gezeigt hatte, dessen Er sich bedienen wollte, ihn in der Errichtung eines neuen Ordens zu unterstützen. Als er die Kanzel verließ, und begierig war, ihren Namen zu erfahren, begegnete ihm eben der Erzbischof von Bourges, sein inniger Freund, den er darum befragte. Dieser sagte ihm, es sei seine Schwester, die Witwe des Freiherrn von Chantal. Da er in der Folge öfters bei dem Präsidenten Fremiot, dem Vater der heiligen Witwe, speiste, hatte er Gelegenheit, mit ihr sich zu unterreden; und sie ward

von der Heiligkeit seiner Gespräche mit Bewunderung für ihn erfüllt; wie sie es bereits von seinen Predigten gewesen war. Auf diese Weise also lernten sie einander kennen, und es bildete sich zwischen ihnen jene heilige Vereinigung, die späterhin die Veranlassung herbei führte, den Orden Mariä-Heimsuchung zu stiften.

Frau von Chantal hatte ungemein großes Verlangen, ihr Inneres ihm zu entdecken; allein sie ward durch ein Gelübde abgehalten, das höchst tadelhaft war, und das ihr Führer ihr abgedrungen hatte, nur mit ihm allein von ihren Gewissensangelegenheiten zu sprechen. — Eines Tages, als es den heiligen Bischof bedünkte, sie sei etwas mehr als gewöhnlich geputzt, fragte er sie, ob sie minder sauber wäre, wenn sie keine Spitzen an ihrem Kopfputze und keine Eicheln an ihrem Schnupftuche hätte. Auf der Stelle schnitt die heilige Witwe die Eicheln ab, und ließ auch noch an demselben Abend die Spitzen lostrennen. Der heilige Prälat, der besser als irgend Jemand wußte, daß vor Gott nichts aus Allem gering ist, was der Mensch thut, Ihm zu gefallen, bewunderte ihre Gelehrigkeit; und urtheilte von diesem Augenblicke an, sie würde, wenn sie unter guter Leitung stände, große Fortschritte in der Tugend und Vollkommenheit thun.

Um dieselbe Zeit war der geistliche Führer der Frau von Chantal genöthigt, eine Reise zu machen. Gott ließ während seiner Abwesenheit es zu, daß sie von so heftigen Versuchen bestürmt wurde, daß sie aus Furcht, den Verstand darüber zu verlieren,

an den heiligen Bischof sich wendete, ihr Herz ihm eröffnete, und so getröstet von ihm fortging, daß es sie, wie sie selbst es bekannte, bedünkte, es sei nicht ein Mensch, sondern ein Engel Gottes, der mit ihr gesprochen habe.

Die Leichtigkeit, mit welcher der heilige Prälat diese große Unruhe, von welcher sie geängstigt ward, zerstreut, und den Frieden ihrer Seele ihr zurückgegeben hatte, vermehrte ihre Hochachtung und ihr Vertrauen zu ihm. Sie hatte bei ihm Einsichten, eine Klugheit und Nächstenliebe, welche bei einem geistlichen Führer nothwendig sind, gefunden, die sie noch nirgend anderswo angetroffen hatte. Er sah heller als sie selbst, was in ihrer Seele vorging; er kam den Schwierigkeiten zuvor, und seine Antworten waren ihren Bedürfnissen so genau angemessen, daß sie nicht mehr zweifelte, Gott habe es also geleitet, daß sie, unter der Führung des heiligen Prälaten, auf seinen Wegen wandeln sollte. In dieser Absicht bat sie ihn, ihre Beicht zu hören. Anfangs zwar weigerte er sich dessen, doch blos, um sie zu prüfen; und willigte dann in ihre Bitte. Ein tiefer Friede, den sie bis dahiu nie empfunden hatte, folgte auf ihre Beicht; zu gleicher Zeit aber nahm auch ihr Verlangen zu, unter seiner Leitung zu stehen. Er gab ihr die Hoffnung, es könne mit der Zeit sich fügen, und sagte ihr, man müsse Gott bitten, daß Er ihnen Beiden seinen Willen zu erkennen gebe, und dies mit Ruhe erwarten. Es war dies beinahe der einzige Fehler, den der Heilige von jener Zeit an,

an der Frau von Chantal wahrnahm; sie hatte eine Lebhaftigkeit für das Gute, die ihr keine Ruhe ließ; immer war sie unruhig, immer unzufrieden mit sich selbst; nie that sie, ihrer Meinung nach, genug; und war immer bereit, neue Dinge für Gottes Ehre und ihre Heiligung zu unternehmen.

Der heilige Prälat billigte diese Unruhe nicht; er wußte, daß der Geist Gottes sich nicht gern in der Verwirrung aufhält; daß Er den Frieden und die Ruhe des Herzens liebt; kurz, er betrachtete diese Eilfertigkeit der frommen Witwe, das Gute zu thun, als eine große Anlage zu einer erhabenen Heiligkeit zu gelangen, doch als eine Anlage, die zerstört werden mußte, um dahin gelangen zu können.

Als einige Tage hernach der heilige Bischof von der Frau von Chantal Abschied nahm, um in sein Bisthum zurückzukehren, sagte er ihr, es bedünke ihn, es sei Gott genehm, daß er ihre Leitung übernehme; er werde davon jeden Tag mehr überzeugt; doch müsse man in nichts voreilig seyn; und er wolle nicht, daß irgend Menschliches bei dieser Sache Statt finde. Einige Zeit hernach erhielt sie diese nämliche Versicherung von einem großen Diener Gottes, dem sie im Vertrauen mitgetheilt hatte, was zwischen ihr und dem heiligen Prälaten sich ergeben hatte. Unterdessen nahm der Ueberdruß, den sie unter der Leitung ihres ersten geistlichen Führers empfand, mit jedem Tage zu; zwar bedünkte es sie, er führe sie auf ganz heiligen, jedoch nicht auf jenen Wegen, die sich für sie geziemten; Gott fordere von

ihr etwas Anderes, das ihr nicht bekannt sei; und ihre Eilfertigkeit für das Gute versetzte sie in eine Unruhe, die sie nicht die Kraft hatte, zu mäßigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit wollten der heilige Bischof und die Gräfin Sales, seine Mutter, ein Gelübde erfüllen, das sie zu St. Claude gethan hatten, und er gab der Frau von Chantal Nachricht davon, da er gehört hatte, sie habe ein ähnliches Gelübde gethan. Er zeigte ihr also den Tag an, wo sie dort eintreffen würden; und die Frau von Chantal begab sich ebenfalls dahin. Hier entfaltete sie nun dem Heiligen ihr ganzes Inneres, und legte ihm eine allgemeine Lebensbeicht ab. Er benahm ihr ihre Aengstlichkeit über die Gelübde, die ihr geistlicher Führer ihr abgedrungen hatte; und verfaßte eigenhändig eine Lebensregel für sie, an die er ihr rieth, sich so lange zu halten, bis er es rathsam fände, solche abzuändern. Da man dieselbe vielleicht ungern hier vermissen würde, wollen wir dieselbe anführen.

Dieser Methode zufolge, stand sie also jeden Morgen um fünf Uhr auf, kleidete sich allein und ohne Feuer zu jeder Jahreszeit an, und hielt dann eine Stunde innerlicher Betrachtung; eine Uebung, die der heilige Prälat über alle Andern empfahl. Hierauf ließ sie ihre Kinder aufstehen, ließ sie, so wie die Hausleute, das Morgengebet verrichten, und führte sie dann in die Messe. Nachmittags las sie eine halbe Stunde hindurch in der heiligen Schrift, unterrichtete ihre Kinder, Dienstboten und Diejenigen aus dem Dorfe, die sich dabei einfinden wollten, im Ka-

techismus, oder gab ihnen andere christliche Unterweisungen. Vor dem Abendessen hielt sie eine Viertelstunde geistlicher Einsamkeit und betete dann den Rosenkranz. Am Abend zog sie um neun Uhr sich zurück, wartete mit ihren Kindern und Dienstleuten dem Gebet und der Gewissenserforschung ab, gab ihnen Allen das Weihwasser und betete dann noch eine halbe Stunde allein. Endlich beschloß sie den Tag mit der Lesung der Betrachtung für den folgenden Tag. Die übrige Zeit, von welcher nichts angemerkt ward, verwendete sie entweder auf ihre Geschäfte oder auf Krankenbesuche, wenn es Kranke zu besuchen gab.

Nach dieser nämlichen Vorschrift hatte sie es sich zu einer heiligen Gewohnheit gemacht, in Gottes Gegenwart zu wandeln. Diese Gewohnheit war bei ihr so stark, daß sie Gott in allen Dingen sah, und daß alle dazu dienten, sie an Ihn zu erinnern; auch war dieselbe zugleich so lieblich und so ruhig, daß man sie nicht wahrnahm, und daß solche sie nicht hinderte zu handeln, sich zu unterreden und auf Alles aufmerksam zu seyn.

Was bei diesem so heiligen und der Nachahmung so würdigen Leben zu bewundern war, ist, daß dasselbe weder traurig noch irgend gezwungen war. Sanftmuth und Freiheit des Geistes herrschten in allen Handlungen der Frau von Chantal; sie war gütig, gefällig, für Jedermann leicht zugängig; ja sie unterbrach sogar ohne Gewissensängstlichkeit ihre Uebungen oder verlegte sie auf eine andere Zeit,

wenn die Liebe oder die Bedürfnisse des Nächsten es erforderten. Selbst ihre Dienstleute, wiewohl solche Personen selten auf derlei Dinge Acht haben, sprachen, wenn sie sahen, wie ihre Frau immer innerlich gesammelt war, und oft mitten unter der größten Verwirrung der Geschäfte und des Hauswesens, durch oftmalige Rückblicke sich zu Gott wendete, unter einander: „Die gnädige Frau betet zu allen Stunden des Tages; sie verliert Gott nicht aus dem Gesichte; und dies fällt Niemand zur Last." — Man ertheilte hierüber der Leitung des heiligen Prälaten großes Lob; und selbst die größten Feinde der Frömmigkeit stimmten darin überein, daß solche nicht nur nichts verdirbt, sondern auch alle Dinge freundlich ordnet, wenn sie echt ist und wohl geübt wird.

Nachdem nun diese gottselige Frau ihr Inneres also geordnet hatte, war sie auch bedacht zu ordnen, was sie für noch zu weltlich an ihrer Person betrachtete. Sie schnitt ihr Haar ab, das sehr schön und lange war und trug nur dichte und glatte Wäsche. Sehr sorgfältig tödtete sie ihren Geschmack ab, aß nur ganz gemeine und übel bereitete Speisen, wenn sie allein war; erforderte es aber die Gesellschaft, daß sie ungewöhnliche und gut zugerichtete Speisen aufsetzen mußte, so ließ sie solche ohne Ziererei auf ihrem Teller und befahl, solche irgend einem armen Kranken zu bringen. Sie fastete an den Freitagen und Sonnabenden, trug das härene Bußkleid an den übrigen Tagen und geißelte sich oftmals. Durch die Uebung eines so heiligen Lebens erlangte sie eine sol-

che Gewalt über ihre Leidenschaften, daß nichts in der Welt im Stande war, sie zu verwirren. Sie war, wie bereits erinnert wurde, von Natur lebhaft, eilfertig und unruhig. Alle diese Fehler legte sie unter der Leitung des heiligen Bischofs ab. Er ging immer darauf aus, das Herz zu ordnen. Dies war's, womit er anfing, da er versichert war, daß das Uebrige dann nicht lange säumen würde, nachzufolgen. Nichts war daher Anfangs lieblicher als seine Führung; er forderte wenig äußerliche Uebungen; hatte man aber einmal der Frömmigkeit Geschmack abgewonnen, und fand er ein Herz, das von sinnlichen Dingen und von sich selbst gelöst war, dann führte er dasselbe durch schonende Rathgebungen voll der Klugheit bis zur höchsten Vollkommenheit. Also benahm er sich gegen Frau von Chantal. Dieser große Prälat, der nach dem Vorbilde des heiligen Apostels Paulus sich gebildet hatte, und, um in den Ausdrücken desselben zu sprechen, Milch den Schwachen und stärkere Speisen den Vollkommnen gab, wollte Anfangs der heiligen Witwe nicht Alles gestatten, was ihr Eifer ihr einflößte; er überlud sie nicht; er schonte ihrer Kräfte, und gewöhnte sie mälig und mälig an die Uebung großer Tugenden. Allerdings legte sie einen weiten Weg in kurzer Zeit zurück; doch ist dies nicht Jedem gegeben; und man muß dem Maß der Gnade folgen, die von Oben gegeben wird.

Dieser nämlichen Methode gemäß wollte Frau von Chantal an Sonn- und Festtagen, so sehr es sich

thun ließ, sich nicht mit zeitlichen Dingen beschäftigen, noch auch davon reden hören; es waren dies Tage, die gänzlich Gott und der Nächstenliebe geweiht waren. War der Gottesdienst zu Ende, so ging sie Kranke besuchen, tröstete dieselben, machte ihnen das Bett, und ließ es ihnen weder an Nahrung, noch an Arzeneien, noch an geistlicher Hilfe fehlen.

Immer hatte sie einige Arme bei sich, die mit Geschwüren bedeckt waren; oft diente sie ihnen auf den Knien, und immer mit Ehrfurcht; denn der Glaube, von dem sie beseelt war, zeigte ihr Jesum Christum in ihnen; sie wachte bei ihnen, wenn ihre letzte Stunde herannahte; stand ihnen bis zum Tode bei, und begrub sie oft mit einem Muthe, der alle Jene in Erstaunen versetzte, die nicht gleich ihr von vollkommner Nächstenliebe beseelt waren.

Also lebte diese adelige Dame in einem Alter von zwei und dreißig Jahren mitten in der Welt. Durch die Uebung solcher Tugenden bereitete Gott sie vor, einst die Mutter so vieler heiligen Töchter zu werden, die sie noch heut zu Tage als ihre Stifterin und als ihre Mutter betrachten und verehren. Es scheint aber auch, es sei Gottes Absicht gewesen, durch ein so heiliges und nach den Rathgebungen und Beispielen des heiligen Bischofs von Genf gebildetes Leben, Diejenigen im Voraus zu beschämen, die einst seine Lehre und seine Führung der Schlaffheit und einer, mit der Strenge des Evangeliums nicht

sonderlich übereinstimmenden Willfährigkeit beschuldigen sollten.

Als sie im Jahre 1600 sich zu Bourbilly, einem ihrer Landgüter, aufhielt, gab es daselbst so viele Kranken, daß ihre Nächstenliebe, so thätig sie auch war, nur sehr schwer für alle hinreichte. Sie stand ihnen bei mit ihrem Vermögen, mit ihrer Pflege, mit ihrem Gebet und mit ihren Unterweisungen. Oft bestattete sie derselben vier an Einem Tage; ohne daß die äußerste Gefahr, welcher sie sich Preis gab, im Stande war, sie abzuschrecken. Endlich aber konnte sie die schweren Mühen, welchen sie zwei Monate hindurch sich unterworfen, nicht länger aushalten, und ward selbst an einer Ruhr krank, die sie bis an den Rand des Grabes brachte. Während dieser Krankheit gab sie Beweise einer unüberwindlichen Geduld und Sanftmuth; beklagte sich nie über anderes als über die Plage, die man mit ihr habe, und über die Gefahr, welcher man bei ihrer Bedienung sich aussetze. Ob sie auch noch in der Blüthe ihrer Jahre war, war es ihr dennoch nicht leid um ihr Leben; mehr jedoch schien sie darüber gerührt, daß sie ihre Kinder verlassen müsse, die noch in zartem Alter waren, und der Pflege einer so tugendhaften, so weisen und so gefühlvollen Mutter noch gar sehr bedurften. Doch ihre Unterwerfung unter Gottes Anordnungen gestattete ihr nicht, die mindeste Besorgniß darüber zu äußern; sie glaubte getreu, Er würde ihnen Alles seyn; und in dieser Unterwerfung unter seine Vorsehung erwartete sie

den Tod mit einer Ruhe, die ein reines und auf die Güte des Herrn vertrauendes Herz einzuflößen pflegt.

Ihre Stunde war jedoch noch nicht gekommen; und Gott bewahrte sie für das große Werk der Stiftung des Ordens von der Heimsuchung Mariä auf, das sie mit dem heiligen Bischof von Genf beginnen und nach seinem Tode fortsetzen sollte. Sie genas gegen die Erwartung Aller; nahm, sobald ihre Gesundheit es erlaubte, ihre Uebungen abermal vor; und fuhr fort, den Kranken mit so großem Eifer zu dienen, als ob ihre Nächstenliebe ihr nicht beinahe das Leben gekostet hätte. Wie aber sollte die heilige Liebe Gottes nicht antreiben zu thun, was die Liebe zum Ruhme alle Tage so viele tapfere Krieger zu thun antreibt, die sich noch größern Gefahren aussetzen, ob sie auch oft nahe daran waren, in der Gefahr umzukommen!

Einige Zeit hierauf erhielt sie ein Schreiben von dem heiligen Prälaten, in welchem er ihr meldete, er halte es für nothwendig, daß sie eine Reise nach Annecy mache. Diesen Beweggrund wohl aufzufassen, muß hier erinnert werden, daß sie bei Gelegenheit jener Reise nach St. Claude, von welcher oben die Rede war, eine innige Freundschaft mit der Gräfin von Sales, der Mutter des heiligen Prälaten, geschlossen hatte und ihr hatte versprechen müssen, sie zu Sales zu besuchen. Dies Versprechen hatte sie ein Jahr zuvor erfüllt; und während der Unterredungen, die sie damals mit dem heiligen Bischof pflegte, hatte dieser ihr eröffnet, er denke über

einen wichtigen Plan nach, bei dessen Ausführung Gott ihrer sich bedienen wolle. Sie befragte ihn darüber um nähern Aufschluß; allein der heilige Prälat antwortete ihr, er wolle noch reiflicher über die Ausführung der Sache nachdenken; und er könne erst nach einem Jahre ihr das Nähere darüber sagen; unterdessen aber bitte er sie, ihr Gebet mit dem seinigen zu vereinen und diese Angelegenheit Gott inbrünstig zu empfehlen. Er schrieb ihr also nun, sich nach Annecy zu begeben; weil er den Plan des großen Werkes ihr mittheilen wollte.

Nachdem sie also daselbst angekommen war, sagte ihr der heilige Prälat, er habe den Vorsatz reiflich vor Gott bedacht, den sie oft ihm mitgetheilt habe, die Welt zu verlassen, und sich in den klösterlichen Stand zu begeben; er sei dabei auf große Schwierigkeiten gestoßen; es sei jedoch endlich Zeit, ihr Antwort zu geben. Um nun ihre Folgsamkeit auf die Probe zu stellen, schlug er ihr vor, in den Orden der heiligen Clara zu treten; dann Schwester des Hospitals zu Beaume, und endlich Carmeliterin zu werden. Die heilige Witwe willigte in jeden Vorschlag mit einer so großen Gelehrigkeit, als ob sie gar keinen Willen gehabt hätte; und als ob es hier nicht auf eine Verpflichtung angekommen wäre, die so lange als ihr Leben dauern sollte.

Endlich theilte hierauf der heilige, und über ihre Unterwerfung höchlich erfreute Bischof ihr die Entwürfe mit, die er für die Errichtung des Frauen-Ordens von der Heimsuchung Mariä gemacht hatte:

den in der Folge Beide mit einander errichteten. Sie bekannte späterhin, sie sei bei Eröffnung dieser Sache mit hoher Freude erfüllt worden, und habe eine so mächtige Anziehung Gottes zu dieser heiligen Unternehmung gefühlt, daß sie nicht habe zweifeln können, es sei dies sein Wille, und Er werde seinen Segen dazu geben.

Da sie jedoch einen vortrefflichen Verstand, einen weisen Sinn und viele Gewandheit in den Geschäften hatte, sah sie dabei große Schwierigkeiten voraus; und in der That waren dieselben nicht gering. Denn nichts davon zu erwähnen, daß alle neuen Stiftungen gewöhnlich großen Widersprüchen ausgesetzt sind; und daß Jenes, was nicht Gebrauch und Gewohnheit berechtigen, beinahe immer verdächtig ist, gab es Hindernisse in großer Anzahl, selbst von Seiten der Frau von Chantal, die leicht voraus zu sehen waren. Zu diesen gehörten: ein einziger Sohn, der jung war, große Hoffnungen erweckte, und der ihrer Sorgfalt bedurfte; — drei Töchter in kindlichem Alter, denen sie nicht minder nothwendig war; — verwickelte Geschäfte, von welchen sie allein genauere Kenntnisse hatte; ein Vater und ein Schwiegervater, die hohen Alters waren, und welche schon der Wohlstand allein ihr nicht erlaubte, zu verlassen. Wie sollte sie allen diesen Dingen den Abschied geben, um außerhalb des Königreiches sich niederzulassen? — Und worauf sollte man diese Stiftung gründen? woher die Mittel, die Unterstützung dazu nehmen? Ein armer Bischof,

der kaum selbst so viel hatte, als zu seinem Unterhalt hinreichte; der die Armen liebte, und durch seinen Charakter verpflichtet war, große Almosen zu geben; — eine junge Witwe, die zwar allerdiugs reich war, aber auf deren Vermögen man fest beschlossen hatte, nicht zu rechnen; die menschliche Klugheit konnte in einen solchen Plan sich nimmermehr einlassen. Auch konnte der heilige Bischof, der Alles vorausgesehen hatte, sich nicht enthalten, zu sagen: Ich sehe bei allen diesen Dingen ein Chaos; aber die göttliche Vorsehung, vor welcher alle Weisheit der Menschen nur Thorheit ist, wird solches entwickeln, sobald die Zeit dazu erschienen seyn wird.

Kann man aber auch in der That den Glanz betrachten, in welchem in unsern Tagen der Orden von der Heimsuchung Mariä in dem Königreiche und außerhalb desselben steht; kann man so viel wohl gebaute und so gut gestiftete Häuser, kann man diese so schön geschmückten Kirchen betrachten, die mit Allem versehen sind, was erforderlich ist, eine hohe Idee von der göttlichen Majestät einzuflößen, welcher darin mit so vieler Würde gedient wird; kann man diese große Anzahl frommer Klosterjungfrauen, diese Liebe, diese christliche Einfalt, diese Loslösung des Herzens, die unter ihnen herrscht, diese strenge Zucht, diese Zurückgezogenheit, diesen innerlichen und ursprünglichen Geist, dem sie so heilig anhangen, kurz, kann man diese großen Tugendbeispiele, kann man dies Alles betrachten, — ohne die Hand Gottes zu erkennen, welche diesen heiligen Orden

gebildet hat, unterstützt und aufrecht erhält? — Vereint man mit allen diesen Dingen noch die Widersprüche, Hindernisse und Unfälle, die in seinem ersten Anfang ihn trafen, so muß man allerdings bekennen, daß ungemein viele Klugheit, Eifer und Muth dazu gehörte, diesen großen Plan fest auszuführen; oder vielmehr, daß etwas mehr denn Menschliches der Geburt und dem Wachsthum desselben vorstand.

Während Frau von Chantal zu Annecy sich aufhielt, hegte die, über ihr Verdienst entzückte Gräfin Sales die Absicht, sich durch innigere Bande mit ihr zu vereinigen; sie ließ ihr daher durch den heiligen Prälaten vorschlagen, seinen Bruder, den Freiherrn von Thorens mit ihrer ältesten Tochter zu vermählen. Die heilige Witwe kam über diesen Antrag in nicht geringe Verlegenheit; zwar wünschte sie einerseits diese Heirath, und hielt sich dadurch für sehr geehrt; andrerseits jedoch sah sie große Hindernisse von Seiten der beiden Großväter ihrer Tochter vor; und war überzeugt, sie würden nimmermehr einwilligen, daß man sie außerhalb des Königreiches verheirathete. Indessen nahm sie den Vorschlag mit großen Freudenbezeigungen an; verhieß Alles, was von ihr abhinge, und ersuchte hinwieder gegenseitig die Gräfin Sales und den heiligen Prälaten, die jüngste seiner Schwestern mit sich nach Montelon mitnehmen zu dürfen, dieselbe in ihrem Hause zu erziehen. Beide gaben ihre Einwilligung; doch sie starb kurz nach

ihrer Ankunft daselbst; wie bereits im fünften Buche, gegen das Ende desselben hin, erzählt ward.

Frau von Chantal benützte diesen traurigen Vorfall dazu, daß sie ihrem Vater die Heirath ihrer Tochter mit dem Freiherrn von Thorens vorschlug; dieser jedoch machte alle Schwierigkeiten, welche die heilige Witwe vorausgesehen hatte; sie dagegen sagte ihm mit großer Festigkeit, nach dem Verluste, den das Haus von Sales durch sie erlitten, glaube sie, sie könne es sich nicht erlassen, dasselbe dadurch zu entschädigen, daß sie ihm Eine ihrer Töchter gebe. Der Präsident fühlte diesen Grund und willigte um so lieber in diese Ehe, als dies eine ehrenvolle Verbindung war, und er auch den Bischof von Genf ganz besonders liebte und verehrte. Die Verwandten des Fräuleins von Chantal väterlicher Seite, die von der Einwilligung des Präsidenten fortgerissen wurden, genehmigten nun ebenfalls diese Ehe. Sogleich gab die heilige Witwe dem heiligen Prälaten Nachricht von der Sache, und er selbst führte dann den Freiherrn von Thorens auf, damit er um das Fräulein anhielte, das erst eilf Jahre alt war. Der Ehevertrag ward unterschrieben und die Vermählung für das künftige Jahr bestimmt.

Diese Ehe, die nun im Reinen war, führte den Antrag einer andern herbei; man warb nämlich um Frau von Chantal selbst. Ein sehr reicher, sehr gebildeter und sehr wohlgestalteter Herr aus Burgund, der überdies ein inniger Freund des Präsidenten Fremiot, ihres Vaters, war, verlangte sie von ihm zur

Ehe. Der Präsident und alle Verwandten der heiligen Witwe wünschten sehnlich, daß diese Sache zu Stande käme; und man drängte die heilige Frau um so mehr dazu, als durch eine zweifache Heirath, die man mit den Kindern der Familie vorhatte, das Haus zu großem Reichthum gelangte. Die Versuchung war heftig; sie mußte wider ihr eigenes Herz kämpfen; denn sie konnte gegen so viele Verdienste und Annehmlichkeiten jenes Herrn und auch gegen die Vortheile nicht gleichgültig seyn, die eine solche Ehe ihrem Hause verschaffte; doch Gott! dem nichts widersteht, wenn Er eines Herzens sich versichern will, erhielt die Oberhand; und die Verheißungen, die sie so oft Ihm gegeben hatte, Ihm allein anzugehören, errangen endlich den Sieg. Der Edelmann entfernte sich; und die heilige Witwe, die ihr Gelübde, das sie abermal erneuerte, nie ähnliche Vorschläge anzuhören, durch ihr Blut besiegeln wollte, hatte den Muth, mit einem glühenden Eisen den Namen Jesus sich auf die Brust einzuprägen; welche außerordentliche und mehr zu bewundernde als nachzuahmende That von einem großen Muthe und festem Vorsatze zeugt, nie einem Andern als Gott anzugehören. Ja sie glaubte sogar, daß sie, um in Zukunft ähnlichen Verfolgungen auszuweichen und sich selbst nicht mehr der Gefahr auszusetzen, über die Ehe versucht zu werden, dem Präsidenten, ihrem Vater, über den Plan, den sie mit dem heiligen Bischof von Genf im Sinne hatte, und über ihre Absicht sich eröffnen müsse, die Welt gänzlich zu verlassen. Als sie daher

einige Tage hernach sich allein mit ihm befand, sagte sie ihm: sie habe seit dem Tode ihres Mannes sich immer sehr lebhaft gedrängt gefühlt, von der Welt sich abzusondern, um nur für Gott allein zu leben; sie fürchte, in schwere Schuld zu verfallen, wenn sie ihrem Berufe sich länger widersetze; ihre älteste Tochter wäre nun verheirathet, die beiden andern wären im Kloster; er habe die Güte gehabt, für ihren Sohn zu sorgen, und sie hätte ihn keinen bessern Händen übergeben können; es sei also nun nichts mehr, das sie verhindere, der Stimme Gottes zu gehorchen, der sie seit so langer Zeit berufe, außer der Mangel an seiner Einwilligung, die sie ihn inständigst bitte, ihr zu geben.

Bei diesem Vortrag ward der gute Greis nicht wenig überrascht; er fühlte sich bis in das Innerste seines Herzens beklommen, weinte bitterlich, umarmte sie dann herzlich und sprach: „Wie denn, liebe Tochter! rechnest du für gar nichts einen Vater wie mich, der ich dich immer mit so großer Zärtlichkeit geliebt habe? O laß mich doch früher sterben, ehe du mich verlässest; und dann magst du thun, was immer dir gefällig seyn wird!" — Die Heftigkeit seines Schmerzes verhinderte ihn, mehr zu sprechen; und er versank in eine Niedergeschlagenheit, die sogar eine minder gefühlvolle Person, als Frau von Chantal es war, zu Mitleid angeregt hätte. Sie war auf einen so schweren Sturm nicht gefaßt; doch verblieb sie fest auf ihrem Vorsatze. Um indessen ihren Vater nicht ohne Trost zu lassen, sagte sie ihm,

was sie nun so eben ihm mitgetheilt habe, stehe noch in weitem Felde; sie habe blos geglaubt, sie müsse es ihm, als ihrem guten Vater anvertrauen; es sei noch nichts im Reinen; und sie würde niemals ohne seine Einwilligung über sich selbst verfügen. — Der Präsident nahm sie beim Worte, und um desselben noch mehr sich zu versichern, ließ er sich von ihr das Versprechen geben, nichts zu beschließen, bis er nicht zuvor mit dem Bischof von Genf gesprochen habe; und verhieß ihr dafür gegenseitig, es bei dem bewenden zu lassen, was derselbe entscheiden würde.

Frau von Chantal glaubte, durch dies Versprechen ihres Vaters Alles gewonnen zu haben; denn sie zweifelte nicht, der heilige Prälat, mit welchem sie Eins war, werde für sie entscheiden, und endlich die Einwilligung ihres Vaters erhalten, welche sie nicht glaubte, durch sich allein erhalten zu können.

Sobald sie jedoch allein war, hatte sie einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Die Festigkeit, die sie gezeigt hatte, wich von ihr; es bedünkte sie, es liege Unmenschlichkeit und folglich Täuschung in ihrem Vorhaben, ihren Vater und ihre Kinder zu verlassen; die Natur sprach mit lauter Stimme in ihrem Herzen; die Vernunft unterstützte die Empfindungen der Natur; und es bedünkte sie, der Glaube billige dieselbe; auch mengte sich der Feind unsres Heiles, der unsere Schwächen so gut zu benützen weiß, in diese Sache. Aus allem Diesem bildete sich ein heftiger Sturm, der ihr Vorhaben in Unschlüssigkeit verwandelte; ja diese Unentschlos-

senheit wich einem umgekehrten Entschluß; sie erstaunte, wie sie sich hätte entschließen können, Bande zu brechen, die Gott selbst geknüpft hätte; und verdammte dann ihr Vorhaben; hierauf aber wieder sich selbst, daß sie dasselbe habe verdammen können.

Dies war ihr innerlicher Zustand, als der Erzbischof von Bourges, ihr Bruder, den der Präsident von dem Vorsatz seiner Schwester benachrichtiget hatte, zu Dijon ankam. Beide vereinten sich nun mit einander und bestürmten auf furchtbare Weise dies Gemüth, das ohnehin schon sehr erschüttert war.

Der Erzbischof, der in seiner Familie alles Ansehen besaß, das seine Würde, die noch überdies von großen Verdiensten unterstützt war, ihm geben konnte, tadelte höchlich den Entschluß seiner Schwester. Er behauptete ihr ins Angesicht, es sei größere Tugend, in der Vollkommenheit des Standes zu leben, in welchen Gott uns gesetzt hat, als einem Schatten von Eifer, einer bloßen Laune, einer Unruhe voll der Täuschung zu folgen, die uns antreibt, denselben zu verlassen. Er donnerte sie mit Gründen und Autoritäten nieder; und beschränkte sich endlich auf die Behauptung, daß sie, wenn sie auch wirklich verpflichtet wäre, ihren Vorsatz auszuführen, dennoch dies auf keinen Fall früher thun könne, so lange ihre Kinder nicht versorgt wären, und sie nicht zuvor die letzten Pflichten ihrem Vater erwiesen hätte, der in einem so hohen Alter ihrer Pflege nicht entbehren könne.

Also werden oft die heiligsten Unternehmungen, selbst von den erleuchtetsten und am besten gesinnten Personen, getadelt und durchkreuzt. Und fürwahr, wenn man die Dinge nur so überhaupt nimmt und nach dem bloßen Außenschein beurtheilt, war der Entschluß der Frau von Chantal wirklich nicht solcher Art, daß er die Billigung Aller erhalten konnte. Sehen muß man, was die Heiligen sehen; empfinden was sie empfinden, wenn man ihr Betragen richtig beurtheilen will; und vielleicht würde man noch heut zu Tage das Vorhaben der Frau von Chantal tadeln, wenn nicht die erhabene Heiligkeit, zu welcher sie dadurch gelangte, daß sie dasselbe ausführte, sie vor der ganzen Welt gerechtfertiget hätte.

Wie unentschlossen indessen die heilige Witwe auch war, und wie ehrerbietig immer sie dem Ansehen des Präsidenten, ihres Vaters und den Einsichten des Erzbischofs nachgab, wollte sie dennoch ihr Vorhaben nicht aufgeben; und man beschloß zuletzt, es auf die Entscheidung des heiligen Bischofs von Genf ankommen zu lassen. Er kam auch selbst einige Zeit hernach, mit dem Freiherrn von Thorens, seinem Bruder an, welcher seine Ehe mit dem Fräulein von Chantal zu vollziehen anlangte.

Am Tage nach der Vermählung ersuchte Frau von Chantal, die durch einige Unterredungen mit dem heiligen Prälaten in ihrem Vorhaben sich bestärkt fühlte, den Präsidenten, ihren Vater, und den Erzbischof, ihren Bruder, mit ihm über die Sache sich zu besprechen. Sie schlossen sich also alle

drei ein. Eine Stunde hernach ward Frau von Chantal herein gerufen. Nie zeigte sie größere Weisheit und Festigkeit. Sie gab Rechenschaft von ihrem Vorhaben und von ihrem Betragen, und zeigte klar und anschaulich die gute Ordnung, die sie in dem Hause ihrer Kinder getroffen hatte, das sie ohne Schulden und ohne Prozesse zurück ließ. Auch zeigte sie, wie billig es sei, daß man ihr, die so lange Zeit hindurch für sie gelebt habe, endlich auch erlaubte, für Gott und für sich selbst zu leben; und daß man ihr dies um so weniger versagen könne, als der Stand, in den sie treten wolle, es ihr nicht verwehrte, über ihre Leitung, ja sogar im Falle der Noth über ihre Angelegenheiten zu wachen.

Der heilige Prälat fügte bei: es würde ihr dies um so leichter werden, als er in seinem neuen Institut nicht gesonnen sei, die Clausur einzuführen; Jenen, die in dasselbe eintreten, sollte es frei stehen, auszugehen, Kranke zu besuchen und dem Nächsten bei allen Gelegenheiten beizustehen, wo ihre Nächstenliebe ihm zu einiger Hilfe gereichen könne; Frau von Chantal würde durch ihren neuen Stand der Pflichten nicht überhoben, für ihre Kinder zu sorgen; es wäre dies für sie eine unerläßliche Pflicht, die sie vor Gott zu verantworten hätte, und von welcher Niemand sie frei sprechen könne; sie könnte sogar ihre beiden kleinen Töchter bei sich erziehen; und er werde immer einwilligen, daß sie alle Reisen machte, die für die Angelegenheiten und die Versorgung ihrer Kinder nothwendig wären.

Diese Hoffnungen erschütterten den Präsidenten und den Erzbischof; und der heilige Prälat bestimmte sie endlich, ihre Einwilligung zu geben, da er ihnen vorstellte, das Vorhaben der Frau von Chantal sei kein verwegener und in Eile gefaßter Entschluß; er selbst habe denselben mit aller Aufmerksamkeit geprüft, welche die Sache verdiene; je größern Fleiß er aber auf diese Prüfung verwendet habe, um so mehr habe es ihm bedünkt, so viele Merkmahle des göttlichen Berufes darin wahrzunehmen, daß er gefürchtet hätte, dem Willen Gottes sich zu widersetzen, wenn er sie davon abwendete; er bitte sie, selbst zu bedenken, daß man Gottes Absichten sich vergeblich widersetze; und sie sollten sich glücklich schätzen, zur Ausführung derselben beizutragen. Kurz, der heilige Prälat wußte die Sache von so vielen Seiten darzustellen, daß er endlich die Einwilligung des Erzbischofs und des Präsidenten erhielt.

Da nun diese Schwierigkeit gehoben war, stieß man auf eine zweite. Es kam nämlich zur Frage, wo man das erste Haus des Ordens stiften sollte, in welchem Frau von Chantal verbleiben sollte. Der Präsident verlangte, man sollte dasselbe zu Dijon stiften, damit er seine Tochter näher um sich habe; der Erzbischof hingegen meinte, dies würde füglicher zu Autun geschehen, weil sie dort näher bei den Gütern ihrer Kinder wäre. Doch die heilige Witwe erachtete, es wäre am besten zu Annecy; und sie gab dessen zwei Gründe an: erstens, weil bei der

Begründung eines neuen geistlichen Institutes es nicht zu vermeiden sei, daß man der Einsichten und Rathgebungen des Stifters oftmals bedürfe; zweitens, weil Thorens nicht weit von Annecy entfernt sei, und sie daher ihrer neu verheirateten Tochter um so nützlicher seyn würde, als sie dieselbe öfter sehen und sie in der Leitung ihrer Geschäfte und sogar ihres Hauswesens unterstützen könne. Der heilige Bischof bestärkte diese beiden Gründe noch; der Erzbischof fand sie annehmbar, und der Präsident ergab sich endlich und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Ich sehe wohl, ich muß das Opfer ganz bringen; es wird mich zwar das Leben kosten; doch, mein Gott, es ziemt mir nicht, deinem Willen mich zu widersetzen! — Hierauf ward dann die Abreise der Frau von Chantal nach Annecy geordnet, die in sechs Wochen vor sich gehen sollte.

Als nun der heilige Bischof auf solche Weise Alles geschlichtet hatte, kehrte er abermal in sein Bisthum zurück, und Frau von Chantal begleitete ihn bis nach Montelon, eines ihrer Güter. Während seines kurzen Aufenthaltes daselbst ersuchte die heilige Witwe ihn, am Sonntage eine Ermahnungsrede an die Inwohner zu halten. Dies that er denn auch, und zwar auf so heilsame Weise, daß er einen ausschweifenden Jüngling bekehrte, der hierauf in den Kapuziner-Orden trat, worin er auch nach einem frommen und gottseligen Leben des Todes der Gerechten starb.

Während eben desselben Aufenthaltes des heiligen Bischofs daselbst, kam das Fräulein von Brechar, aus einem guten Hause der Landschaft Nivernois, die in der Umgegend von Montelon wohnte, zu ihm, beichtete ihm und fragte ihn über den Vorsatz um Rath, den sie seit langer Zeit gefaßt hatte, in ein Kloster zu treten. Der heilige Prälat nahm hievon Veranlassung, sie zu fragen, ob sie das Loos der Frau von Chantal theilen und Eine ihrer Gefährtinnen werden wolle? Sie nahm diesen Antrag mit Freuden an; und der heilige Prälat verhieß ihr einen Platz neben ihr in seiner neuen Anstalt.

In dieser nämlichen Zeit fühlte Fräulein Faure, eine Tochter des ersten Präsidenten von Savoyen, auf einem Balle, einen innerlichen Antrieb, die Welt zu verlassen. Sobald nun der heilige Prälat zurück war, begab sie sich unter seine Leitung, und eröffnete sich ihm hierüber; er billigte ihr Vorhaben, und hielt sie sogar für würdig, ebenfalls eine Gefährtin der Frau von Chantal zu werden. Ein anderes Fräulein aus Savoyen, Chatel genannt, die damals in Deutschland sich befand, fühlte in dieser nämlichen Zeit eben so den Beruf Gottes in ihrem Herzen, und beschloß desgleichen, bei ihrer Rückkehr, unter die Leitung des heiligen Prälaten sich zu begeben; sie führte diesen Vorsatz aus, und auch sie ward würdig geachtet, der Frau von Chantal bei der Stiftung des Ordens von der Heimsuchung behilflich zu seyn. Fräulein Fichet von Fosigny ward eben so auf außerordentliche Weise berufen; und war die vierte, die

Gott mit der heiligen Witwe vereinte. Fräulein von Blosnay, die im Chablais geboren war, war die fünfte; der heilige Prälat beehrte sie mit besonderer Achtung. Diese folgte der heiligen Mutter Chantal als Oberin des ersten Klosters zu Annecy nach.

Indeß nun Gott auf solche Weise auserwählte Seelen für die Ausführung seiner Absichten sich bereitete, nahte die Zeit heran, die zur Abreise der Frau von Chantal bestimmt war. Schon war Alles zur Reise bereit, als der Präsident, ihr Vater, ihr bezeugte, er habe sich noch nicht entschließen können, sich von ihr zu trennen, und sie bat, ihre Abreise noch bis nach dem Osterfeste des künftigen Jahres zu verschieben. Sie bewilligte ihm dies, da sie nicht glaubte, diesen Trost einem alten Vater versagen zu dürfen, der dieser ganzen Zeit bedürfte, zu einer so schweren Trennung sich zu entschließen.

Um diese bedingte Zeit also kam der Freiherr von Thorens, seine junge Frau zu holen und seine Schwiegermutter nach Annecy zu begleiten. Die heilige Witwe wartete, um abzureisen, nur noch ab, daß eine bedeutende Summe ihr ausbezahlt würde, die man ihrem verstorbenen Gemahl schuldig war; da man aber solche ihr streitig machte, wollte sie dieselbe ihren Kindern lieber von dem ersetzen, was ihr rechtmäßig zukam, als in einen Prozeß sich einlassen und ihre Abreise verzögern. Diese Großmuth jedoch fiel ihr peinlich; denn es blieb ihr so wenig übrig, daß ihre Güter ihr nicht zu sonderlicher Hilfe bei der Errichtung eines Ordens gereichten, dessen Mutter sie

seyn sollte. Ein so uneigennütziges Betragen gereichte ihr und ihrem heiligen Führer zu um so größerer Ehre, als es etwas Seltenes ist, daß man bei so dringenden Gelegenheiten seiner selbst vergißt. Allein der Orden von der Heimsuchung Maria sollte auf Uneigennützigkeit, auf eine vollkommne Hingebung an die Vorsehung gegründet werden; und der heilige Prälat billigte jene geistlichen Anstalten nicht, die auf Unkosten der Familien und der rechtmäßigen Erben gestiftet werden. Er rühmte sich, reine Hände zu haben, und war mit jenen einträglichen Führungen durchaus nicht einverstanden, welche den Führer und die Geführten auf gleiche Weise entehren; und deren Rückwirkung immer der Religion schadet, und die Frömmigkeit verdächtig macht.

Da nun auf solche Weise alle Hindernisse gehoben waren und die Zeit der Abreise erschienen war, nahm sie Abschied von ihrem Schwiegervater, dem Freiherrn von Chantal. Ungeachtet der schweren Mißhandlungen, die sie von ihm erduldet hatte, fiel sie ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, wenn sie sein Mißfallen sich zugezogen habe, flehte ihn um seinen Segen an und empfahl ihm ihren Sohn.

Der gute Greis, der bereits sechs und achtzig Jahre alt war und in vielen Dingen sich schuldbewußt gegen sie fühlte, bewunderte ihre Tugend, schien untröstlich, umarmte sie zärtlich und wünschte ihr alles Glück, das sie verdiente. Auf allen ihren Gütern war Alles wahrhaft trostlos. Es war daselbst Niemand, der nicht glaubte, eine Mutter, eine

Stütze, eine Hilfe in allen seinen Nöthen an ihr zu verlieren. Zumal bezeigten die Armen, die Alles zu verlieren glaubten, wenn sie sie verloren, ihre Betrübniß durch ihre Thränen, durch ihr Geschrei und durch Alles, was den lebhaftesten Schmerz auszudrücken vermag. Sie sagte ihnen allen Lebewohl, hielt ihnen eine kleine Ermahnungsrede, umarmte sie, empfahl sich ihrem Gebet und reiste nach Autun ab, wohin sie den Freiherrn von Thorens mit seiner jungen Frau, die beiden Frauen Chantal und von Brechar, nebst ihrem Sohne führte, der vierzehn bis fünfzehn Jahre zählte. Die dritte ihre Töchter war kurz zuvor gestorben.

Als Frau von Chantal zu Dijon angekommen war, glaubte sie, mit dem Brote der Starken wider die Stürme sich waffnen zu müssen, welche die Zärtlichkeit und das Mitleid in der Trennung von Allem ihr liefern würden, was sie Theuerstes auf Erden hatte. Sie gehörte nicht zu jenen hartherzigen Personen, die alles Gefühl der Natur erstickt, oder dasselbe nie empfunden haben; sie wußte, daß die Gnade die Empfindungen ordnet, nicht aber solche verdammt. Sie war Tochter, und war auch Mutter; sie empfand für einen Vater, der sie immer einzig geliebt hatte, Alles, was die zarteste Dankbarkeit einzuflößen vermag; sie fühlte für ihre Kinder alle Liebe, deren das Herz einer guten Mutter fähig ist, und sie verdienten dieselbe auch; sie waren wohlgestaltet, gesittet, waren unter ihren Augen erzogen worden; und sie selbst hatte sorgfältig dahin gewirkt,

sie zur Tugend zu bilden. Man bricht solche Bande nicht, ohne sich die äußerste Gewalt anzuthun; Alles erhebt, Alles empört sich im Grunde des Herzens. Wie schwer wird dem Herzen bei solchen Gelegenheiten zu Muthe, und wie schwer ist es, zu solchen Opfern sich zu entschließen: — noch schwerer aber ist es, dieselben wirklich zu bringen.

Der erste Gegenstand, der ihr unter die Augen kam, als sie bei dem Präsidenten, ihrem Vater, eintrat, war ihr einziger Sohn, der ganz in Thränen zerfloß, ihr um den Hals fiel, sie lange umarmt hielt, und in diesem Zustande Alles that und sagte, was sich nur thun und sagen läßt, auch das festeste Herz zu erschüttern. Diese tugendhafte Mutter empfing seine Liebkosungen mit ihrer gewöhnlichen Zärtlichkeit; sie war stark genug, ihn zu trösten; und trocknete seine Thränen, wiewohl sie derselben selbst bald vergossen hätte. Ob aber auch von Schmerz durchdrungen, ermächtigte sie sich dennoch, weiter zu gehen und Abschied von ihrem Vater zu nehmen. Ihr Sohn strengte sich aufs Neue an, sie zurück zu halten; und da ihm dies nicht gelang, legte er sich auf die Schwelle der Thür, durch die sie hindurch gehen mußte. „Ich bin zu schwach, gnädige Frau," sprach er, „sie aufzuhalten; wenigstens aber soll es heißen, sie seien über den Leib Ihres einzigen Sohnes geschritten, ihn zu verlassen." Ein so rührender Anblick hielt sie an; ihre Thränen, die sie bis dahin zurückgehalten, floßen nun in überreichlichem Maße; doch die Gnade, die stärker war, denn die Natur,

errang den Sieg. Sie schritt über den Leib dieses geliebten Kindes, fiel ihrem Vater zu Füßen, bat ihn, sie zu segnen, und Sorge für ihren Sohn zu tragen, den sie ihm überließ.

Wie lange auch die Zeit gewesen war, die ihr Herr Vater gehabt hatte, zu dieser traurigen Trennung sich vorzubereiten, hatte er dennoch sich dazu noch immer nicht entschließen können; er empfing seine Tochter mit Thränen in den Augen, und sein Herz war so schwer vor Wehmuth beklommen, daß es ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Er umfing seine Tochter, erhob die thränenschweren Augen zum Himmel und rief schmerzlich aus: „Mein Gott, welches Opfer forderst du von mir! Doch Du willst es, so opfere ich dir dann dies theure Kind! Nimm es hin und tröste mich!“ Und hierauf segnete er, hob sie auf und umarmte sie; doch hatte er nicht die Kraft, sie zu begleiten. Sie trat allein aus seinem Zimmer hinaus und fand eine große Versammlung, die sie erwartete. Verwandte, Freunde, Hausgenossen, Dienerschaft, Alles zerfloß in Thränen; aufs neue hatte sie hier zu kämpfen; doch sie bestand den Kampf mit so großer Festigkeit, daß sie, weil sie sich erinnerte, daß man sie habe weinen sehen, und fürchtete, man möchte ihren Schmerz der Reue über ihre Unternehmung beimessen, gegen die Gesellschaft sich wendete und mit heiterem Angesichte zu derselben sprach: „Sie müssen meine Thränen mir verzeihen; ich verlasse meinen Vater und meinen Sohn für immer; aber ich werde Gott überall finden!“ — Hier-

auf reiste sie ab und kam glücklich zu Annecy an, wo sie in Begleitung des heiligen Bischofs und der Angesehensten aus der Stadt einzog, die ihr zwei Stunden weit entgegen gekommen waren. Sie brachte daselbst einige Tage hin, mit ihrem heiligen Führer über die Mittel sich zu besprechen, ihre Unternehmung so bald nur möglich auszuführen. Nach diesen Unterredungen führte sie ihrem Schwiegersohne, dem Freiherrn von Thorens, seine Gemahlin zu, und verblieb daselbst so lange als nothwendig erachtet wurde, die Neuvermählte zu lehren, wie sie ihre Geschäfte und ihr Hauswesen leiten sollte.

Sobald die heilige Frau zu Annecy zurück war, kamen die Fräulein Faure und von Brecher zu ihr, die sich dahin begeben hatten; und baten sie, als ihre ersten Klosterjungfrauen sie anzunehmen. Sie verhieß es ihnen auf das Zeugniß des heiligen Prälaten hin, der ihnen bereits seine Gutheißung gegeben hatte. Alles war nun bereit für den Tag des hohen Pfingstfestes, wo man die Stiftung begründen wollte, als man sich plötzlich genöthigt sah, mit derselben zu zögern. Eine Dame, die dem heiligen Prälaten ernstlich verheißen hatte, mit der Frau von Chantal sich zu vereinigen, und die den Handel des Hauses bereits abgeschlossen hatte, wo man sich versammeln sollte, nahm ihr Wort zurück. Die Größe der Unternehmung schreckte sie ab; sie fand dieselbe über ihre Kräfte. Sie fragte die menschliche Klugheit um Rath, die bei dem Plan der Sache sehr wenig war angehört worden. Das Vertrauen auf Gott

und die Hingebung an seine Vorsehung sprach ihren Geschmack nicht an. Es war aber ein Zeichen des göttlichen Schutzes, daß diese Dame nicht beitrat; denn der Unbestand ihres Gemüthes hätte Alles verwirrt; es wurden zu diesem ersten Anfang nur starke und geläuterte Seelen erfordert, die fähig waren, den Widersprüchen der Menschen zu widerstehen; Seelen ohne Absichten, ohne Rückblick auf die Welt, und bereit, Alles für Gottes Ehre zu unternehmen.

Bei dieser Gelegenheit gab Frau von Chantal ein ganz entgegengesetztes Beispiel der Entfeßlung ihres Herzens von weltlichen Dingen. Ob sie auch das Gelübde der Armuth noch nicht abgelegt hatte, und es sogar nicht im Plan lag, daß sie die ersten Gelübde der Töchter von der Heimsuchung Mariä ablegen sollte, glaubte sie dennoch, bei diesem ersten Anfang, ihren Verwandten einen neuen Beweis ihrer Uneigennützigkeit, ihren Klosterjungfrauen aber ein großes Beispiel vollkommner Entäußerung geben zu müssen. Sie fragte darüber den heiligen Prälaten um Rath; und da Niemand in der Welt uneigennütziger war als er, wiewohl er für seine neue Anstalt keine Hilfsgelder hatte, billigte er es, daß sie all ihrem Vermögen, und sogar ihrem Heirathsgute zu Gunsten ihrer Kinder entsagte, und mit einem Jahrgelde sich begnügte, das der Erzbischof von Bourges, ihr Bruder, ihr angewiesen hatte.

Diese Handlung ward beinahe eben so sehr getadelt als gelobt. Die Frommen bewunderten die Uneigennützigkeit der heiligen Witwe; die Weltleute

dagegen, die gern Alles tadeln, was sie selbst den Muth nicht haben, zu thun, hielten es für große Unklugheit, ein Frauenkloster ohne alle Einkünfte zu stiften. Der heilige Prälat gestand ein, wenn man die Dinge menschlicher Weise beurtheilte, so wäre es allerdings sehr unklug; doch sei es auch nicht seine Absicht, daß die Stiftung des Ordens von der Heimsuchung ein Werk der menschlichen Klugheit seyn sollte. Der Erfolg rechtfertigte sein Benehmen und zeigte, daß Gott für Diejenigen sorgt, die seiner Vorsehung sich hingeben; und daß Er sogar in dieser Welt Diejenigen bereichern kann, die Ihm zu Liebe Alles verlassen haben.

Da indessen die Schwierigkeiten den heiligen Prälaten nicht sowohl abschreckten als ermuthigten, sobald es die Ehre Gottes betraf, nahm er den Kauf des besagten Hauses an, um dessen Preis jene Dame einig geworden war, ließ darin eine Capelle und die, einer klösterlichen Gemeinde nothwendigen Versammlungsorte errichten, und bereitete Alles vor, die Ceremonien der Stiftung am Sonntage der heiligsten Dreieinigkeit abzuhalten.

Am Vorabende dieses, der heiligen Witwe und ihren beiden Gefährtinnen so sehr ersehnten Tages ward sie so heftig versucht, ihr Vorhaben aufzugeben, daß sie nahe daran war, der Versuchung zu unterliegen. Der ganze Schmerz ihres Vaters und ihres Schwiegervaters, ihres Sohnes, ihrer Verwandten und so vieler anderer Menschen, die ihrer Hilfe bedurften, und für welche sie unnütz ward,

stellte sich ihrer innerlichen Anschauung dar und zerriß ihr das Herz. Sogar ihr Gewissen peinigte sie und warf es ihr als die grausamste Unmenschlichkeit und als ein Betragen vor, welches Gott und den Menschen gleich verhaßt sei, daß sie einen, von Alter gebeugten Vater und junge Kinder verlassen habe, die, allem Anschein nach, ihres Beistandes und ihrer Sorgfalt nicht entbehren konnten. Alles was der Erzbischof von Bourges ihr gesagt hatte, von ihrem Vorhaben sie abzubringen, schien ihr unstreitig wahr; und sie glaubte, ihr Verdammungsurtheil in jenen Worten der Schrift zu lesen, welche ärger denn die Heiden Jene nennen, die nicht für ihr Haus und für ihre Kinder sorgen. (1. Tim. 5.) Kurz, die drei Stunden hindurch, während welcher diese Versuchung anhielt, die sich leichter denken als beschreiben läßt, schwebte ihrem Geiste nichts vor, das die Verpflichtung rechtfertigen konnte, die sie nun eingehen sollte.

In dieser niederschmetternden Stimmung ihres Gemüthes flehte sie inbrünstig zu Gott; stellte Ihm vor, sie habe nichts gethan, außer um Ihm zu gefallen und Ihm anzugehören; dies sei ihr einziger Grund; und Er, der das Innerste der Herzen durchschaue, kenne denselben. Und hierauf betete sie, daß Er sie erleuchten, und nicht zulassen wolle, daß sie sich irre, und nicht eine schuldlose Seele verwerfe, die nur Ihn suche und sich in seine Vaterarme werfe. — Der Vater der Erbarmungen, der Gott alles Trostes erhörte ihr Gebet, und ergoß in ihre Seele

so große Erleuchtung, und in ihr Herz so große Freude und Trost, daß sie nicht mehr zweifeln konnte, Er genehmige das Opfer, das sie im Begriffe stand, Ihm darzubringen.

Also werden die größten Heiligen versucht; und nach dem Beispiele des starken Dulders Job läßt Gott zuweilen es zu, daß der Feind des Heiles Stürme wider sie errege, welchen die menschliche Schwäche niemals widerstehen könnte, wenn sie nicht von Oben her unterstützt würde. Unsre Hoffart bedarf dieser Feuerproben, um gebändiget zu werden; niemals sonst würden wir begreifen, wie sehr das Werk unsres Heiles von Gott abhängt, wenn unsre eigene Erfahrung uns nicht täglich lehrte, daß wir, die wir nichts sind in der Ordnung der Natur, noch weniger in der Ordnung der Gnade sind. Aber eben so wird auch ein demüthiges und getreues Gebet niemals verworfen; und niemals gebricht es an himmlischem Beistande Denjenigen, die mit zerknirschtem und gedemüthigtem Herzen darum bitten.

Es geschah also am 6. Juni des Jahres 1610, am Feste der heiligsten Dreieinigkeit, und des heiligen Claudius, die an diesem Tage zusammen trafen, daß Frau von Chantal und die Fräulein Faure und von Brechar, unter der Leitung des heiligen Franz von Sales, die Stiftung des Ordens Mariä-Heimsuchung begannen; eines neuen, aber dem Publikum höchst nützlichen Institutes; weil darin auch Witwen und kränkliche Personen aufgenommen werden; da man darin wenig Rücksicht auf Vermögen und Ge-

burt nimmt, sondern allein auf Tugend und wahrhaft göttlichen Beruf sieht.

Nachdem der heilige Bischof ihre Beicht angehört, und ihnen die heilige Communion gereicht hatte, gab er ihnen Regeln voll der Weisheit und Sanftmuth, die er für sie verfaßt hatte; und hielt ihnen eine Ermahnungsrede über die Treue, mit welcher sie dieselben üben sollten. Er sprach mit großem Lob über die Verachtung, mit welcher sie die Welt ansahen; und über die Glückseligkeit, die ihnen nun zu Theil werde, Gott gänzlich anzugehören; und verhieß ihnen den Frieden des Herzens, jenen Frieden, den nur Gott allein zu geben vermag.

Da er es endlich als nützlicher für den Nächsten erachtet hatte, ihnen die Freiheit zu lassen, auszugehen, um die Kranken zu besuchen, als sie verschlossen zu halten, ordnete er ihnen die Clausur nur für das Jahr ihres Noviziates an. Er änderte nichts an der Kleidertracht, die sie in der Welt beobachtet hatten; nur sollte dieselbe schwarz seyn, und es sollten dabei die Regeln der strengsten Sittsamkeit beobachtet werden. Er verhielt sie zu wenig körperlichen Bußwerken, da der Zweck, den er dabei sich vorgenommen hatte, daß man auch kränkliche Personen aufnähme, dies nicht gestattete.

Dagegen verpflichtete er sie zu einem so innerlichen, von der Welt so gänzlich gelösten und so einförmigen Leben, unterwarf sie einer so pünctlichen Zucht, wußte ihre ganze Zeit auf so heilige Weise zu beschäftigen, und gab dem Geiste so viel, dem Körper

aber so wenig, daß noch heut zu Tage Viele ihr Leben für abgetödteter halten als das Leben, das man in den strengsten geistlichen Orden führt.

Unterdessen zogen die Sanftmuth so wie die Heiligkeit ihrer Sitte, und die christliche Einfalt und vollkommne Nächstenliebe, die unter ihnen herrschte, in kurzer Zeit zu einem, der Vernunft so angemessenen und so vollkommnen Leben eine große Anzahl frommer Töchter an, die zwar den Muth hatten, die Welt zu verlassen, doch nicht eben so die Stärke besaßen, große körperliche Bußwerke zu thun. Die Mutter Chantal nahm schon während des Jahres ihres Noviziates nicht weniger als zehn Töchter auf; was fürwahr eine bedeutende Anzahl für ein Institut war, das erst entstanden war, und kaum sich gebildet hatte.

Der heilige Prälat hörte nicht auf, Gott für die Fortschritte seines Werkes zu loben, und neue Segnungen dadurch über dasselbe herabzuziehen, daß er solches alle Tage mehr und mehr vervollkommnete. Die Widersprüche und Unfälle, die er bei diesem Anfang zu überstehen hatte, schwächten seine Hoffnungen keineswegs; und oft hörte man, wie er mitten unter den größten Hindernissen, die sich entgegen stämmten, sprach: „Ich hoffe immer, der Gott unsrer Väter wird unsre Töchter vermehren, wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meere."

Wirklich ward auch seiu Vertrauen nicht getäuscht, da schon wenig Jahre nach seinem Tode der Orden von der Heimsuchung hundert fünfzig Klöster,

und mehr denn sechs tausend und sechs hundert Klosterfrauen zählte.

Als die Zeit erschien, wo die Mutter Chantal die Gelübde ablegen sollte, schrieb sie dem heiligen Prälaten, der damals zu Sales sich befand, ihre heilige Ungeduld ihm zu bezeigen, ihr Opfer zu vollenden, und Gott sich ohne Rückkehr zu ergeben; dies aber that sie auf so eifervolle und so rührende Weise, daß man glaubt, die eigenen Ausdrücke ihres Schreibens anführen zu müssen.

„Wann wird endlich, gnädigster Herr, dieser so glückselige Tag erscheinen, wo ich meinem Gott die unwiderrufliche Opfergabe meiner selbst bringen werde? Seine Güte hat mich mit einem so außerordentlichen und so drängenden Gefühl der Gnade erfüllt, Ihm anzugehören, daß dies Verlangen, wenn es in dieser Heftigkeit fortbesteht, mich verzehren muß. Doch was sage ich auch; ich schwäche die Gabe Gottes durch meine Worte. O wie peinlich fällt der Liebe diese Schranke der Unmöglichkeit! Alle Menschen würden vor Liebe zu diesem unendlich lieblichen Gott sterben, wenn ich sie könnte die Süßigkeit fühlen lassen, die darin liegt, Ihn zu lieben."

Aus diesen Empfindungen der Mutter Chantal, noch während ihres Noviziates, mag man schließen, auf welchen hohen Grad der Vollkommenheit die Gnade sie seitdem erhob, und welche Glückseligkeit es ist, Gott zu lieben und Ihm allein anzuhangen! Auch ward der heilige Prälat von diesem Schreiben so tief gerührt, daß er Alles verließ, diese heilige

Frau mit ihren beiden Gefährtinnen zu prüfen und sie zu den Gelübden zuzulassen.

Kurze Zeit hierauf starb der Präsident, der Vater der Mutter Chantal, zu Dijon. Der heilige Prälat, der Einen seiner theuersten Freunde an ihm verlor, meldete ihr seinen Tod. Sie ward darüber um so inniger ergriffen, als sie sich nicht enthalten konnte, sich anzuklagen, sie hätte vielleicht sein Leben dadurch abgekürzt, daß sie ihn verlassen habe. Der Zustand, in welchem, durch diesen Todesfall, der junge Freiherr Chantål, ihr Sohn, sich befand, der ein Edelmann von großen Hoffnungen war, und den sie, als sie die Welt verließ, bei ihrem Vater gelassen hatte, bewog den heiligen Prälaten, ihr zu sagen, sie könne nicht umhin, eine Reise nach Burgund zu machen. Sie gehorchte, und reiste sogleich in Begleitung der Mutter Faure und des Freiherrn von Thorens, ihres Schwiegersohnes, dahin ab.

Während der vier Monate, die sie in Burgund sich aufhielt, brachte sie die Angelegenheiten ihres Hauses mit einer Klugheit in Ordnung, die von Allen bewundert wurde, gab ihrem Sohne einen Hofmeister, unterbrachte ihn in der Akademie und kehrte dann nach Annecy zurück.

Sogleich ergab sie sich ihren Andachtsübungen und den Werken der Nächstenliebe mit neuer Inbrunst. Außer den innerlichen und häuslichen Uebungen, ging sie alle Tage selbst, mit einer oder zwei ihrer Gefährtinnen, Kranke besuchen, und half und diente ihnen mit einem Eifer, den nur die feurigste

Nächstenliebe einzuflößen vermag. Nichts war im Stande sie abzuschrecken, weder die unreinlichsten noch die ansteckendsten Krankheiten, noch die Verdrießlichkeit und die üble Laune der Kranken, noch auch die beständige Gefahr, welcher sie sich aussetzte. Ihre heiligen Gefährtinnen unterstützten sie dabei mit einem Eifer, der nur von dem ihrigen übertroffen ward; und es war unter ihnen ein heiliger Wettstreit, wer die niedrigsten, die mühsamsten und die widerlichsten Verrichtungen auf sich nähme. Die Mutter Chantal erschien nur bei diesen Gelegenheiten als Oberin; überall sonst war sie sanftmüthig und demüthig; immer bereitwillig, nachzugeben; nur da wollte sie das erste Recht haben, wo die meisten Mühen und Gefahren sich ergaben. Der heilige Prälat durfte ihren Eifer nicht ermuthigen; vielmehr war er nur damit beschäftigt, solchen zu mäßigen und anzuhalten; denn da sie in den Armen und Kranken Jesum Christum sah, glaubte sie, sie thue niemals genug für die Linderung ihrer Leiden.

So viele Arbeiten des Geistes und Körpers erschöpften endlich die Gesundheit der Mutter Chantal; die Natur erlag unter Anstrengungen, welche auch die kräftigsten Männer nicht hätten ertragen können; und Gott ließ es zu, daß dieser heilige Orden, der auch kränklichen Personen offen stehen sollte, eine Frau zur Stifterin bekäme, die durch ihre eigene Erfahrung die Kränklichkeiten ihrer Klosterfrauen sich zu Herzen nehmen, und durch ihr Beispiel sie zu Mitleid und zur Nächstenliebe bilden könnte, die

für die Hilfeleistung der Kranken so nothwendig sind. Sie litt lange Zeit hindurch an so heftigen und so unbekannten Uebeln, daß die Arzeneien ihre Schmerzen nicht nur nicht linderten, sondern noch beitrugen, dieselben zu vermehren. Der heilige Prälat, der sie als die Stütze des Ordens in seinem Anbeginn betrachtete, that alles Mögliche für ihre Gesundheit. Man berief von allen Seiten die geschicktesten Aerzte; doch sie waren unvermögend, sie zu heilen; ja sie konnten dem Uebel nicht einmal auf den Grund kommen. In diesem Zustande der Verlassenheit, wo alle menschliche Hilfe vergeblich war, ja auch bereits aufgehört hatte, gab Gott, der da verwundet und heilt, das Leben gibt und nimmt, je nachdem es Ihm wohlgefällig ist, ihr die Gesundheit zurück. Ihre Reconvalescenz dauerte lange; endlich aber gelangte sie wieder vollkommen zu Kräften.

So bald sie sich im Stande sah, abermal zu wirken, war sie bedacht, das Haus zu vergrößern. Die Anzahl ihrer Töchter hatte dermaßen sich vermehrt, daß das erste Gebäude, welches der heilige Prälat ihnen gegeben hatte, nicht mehr genügte, sie zu unterbringen. Es schien, als sollte Alles ihre Absicht begünstigen; die so großen Dienste, die sie und ihre Gefährtinnen dem Publikum erwiesen, hätten dasselbe ihr allerdings günstig stimmen sollen. Oft jedoch geschieht es durch eine Art Verhängnisses, dessen Grund schwer anzugeben wäre, daß die nützlichsten Unternehmungen am meisten durchkreuzt wer-

den. Gott aber läßt dies zu, um zu zeigen, daß es weder eine Macht, noch eine Weisheit, noch irgend ein Hinderniß gibt, die es vermöchten, die Ausführung seiner Absichten zu vereiteln.

Der heilige Prälat und die Mutter Chantal hatten bei dieser Gelegenheit den Widerstand des Publikums und einzelner Personen zu erdulden; der Landesfürst selbst war ihnen entgegen; alle Welt erhob sich wider sie; und wie der Heilige selbst an Einen seiner Freunde schrieb, sie hatten die furchtbarsten Mißhandlungen zu ertragen. Indessen überwand die Geduld und Klugheit des heiligen Prälaten alle diese Hindernisse; und er hatte endlich die Freude, das erste Kloster zu Annecy angefangen und vollendet zu sehen.

Nun fing der Ruf der Töchter der Heimsuchung Mariä an, sich allenthalben zu verbreiten. Die hohe Meinung, die man von der Heiligkeit und von der Erleuchtung des Stifters, der Stifterin und der Klosterfrauen hatte, die durch sie waren gebildet worden, bewog die Städte nach einander, sie zu verlangen, und ihnen Häuser zu erbauen. Es war in diesem ersten Anbeginn nicht möglich, so vielen Forderungen Genüge zu thun; denn man hätte das Innere zerstört oder doch wenigstens ungemein geschwächt, wenn man auf solche Weise sogleich nach Außen sich hätte verbreiten wollen. Bei dieser Gelegenheit sprach der heilige Prälat: „Geben wir von unserm Ueberfluß ab, aber hüten wir uns, daß die Quelle durch die Vertheilung in so viele Bäche auf-

trockne, bevor dieselbe Zeit gehabt habe, sich wohl anzufüllen."

Indessen konnte er dennoch den Cardinal Marquemont, Erzbischof von Lyon, nicht abweisen, der ein Präsident von seltenem Verdienste und sein inniger Freund war. Er wünschte, in dieser Stadt ein Haus des Ordens Mariä=Heimsuchung zu haben, schrieb desfalls an den heiligen Prälaten, und bat ihn so dringend darum, daß er nicht umhin konnte, sein Begehren ihm zu bewilligen. Der Cardinal sandte sogleich eine Kutsche mit Einem seiner Almosenpfleger, die Mutter Chantal abzuholen. Sie reiste am 25. Januar 1615, ungeachtet der strengsten Kälte und ihrer schwachen Gesundheit in Begleitung der Mütter Faure, von Chatel und von Blonay ab, und kam am ersten Februar, am Vorabend des Festes Mariä Reinigung zu Lyon an. Sie stiegen in dem Hause ab, das Frau von Auxerre, ihre Stifterin, ihnen hatte bereiten lassen, und wo diese Dame sie mit einer Freude empfing, die so groß als die Sehnsucht war, von welcher sie glühte, sie zu sehen.

Noch an demselben Tage begab sich der Cardinal zur Mutter Chantal, ihr einen Besuch zu geben, und nachdem er ihr seine Hochachtung und Verehrung auf vielfältige Weise bezeigt hatte, verabredete er mit ihr die Stunde, am folgenden Tage die Ceremonie der Gründung abzuhalten, die er auch mit größter Feierlichkeit abhielt. Frau von Auxerre trat am nämlichen Tage in das Noviziat. Sie

hatte große Güter; aber ihre Verwandten, die über ihre Absonderung von der Welt mißvergnügt waren, ließen dieselben in Beschlag nehmen, und wollten solche ihr streitig machen. Sie nahm ihre Zuflucht zu dem Schutze des Cardinals; doch konnte sie es nicht verhindern, daß dies neue Institut Anfangs viel zu leiden hatte. Die Klugheit der Mutter Chantal gereichte ihr zu größerem Nutzen; sie befriedigte zuletzt Alles; aber erst, nachdem sie Ungemach aller Art mit einer Geduld und Sanftmuth erlitten hatte, die ein großes Beispiel für sieben junge Töchter war, die sie aufgenommen hatte. Auf solche Weise vergingen drei Vierteljahre, nach welchen sie die Mutter Faure zur Oberin, die Mutter von Blonay aber zur Assistentin und Novizenmeisterin einsetzte, und dann nach Annecy zurückkehrte.

Bis dahin hatte der Orden Mariä-Heimsuchung noch nicht die Gestalt gehabt, die er heut zu Tage hat; es wurden darin nur einfache Gelübde abgelegt; das Kleid war von der Tracht weltlicher Frauen nur durch seine große Sittsamkeit verschieden; man beobachtete darin keine Clausur, und auch das Innere war nicht gänzlich also geordnet, wie es gegenwärtig ist; ja die Gesellschaft führte nicht einmal den Namen Orden, sondern sie hieß eine einfache Congregation.

Wie sehr auch der Cardinal Marquemont den Stifter und die Stifterin verehrte, war er dennoch der Erste, welcher Einiges an der ersten Form des Institutes zu ändern erachtete. Er fürchtete nämlich,

es möchte nach ihrem Tode der erste Eifer darin nachlassen: die Freiheit, welche die Klosterfrauen hatten, auszugehen, möchte zuletzt Ausgelassenheit uud Unordnungen herbeiführen; und die einfachen Gelübde wären nicht stark genug, die menschliche Unbeständigkeit zu fesseln. Er schrieb also hierüber an den heiligen Prälaten und an die Mutter Chantal, wenn man den neuen Orden auf eine feste Grundlage erbauen wolle, hielte er es für unbedingt nothwendig, die Clausur anzuordnen, und ihre Töchter die feierlichen Gelübde ablegen zu lassen, kurz ihre Congregation unter dem Namen eines Ordens zu errichten; und er erbot sich, sein ganzes Ansehen bei dem Papste dafür zu verwenden.

Doch wie groß auch die Nachgiebigkeit des heiligen Prälaten gegen die Ansichten Anderer, ins besondere aber gegen die Gesinnungen des Cardinals war, wollte dennoch dieser Vorschlag ihm Anfangs nicht gefallen. Die Besuche bei Kranken und Betrübten, die Unterstützung der Armen und die äußerlichen Werke der Nächstenliebe bedünkten ihn dem Orden der Heimsuchung so wesentlich, daß er erachtete, man würde solchen zerstören, wenn man den Töchtern desselben die Freiheit entzöge, diese Werke zu üben, und sie zur Clausur verhielte. In diesem Sinne also schrieb er an den Cardinal und berichtete ihm ausdrücklich, bei der Einsetzung des Ordens von der Heimsuchung Mariä sei es seine Absicht gewesen, die beiden so verschiedenen Lebensweisen zu vereinigen, von welchen die eine nach dem Beispiele

der thätigen Martha nur mit dem Dienste des Nächsten sich beschäftigt; indeß die zweite keine andere Beschäftigung hätte, als der Ruhe der innerlichen Betrachtung abzuwarten; sein Plan sei gewesen, beide in so richtigem Verhältnisse mit einander zu vereinigen, daß sie, statt einander zu zerstören, vielmehr sich gegenseitig zur Hilfe gereichten, daß eine die andere unterstützte, und daß seine Töchter, wenn sie an ihrer eigenen Heiligung arbeiteten, zur nämlichen Zeit dem Nächsten Linderung und Heil verschafften. Nun sei es aber offenbar, daß man, wofern man sie einschlösse, einen wesentlichen Theil des Institutes zerstöre, die Töchter auf das beschauliche Leben beschränke, dem Nächsten ihren Beistand und ihre guten Beispiele entzöge, und sie selbst um die Ausübung der Werke der Nächstenliebe brächte, die in dem Evangelium so sehr empfohlen seien; er bitte ihn also zu genehmigen, daß die Dinge in dem Stande verblieben, worin sie wären.

Bei Durchlesung dieser Antwort erachtete der Cardinal, er würde durch eine mündliche Unterredung mit dem heiligen Prälaten mehr als durch alle Briefe ausrichten, die er über diesen Gegenstand an ihn schreiben könnte. Er machte sich also auf und besuchte ihn zu Annecy. Hier nun hatten sie mehrere Conferenzen mit einander, welchen die Mutter Chantal oft als die Dritte beiwohnte. Am Ende ergab sich der heilige Prälat, und willigte ein, daß die Congregation von der Heimsuchung unter dem Namen eines Ordens errichtet würde. In Folge dieses Ent-

schlusses urtheilte der Cardinal, er sollte Eine aus den, von der Kirche genehmigten Ordensregeln erwählen, und Satzungen entwerfen, welche der Orden von der Heimsuchung sich verpflichten würde, pünctlich zu beobachten, und die sogar die mindesten Gebräuche ordnen sollten. Er nahm es dann auf sich, die Bestätigung derselben von dem heiligen Stuhle zu erhalten.

Sobald der Cardinal abgereist war, arbeitete der heilige Bischof an den Satzungen des Ordens. Er wählte die Regel des heiligen Augustinus, als die sanfteste, und weil sie seinen Absichten am meisten angemessen war. Als er aber dazu kam, daß er die besondern Regeln für diese neue Anstalt schreiben sollte, empfahl er diese Sache lange Zeit hindurch Gott im Gebet, und ließ sie auch dem Gebet aller frommen Personen empfehlen, die er kannte. Wie erleuchtet er auch in dem geistlichen und religiösen Leben war, wollte er dennoch nicht seinen eigenen Einsichten folgen. Er sammelte die Satzungen verschiedener Orden, um daraus zu entheben, was seine Absicht fördern konnte. Doch richtete er sich ins besondere nach den Satzungen der Gesellschaft Jesu. Er bewunderte die Ordnung und den Plan derselben, die Billigkeit, Weisheit, Genauigkeit und jene wunderbare Vorsicht, die ihrem heiligen Stifter nicht erlaubt hatte, auch nur das Mindeste unberücksichtigt zu lassen, das dahin wirken konnte, die Frömmigkeit in einem Orden aufrecht zu erhalten, der zu so verschiedenen Verrichtungen bestimmt, und immer mit dem

Heile des Nächsten beschäftiget war. Nachdem er also alle diese verschiedenen Satzungen mit großer Aufmerksamkeit gelesen und geprüft hatte, fing er an, die seinigen zu verfassen, und begann den Plan derselben damit, daß er den Töchtern der Heimsuchung als Ziel vorsetzte, nicht nur an ihrer eigenen, sondern auch an der Heiligung solcher Personen des Frauengeschlechtes zu wirken, die man in den übrigen geistlichen Orden nicht aufnehme.

Er gibt als Ursache dessen an, daß manche Personen des Frauengeschlechtes, von Gott angeregt, öfters gern ein klösterliches Leben führen möchten; daß sie jedoch von demselben ausgeschlossen werden, weil sie entweder schon zu alt, oder weil sie schwach sind, oder weil die Schwäche ihres Temperamentes oder ihr gebrechlicher Körperbau ihnen nicht gestatten, die Faste, die Enthaltsamkeit und die übrigen strengen Bußwerke zu ertragen, die in andern geistlichen Orden vorgeschrieben sind; woher es denn geschieht, daß derlei Personen, ob sie auch die Welt verachten und den Muth haben, dieselbe zu verlassen, ja ob sie auch ganz für das innerliche Geistesleben geeignet sind, dennoch mitten unter den Verwirrungen der Welt, und zwar zum großen Nachtheil ihres Seelenheiles leben müssen, da sie keine geistlichen Ordenshäuser finden, die sie aufnehmen, und deren Regel sie befolgen könnten; in dieser Absicht also habe er den Orden der Heimsuchung gegründet.

In Folge dieses Zieles also, das er sich vorsetzte, schreibt er vor, man könne darin nicht nur ledige Töchter, sondern auch Witwen aufnehmen; wofern solche, ihre Kinder, — im Falle sie derselben haben, — auf rechtmäßige Weise unterbracht, und ihre Angelegenheiten so gut geschlichtet haben, daß man nicht fürchten darf, sie würden in ihrer Zurückgezogenheit gestört oder beunruhiget werden. Hierüber sollte man den Rath des geistlichen Vaters und anderer weisen Personen einholen, um den Klagen und Murren weltlicher Leute auszuweichen, die immer bereit sind, zu tadeln, was sie nachzuahmen nicht den Muth haben.

Diesem nämlichen Grundsatze gemäß könne man auch Solche aufnehmen, die wegen ihres Alters, oder wegen irgend eines körperlichen Gebrechens oder körperlicher Schwäche nicht in andere Klöster eintreten können; wofern anders diese Fehler durch andere Eigenschaften aufgewogen werden; nämlich durch einen wohlgebildeten und gesunden Geist, durch einen wahren Beruf und ein großes Verlangen, Gott anzugehören, und durch einen eifrigen Willen, ihr ganzes Leben hindurch eine tiefe Demuth, die evangelische Einfalt, den Gehorsam, die Sanftmuth und alle christlichen Tugenden zu üben, die nur von dem Geiste und dem Herzen abhängen. Indessen schließt er dennoch von dieser Aufnahme Kranke aus, die mit ansteckenden Krankheiten, wie z. B dem Aussatz, oder mit andern behaftet wären, die sich leicht mittheilen; oder die so

schwere und so anhaltende Krankheiten hätten, daß sie auch bei dem besten Willen durchaus nicht im Stande wären, die Regel und die übrigen, in den Satzungen vorgeschriebenen Gebräuche zu halten. Hinsichtlich Derjenigen, denen Krankheiten dieser Art, nach der Ablegung ihrer Gelübde, zugestoßen wären, will der heilige Prälat, daß man nicht ermüde, ihnen zu dienen; daß man für sie alle Rücksichten habe, die mit der Regel vereinbar sind; und eine Nächstenliebe, die jede Probe bestehe und die nichts im Stande sei zu ermüden.

Dann will er auch, man solle um so weniger Anstand nehmen, alte und kränkliche Personen aufzunehmen, als es die erste Absicht bei der Einsetzung des Ordens von der Heimsuchung gewesen sei, Armen und Kranken zu dienen; und daß sie es also als ein Glück ansehen sollten, im Innern des Hauses eine Nächstenliebe ausüben zu können, welche die Clausur ihnen nicht mehr gestattet, außerhalb desselben zu üben.

Da aber, wenn man nur alte und kränkliche Personen aufnähme, Niemand da wäre, solche zu bedienen, will der heilige Prälat auch, daß man junge, gesunde und starke Töchter aufnehme; damit, indeß die einen das Verdienst der Geduld haben, die andern das Verdienst der Nächstenliebe erlangen.

Er fügt noch bei: die auf solche Weise aus Gesunden und Kranken bestehenden Häuser der Heimsuchung werden dann vollkommen jenes Gastmahl des himmlichen Bräutigams vorstellen, zu welchem nicht

nur Gesunde, sondern auch Kranke, Blinde und Lahme eingeladen wurden. In Folge dieser so bestimmten Vorschrift des heiligen Prälaten wurden alte und kränkliche Personen niemals von den Klöstern des Ordens der Heimsuchung Mariä ausgeschlossen. Man ersieht auch aus ihrem heiligen Jahre *) daß mehrere Klosterfrauen, deren Leben in diesem Buche in Kürze angeführt wird, und die mit vielen Kränklichkeiten, ja sogar mit großen Fehlern aufgenommen wurden, darin ein sehr tugendhaftes Lben geführt haben, und eines sehr heiligen Todes gestorben sind.

Ferner auch will er, Jedermann sollte wissen, daß in dem Orden von der Heimsuchung die Vorzüge der Geburt, der Talente und des Geistes ohne Demuth als nichts geachtet werden; und daß man, um darin Achtung zu erlangen, klein in seinen eigenen Augen seyn muß, und auch in den Augen Anderer als klein geachtet seyn wolle; ja er will, daß man eine arme, aber sanftmüthige und demüthige Tochter einer Königstochter vorziehe, die diese Eigenschaften nicht hätte; und zwar verlangt er dies aus dem Grunde, weil eine klösterliche Gemeinde durch die Aufnahme solcher Personen, je nachdem sie einen wahren oder falschen Beruf haben, immer entweder viele Ehre oder viele Beschämung erntet. Bis jetzt erhielt der Orden von der Heimsuchung

*) L'Année Sainte de l'ordre de la Visitation. etc. Annecy 1689.

nur großen Glanz durch dieselben; man sah und sieht auch noch heut zu Tage Prinzessinnen und Personen vom ersten Rang, ihrer Geburt nach, die darin nur durch ihre Sanftmuth, ihre Demuth, ihre Geduld und durch die Uebung aller christlichen und klösterlichen Tugenden sich auszeichnen; wahrlich ein unfehlbarer Beweis der Segnungen, welche die Güte Gottes unermüdlich über diesen heiligen Orden ergießt. Da nun der heilige Prälat das Ziel festgestellt hatte, war er auch für die Mittel bedacht, die nothwendig waren, dasselbe zu erreichen.

In dieser Absicht will er, daß die Klosterfrauen von der Heimsuchung Mariä Einkünfte und Vermögen gemeinsam besitzen; damit sie einerseits Mittel haben, den Kranken beizustehen; andererseits aber nicht durch Sorgen, die immer auf den Mangel am Nothwendigen folgen, von dem innerlichen Leben abgewendet werden. Zu gleicher Zeit aber will er auch, daß die Armuth im Einzelnen so genau beobachtet werde, daß die Schwestern durchaus nichts Eigenes, nicht einmal zum Gebrauche besitzen. Und desfalls befiehlt er, daß sie alle Jahre Zimmer, Better, Kreuze, Rosenkränze, Bücher und überhaupt Alles wechseln, was zu dem verschiedenen Gebrauche im Leben dient. Nur macht er eine Ausnahme mit den Zimmern, wenn die Oberin und der Arzt, einzig aus Rücksicht für die Gesundheit, es nicht als rathsam befinden. Die Löffel, der Reinlichkeit wegen ausgenommen, verbietet er durchaus den Gebrauch des Silbers; außer zum Schmucke der Altäre.

Des nämlichen Zieles wegen schreibt er auch den Klosterfrauen keine strengen körperlichen Bußwerke vor, jene ausgenommen, welche durch die Satzungen gestattet werden, die aber in geringer Anzahl sind; und er will, daß die Oberinnen darüber wachen und es nicht dulden, daß, unter dem Vorwand eines übel geregelten Eifers in dieser Hinsicht irgend eine Aenderung vorgehe; zu gleicher Zeit aber führt er durch jene Uebungen der Frömmigkeit, die nur von dem Geiste und Herzen abhängen, die Dinge zu einer sehr hohen Vollkommenheit.

Auch spricht er sie von den großen kirchlichen Tagzeiten frei, und beschränkt sie auf die kleinen Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau. Er gibt hierüber mehrere Gründe an, die wir ihrer Länge wegen übergehen. Genug, daß der heilige Stuhl solche gut hieß und sie ebenfalls von den großen Tagzeiten frei sprach; und daß die Betrachtungen, heiligen Lesungen, die innerliche Sammlung und die geistliche Einsamkeit diesen Mangel reichlich ersetzen, wenn man es ja einen Mangel nennen kann.

Hernach schreibt er die Clausur und die feierlichen Gelübde vor; und trifft so viele Vorkehrungen, damit die Ausübung derselben pünctlich, eifrig und beständig beobachtet werde, daß man seine Weisheit, Vorsicht und Frömmigkeit nicht genug bewundern kann. Er regelt die Uebungen und die Verwendung der Zeit sogar in den geringsten Dingen; damit man nicht unter dem Vorwand der Unterlassung oder Deutung Neuerungen einführe. Denn alle

Neuerungen, sowohl in der Lehre als in den Ordensgebräuchen, erklärt er als verdächtig, sogar unter dem Vorwand einer größern Vollkommenheit; und er will, daß sie für immer aus dem Orden verbannt seien; daß die Oberinnen sorgfältig wachen, den Anfang und Fortgang derselben zu verhindern; daß man alle Sonderbarkeiten vermeide, und an die Regeln und angenommenen Gebräuche sich halte.

Dann schreibt er das Gewand vor, wie die Klosterfrauen dasselbe noch heutigen Tages tragen; und eben so auch die Wohnung, Kost und alles Uebrige, im Verhältniß zu dem Ordensgewande, nämlich nach den Gesetzen der Wohlanständigkeit und der Armuth.

Außer den Vorschriften, die hier angeführt wurden, verfaßt er noch andere über die Art und Weise, die häuslichen Geschäfte zu leiten; Wahlen zu treffen; Novizinnen zu bilden; Diejenigen zu prüfen, welche verlangen aufgenommen zu werden; Bußen aufzulegen; Fehler zu bessern; und andere, die es zu lange wäre, hier anzuführen, und die auch eigentlich nicht zur Geschichte gehören. Was das Innere des Ordens betrifft, das ein Geist der Frömmigkeit, der Liebe, der Einfalt und Sanftmuth ist, wird davon im achten Buche die Rede seyn; wo wir von dem Geiste, der Leitung, und den Grundsätzen des heiligen Prälaten handeln müssen.

Als nun alle Dinge auf solche Weise geordnet waren, erübrigte nur noch Ein Punct; doch war dies Einer der Wichtigsten. Es war nämlich die

Frage, ob man dem Orden von der Heimsuchung einen Ordensgeneral oder eine Obervorsteherin vorsetzen, oder ob man ihn der Leitung der Bischöfe und Ordinariate der Orte unterwerfen sollte. Lange Zeit zog man diese Sache in Berathschlagung; und es ergaben sich von beiden Seiten so starke Gründe, daß man lange zu keiner Entscheidung kommen konnte.

Für die erste Meinung sprach der Umstand, daß Klöster, die in so vielen Städten, in so vielen verschiedenen Provinzen und Königreichen lägen, keine wahre und dauerhafte Einigung unter sich erhalten könnten, außer durch ein Oberhaupt; — daß alle politischen, kirchlichen und religiösen Körperschaften nicht geglaubt hätten, die verschiedenen Glieder, aus welchen sie beständen, auf andere Weise einigen zu können; — die Monarchien hätten einen König, die Republicken einen souverainen Magistrat, die Diözesen einen Bischof, alle geistlichen Orden einen General, die Kirche einen Papst als sichtbares Oberhaupt derselben, und die Welt selbst Einen Gott, der Alles erschaffen habe, von Dem Alles abhänge, auf Den Alles sich beziehen müsse; — Alles in der natürlichen, politischen und sittlichen Ordnung werde auf solche Weise zur Einheit zurück geführt; noch habe man bisher kein anderes Mittel gefunden, Dinge zu vereinigen, die von einander unabhängig wären; — den Ortsordinariaten die Klöster von der Heimsuchung unterwerfen, hieße eben so viele verschiedene Körper-

schaften daraus gestalten; und niemals würden sie Einen nämlichen Körper unter einander bilden, wofern sie nicht mit dem nämlichen Oberhaupte vereint wären; ohne dies Mittel würde die Einigung nur so lange bestehen, als es ihnen beliebig wäre; ja es wäre sogar schwer, daß sie lange bestände.

Man fügte noch bei: kein Gesetzgeber habe sich so deutlich ausgesprochen, daß man seine Gesetze nicht hätte auslegen oder erklären müssen; und gleichwie es unmöglich wäre, Alles vorauszusehen, also habe es auch noch keine Körperschaft gegeben, für die nicht von Zeit zu Zeit die Nothwendigkeit eingetreten wäre, neue Anordnungen zu verfassen, oder von den alten abzugehen; und nun fragte man, wer alle diese Dinge in einem Orden thun könne, dessen Klöster unabhängig von einander wären, und die kein gemeinsames Oberhaupt hätten.

Dazu käme auch noch, sagte man, die gute Ordnung, der Friede der Ordenshäuser, die reguläre Ordenszucht, Gründe der Gesundheit und andere forderten nicht selten, daß man einzelne Klosterfrauen in ein anderes Kloster übersetzen müßte; ja es würde sich unfehlbar der Fall ergeben, daß ein Haus Niemand hätte, der geeignet wäre, dasselbe zu regieren, indeß ein anderes Ueberfluß an fähigen Köpfen hätte. Und nun fragte man abermal, wer für alle diese Dinge sorgen sollte, ohne welche ein Orden nicht lange bestehen könne; da ein Bischof nicht Macht hätte, Klosterfrauen in Klöster zu senden, die

nicht von ihm abhingen; noch auch gute Köpfe aus denselben zu entheben, deren man bedürfen könne.

Endlich sagte man: ein Orden, wenn er sollte gut regiert werden, müsse von einem Vorgesetzten abhängen, der früher gehorcht hätte, ehe er befohlen habe; der den Geist, die Gesetze und Gebräuche desselben genau kenne, und der solche selbst geübt habe; dies aber wäre, und könne auch nicht der Fall bei den Bischöfen seyn.

Der heilige Prälat, der nicht dieser Meinung war, sagte hingegen: man könne, ohne einen Fehler zu befürchten, in diesen letzten Zeiten sich nach den ersten Jahrhunderten der Kirche richten; es habe damals weder Mönche noch Nonnen gegeben, die nicht von den Bischöfen abgehängt hätten; besonders wäre die Sorge für christliche Jungfrauen ihnen immer anvertraut gewesen; und es sei nicht befunden worden, daß ihr Ansehen nicht hingereicht habe, Unordnungen abzustellen, die man bemerkt hätte; — religiöse Körperschaften wären vereinigt genug, wenn sie von dem nämlichen Geiste beseelt wären, die nämlichen Gesetze, die nämliche Erziehung, die nämlichen Gebräuche, die nämlichen geistlichen Vorgesetzten hätten, und alle nach dem nämlichen Ziele strebten; — die ersten Christen hätten nur Ein Herz und Eine Seele gehabt; an welchen Ort der Welt auch die göttliche Vorsehung sie versetzte, wären sie durch kein anderes Band vereint gewesen; — die Liebe, die allein fähig sei, die Willen zu vereinigen, lasse sich durch verschiedene Mittel erhalten, ohne daß es

nothwendig sei, seine Zuflucht zu einem Oberhaupt zu nehmen; — bis heute hätten die Menschen noch keine Anstalt gegründet, die nicht wäre einigen Mißlichkeiten unterworfen gewesen; und würden auch derselben niemals gründen; — ein geistlicher Orden ohne einen Ordensgeneral könne in Verlegenheiten kommen; diejenigen aber, die einen solchen hätten, wären nicht frei davon, und vielleicht wären dieselben nicht geringer; — wenn ein allgemeines Oberhaupt schwach oder schlecht werde, gehe die Schwäche und das Verderbniß bald in alle Glieder über; es könne zwar einem Bischof auch an Wachsamkeit und an Festigkeit fehlen, die Dinge in der Ordnung zu erhalten; es sei aber darum nicht wahrscheinlich, daß es allen andern Bischöfen an diesen Eigenschaften fehle; auf solche Weise könne also die Zucht an einigen Orten erschlaffen; doch würde sie an allen übrigen Orten sich aufrecht erhalten; — kurz, wenn es der menschlichen Schwäche eigen wäre, nach Ausgelassenheit und Verderbniß zu zielen, so sei es wenigstens der Klugheit gemäß, die Wirkungen derselben fern zu halten. Dieser letzte Grund gab bei dem heiligen Prälaten der Sache den Ausschlag; und es ward beschlossen, die Klöster des Ordens von der Heimsuchung Mariä der Leitung der Ordinariate zu unterwerfen.

Der Erfolg rechtfertigte das Urtheil des heiligen Prälaten; schon besteht der Orden Mariä-Heimsuchung über zweihundert Jahre; und zwar in einer Einigkeit, die allen andern zum Muster dienen könn-

te; alle Klöster desselben unterstützen einander in ihren geistigen und zeitlichen Bedürfnissen; der Ueberfluß der einen kommt dem Mangel der andern zu Hilfe; alle wirken gegenseitig, sich aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen. Die Klosterfrauen, welche diese verschiedenen Klöster bewohnen, lieben und achten einander, ohne sich gesehen zu haben, und ohne sich zu kennen. Eine lebendige, thätige und ehrerbietige Liebe herrscht unter ihnen, und gestattet keinen Zweifel, daß ihr heiliger Stifter, der sie während seines Lebens hienieden leitete, sie nicht auch noch jetzt vom Himmel herab leitet.

Uebrigens, ob er auch nicht für alle Klosterfrauen ohne Unterschied ein gleiches Maß strenger Bußwerke vorschrieb, wollte er solche dennoch nicht von seinem Orden ausschließen; umgekehrt vielmehr wollte er, es sollte Jede ihren Körper und ihre Sinne unter jene Knechtschaft zwingen, von welcher der Apostel spricht, so sehr nur ihre Gesundheit, die innerlichen Uebungen und die Einförmigkeit es gestatteten. Damit aber nicht die Eigenliebe zu wenig, oder ein unbesonnener Eifer zu viel thue, wollte er, daß Alles von dem Urtheil der Oberinnen abhinge; und darum schrieb er ihnen vor, einerseits das Ziel des Ordens, dem Alles untergeordnet seyn muß, andererseits aber die Kräfte jeder Einzelnen zu erwägen; also daß immer die gehörige Mitte zwischen der Erschlaffung, die der Seele schadet, und dem Uebermaß beobachtet werde, das den Körper zerstört.

Als nun der heilige Prälat die letzte Hand an die Satzungen seines Ordens gelegt hatte, gab er solche frommen und eben so weisen als geübten Männern, dieselben zu prüfen. Sie wurden allgemein gelobt und gutgeheißen; und noch heut zu Tage kann solche Niemand lesen, ohne die Weisheit, die Sanftmuth derselben und jene genaue Vorsicht zu bewundern, die nur aus einer vollendeten Erfahrung hervorgehen kann. Dies Einzige stellte man ihm vor: wenn er verordne, daß man kränkliche Personen aufnehme, werde er zuletzt ein Hospital aus seinem Orden machen. Er aber antwortete hierauf: „immer sei er ein Parteigänger kränklicher Personen gewesen; er habe oft unpäßliche Frauenzimmer gekannt, die vortreffliche Klosterfrauen gewesen seyn würden, wenn sie Klöster gefunden hätten, wo man sie hätte aufnehmen wollen; und er habe zum Theil seinen Orden eingesetzt, dieser Mißlichkeit abzuhelfen."

Die Bestättigung Roms folgte bald auf den Beifall, den das neue Institut der Heimsuchung in Frankreich und in Savoyen erhalten hatte. Paulus V., der den heiligen Prälaten ungemein hochachtete, bestättigte dasselbe mit großen Lobsprüchen; er erhob die Congregation von der Heimsuchung Mariä zu einem religiösen Orden unter der Regel des heiligen Augustinus, und verlieh demselben alle Privilegien, welche die übrigen kirchlichen Orden zu erhalten pflegen.

Diese Abänderung, die das Institut der Heimsuchung erhielt, hinderte den Fortgang desselben

keineswegs; vielmehr förderte sie die Verbreitung desselben. Während der wenigen Jahre, die der heilige Prälat noch seit der Stiftung desselben lebte, sah er bis zu dreizehn wohlgestifteter Klöster zu Annecy, zu Lyon, zu Moulins, zu Grenoble, zu Bourges, zu Paris, zu Orleans, zu Dijon und in mehreren andern der vorzüglichsten Städte Frankreichs. Und da Gott seine Segnungen nach seinem Tode vermehrte, stiftete die Mutter Chantal, seine heilige und getreue Mithelferin, die ihn um etwa neunzehn Jahre überlebte, derselben sieben und achtzig, diejenigen mit einbegriffen, von welchen nun die Rede war. Seit dieser Zeit aber vermehrte sich die Anzahl derselben über hundert fünfzig; und dieser Orden, der während mehrerer Jahre nur auf Frankreich und Savoyen beschränkt war, verbreitete sich seitdem in Italien, im Königreich Neapel, in Deutschland und in Pohlen. *)

So bedeutende Fortschritte nach Außen, hätten, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge den Orden nothwendig im Innern schwächen sollen; denn es schien natürlicher Weise nicht möglich, in so kurzer Zeit eine hinreichende Anzahl Klosterfrauen zu bilden, die geeignet wären, als Oberinnen vorzuste-

*) Dies geschah noch zu des Verfassers Zeiten; seitdem aber verbreitete sich dieser Orden in allen Ländern der katholischen Christenheit beider Hemisphären. Sogar am Berge Libanon ward in neuern Zeiten ein Kloster desselben errichtet.

hen und so viele Aemter zu versehen, als es derselben in so vielen Klöstern gab. Denn es verhält sich mit der Ordnung der Gnade ungefähr wie mit der Ordnung der Natur; Alles geschieht darin gewöhnlich nach und nach. Es bedarf Zeit, sich darin zu bilden, zu wachsen und sich zu kräftigen; die Milch muß, wie der Apostel spricht, festern Speisen vorangehen; man muß das Alter der Vollkommenheit erreicht haben, bevor man fähig wird, Seelen in Jesu Christo zu erzeugen. Durch eine besondere Gnade schien der Orden der Heimsuchung von diesem Gesetze eine Ausnahme zu machen. Man nimmt darin von seinem Ursprung an eine erstaunliche Anzahl solcher Seelen wahr, die ganz geeignet waren, Andere zu bilden, und beinahe eben so viele Oberinnen und Stifterinnen als Klosterfrauen; ein untrüglicher Beweis der Güte und Heiligkeit seiner Gesetze; der Treue, solche zu beobachten; und des reichen Ueberflusses an Gnaden, mit welchen Gott diesen heiligen Orden, von seinem Ursprung an, überströmte.

Indessen war, während der Orden solche Fortschritte machte, der heilige Prälat nicht so gänzlich mit den Sorgen beschäftigt, welche neue Anstalten dieser Art zu machen pflegen, daß er nicht noch weit mehr mit seinen bischöflichen Amtsverrichtungen wäre beschäftiget gewesen. Mit wie großem Vertrauen er auch berechtiget war, auf den Eifer des Bischofs von Chalcedon sich zu verlassen, gab es doch wenig Geschäfte, die er nicht selbst schlichtete, oder auf die er nicht wenigstens durch seine Leitung

oder durch seinen Rath Einfluß nahm. Je näher er dem Ziele kam, um so mehr sah man, daß seine Pünctlichkeit uud sein brennender Eifer zunahm; und je näher er daran war, dem allerhöchsten Hirten und Bischof unsrer Seelen Rechenschaft von seiner Verwaltung zu geben, desto pünctlicher und getreuer ergab er sich allen seinen Pflichten, und der Ausübung christlicher und apostolischer Tugenden.

In diesem Hinblick auf seinen nahen Tod, den Gott ihm hatte zu erkennen gegeben, verdoppelte er, ohne etwas an seinem gewöhnlichen Betragen zu ändern, seine Liebeswerke und seine Almosen. Nichts entging seiner Fürsorge. Oefter denn gewöhnlich besuchte er die Hospitäler, Gefängnisse, Klöster und Kranke; er hatte ein Verzeichniß aller ihrer Bedürfnisse; sandte ihnen Arzeneien; ließ ihnen die Speisen bereiten, die ihnen nothwendig waren; bediente sie selbst; und war er genöthigt, abzureisen und sich zu entfernen, so ließ er ihnen entweder Geld zurück, oder aber er traf so gute Anordnungen, daß es ihnen an nichts fehlte. Auf eben dieselbe Weise stand er den armen Priestern seines Bisthums, und auch einigen Edelleuten bei, die ganz in Armuth versunken waren; er ließ die Kinder dieser Letztern erziehen, bezahlte für sie Kost und Unterricht; und that alles Mögliche, ihnen eine christliche und standesmäßige Erziehung zu verschaffen. Auch die Gastfreundschaft hielt er in hohen Ehren; und waren die Zimmer seines Hauses, die er dazu bestimmt hatte, voll, so miethete er derselben in der Stadt,

und borgte oft bedeutende Summen aus, diese Ausgaben zu bestreiten.

Reichlichen Antheil an seinen Liebeswerken hatten vorzüglich die Hausarmen. Er war eben so sehr über ihr Elend als über die Beschämung gerührt, die davon unzertrennlich ist. Dies war seine eigene Sorge; er verließ sich dabei auf Niemand, als auf sich selbst, und beobachtete bei solchen Gelegenheiten ein undurchdringliches Geheimniß. Er konnte das Betragen gewisser Leute nicht dulden, die, um wohlthätig zu scheinen, allerlei unnütze Nachfragen thun, welche zu nichts Anderm führen, als das Elend Anderer anschaulich zu zeigen, und sie mit Beschämung zu bedecken, ohne ihnen beinahe Unterstützung zu verschaffen. Er konnte sich nicht enthalten, ein Benehmen zu tadeln, das diesen Unglücklichen die geringe Hilfe, die ihnen gereicht wird, so theuer verkauft. „Wozu," sprach er, „diese auffallenden Erkundigungen, diese hochmüthigen Nachfragen, außer diese armen Leute dadurch zu kränken, daß man sie vor aller Welt mit der Schande der Armuth bedeckt? Warum dies Aufsehen? Warum alle diese Zeugen? Wozu dienen sie, außer einen eitlen Ruf der Nächstenliebe sich zuzuziehen, die dem Stolz und der Hoffahrt schmeicheln, während diese verschämten Armen vor Beschämung und Harm vergehen? Nicht also! Es genügt nicht, daß man Almosen gebe; man muß dasselbe auch gut geben. Wenn Gott der einzige Grund desselben ist, verlangt man auch keinen andern Zeugen als Ihn."

Mit diesem nämlichen Schleier der Geheimnisses bedeckte er auch die Unterstützung, die er einer Dame und ihren drei Töchtern so lange zukommen ließ, bis er bei dem Herzog von Savoyen einen Gnadengehalt für sie erwirkt hatte; und gab einem Fräulein, das aus Mangel an Vermögen ihr Vorhaben nicht ausführen konnte, in ein Kloster zu treten, vierhundert Goldthaler, die man ihm zum Geschenk gegeben hatte. Wenn die Jahre unfruchtbar waren, schaffte er große Vorräthe an Getreide an, das er Denjenigen wohlfeilen Preises gab, die dasselbe kaufen konnten, umsonst aber Jenen zukommen ließ, die keine Mittel hatten, solches zu bezahlen. Seine Nächstenliebe erstreckte sich sogar auf seine Feinde; er begnügte sich nicht damit, ihnen nicht zu schaden; er erzeigte ihnen auch allerlei Gutes. Ein Edelmann, der, wie es ihm bewußt war, ihn haßte, und Alles aufgeboten hatte, durch heimliche Verleumdungen ihn zu verschreien, war durch einen schlimmen Handel zu Grunde gerichtet worden. Diesem kam er entgegen, gab ihm sechs Wochen hindurch Kost und Wohnung, und beschenkte ihn dann mit einer bedeutenden Summe, die er ausgeborgt hatte, und mit welcher dieser Mann sich wieder aufhalf.

Er stand selbst den Häretikern in ihren Nöthen bei; und die gränzenlose Nächstenliebe, die sein Herz erfüllte, ließ es ihm nicht zu, sie in der Noth zu sehen, ohne ihnen zu helfen. Man machte ihm hierüber Vorwürfe und sagte ihm, er entziehe sich dadurch die Mittel, den Katholiken beizustehen. Er

jedoch antwortete: Gott würde Vorsehung thun; die Hugenotten, ob sie auch im Irrthum lebten, wären darum nicht minder Menschen; sie wären Christen; und überdies seine, wenn gleich verirrten Schafe. Die Fürsorge der Hirten aber müsse sowohl über den kranken als über den gesunden Theil der Herde sich erstrecken. Er fügte noch bei: wer das Herz gewinne, der gewinne Alles; diese Hilfe, die er den Hugenotten gereicht, haben sie oft gelehrig zu seinen Unterweisungen gestimmt; und er habe die Freude gehabt, zu sehen, daß Mehrere aus ihnen durch diese Pforte in die Kirche eingegangen wären.

Selbst die Genfer, die von dem Glanze seiner Tugenden wie geblendet waren, konnten sich nicht erwehren, ihn zu bewundern; und man hörte sie öffentlich sagen, wenn alle Bischöfe ihm glichen, so wären sie nicht abgeneigt, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Diese Verehrung der Häretiker für einen so heiligen und so eifrigen Prälaten zeigte sich bei seiner Seligsprechung. Während der gerichtlichen Untersuchung und des Zeugenverhörs, trat auch ein Hugenotte auf, um für ihn zu zeugen; da er aber sah, daß man sein Zeugniß verwarf, sagte er öffentlich vor Allen: „Er habe den verstorbenen Herrn Bischof von Genf gekannt, und mehrere Jahre hindurch seinen Wandel genau beobachtet; er habe aber nichts an ihm gesehen, das nicht eines Apostels würdig gewesen wäre.“

Es dürfte vielleicht befremden, daß er bei so geringem Einkommen, so viele Werke der Nächsten-

liebe bestreiten konnte. Wahr ist es allerdings, daß dies ihm nicht möglich geworden wäre, wenn ihm nicht von anderswoher Hilfe zugeflossen wäre. Doch die hohe Achtung, die man für seine Tugend, und die Ueberzeugung, die man von seiner vollkommenen Uneigennützigkeit erlangt hatte, wirkte dahin, daß man von allen Seiten, wo er bekannt war, ihm reichliche Almosengelder zusandte, über deren Verwendung man sich gänzlich auf seinen Eifer und auf seine Klugheit verließ; und dieser große Mann, dessen Herz von Allem so gänzlich gelöst war, und der so fest darauf bestand, nichts für sich selbst anzunehmen, und so umsichtig, den geringsten Verdacht zu vermeiden, der sein heiliges Amt hätte entehren können, nahm keinen Anstand, der Schatzmeister der Armen zu seyn; er nahm für sie in Empfang, und machte von so Vielem, das man ihm anvertraute, keinen andern Gebrauch, als daß er die Sorgen und Mühe übernahm, solches zu vertheilen.

Aber diese, ob auch reichlichen, ob auch oftmaligen, ob auch mit aller sorgfältigen Wirthlichkeit, die nur die Klugheit einzuflößen vermag, vertheilten Almosen genügten einer so erleuchteten, so aufmerksamen und mit allen Bedürfnissen des Nächsten beschäftigten Liebe nicht immer. Dann aber schonte er weder seines Hausgeräthes, noch seiner Capelle, noch seiner eigenen Kleider. Dies ergab sich bei Gelegenheit eines Fremden, der durch Annecy reiste, und der sich in der äußersten Noth befand. Da der Heilige eben nicht bei Gelde war, schenkte er ihm ein sil-

bernes Meßkännchen aus seiner Capelle. Als aber der Fremde hierüber betroffen ward, und dasselbe nicht anzunehmen wagte, sagte ihm der heilige Bischof mit fröhlichem Angesichte: „Nehmen Sie es immerhin; welchen bessern Gebrauch könnte ich denn je davon machen?" — Als er vernahm, man könne in einer Pfarre den Gottesdienst nicht halten, weil es an kirchlichen Ornamenten fehle, sandte er sogleich hin, ließ zwei silberne Leuchter aus seiner Capelle verkaufen, solche anzuschaffen; und da man ihm vorstellte, er bedürfe dieser Leuchter, sagte er: „Mein Bedürfniß ist nicht dringender als jenes, dem abzuhelfen ist." Was seine Kleider betrifft, begnügte er sich nicht damit, jene zu verschenken, die man in seinem Kleiderkasten aufbewahrte; gar oft beraubte er sich sogar der Gewande, die er am Leibe trug, wenn er sich ohne Geld befand, und kein anderes Mittel hatte, den Armen zu helfen.

Diese Gaben der Nächstenliebe, welche auf körperliche Bedürfnisse sah, wurden von jener Liebe unterstützt, die mit den geistigen Bedürfnissen sich beschäftigte. Der Besuch der Armen, der Kranken und der Gefangenen war seine vorzüglichste Beschäftigung. Da gegen das Ende seines Lebens hin seine Schwäche ihm nicht mehr gestattete, dem Predigtamte abzuwarten, das er als eine unerläßliche Pflicht eines Bischofs betrachtete, lehrte er öfters den Katechismus öffentlich; noch öfter aber in seinem bischöflichen Pallaste; wo man ihn nicht selten unter einer Schaar

Kinder sah, die er daselbst einführte, und zur Tugend bildete.

Um dieselbe Zeit widerfuhr ihm Etwas, das zu sonderbar ist, um nicht hier angeführt zu werden. Er war sehr wichtiger Angelegenheiten wegen nach Lyon gereist. Da er nun einmal gerade sehr beschäftiget war, erhielt er ein Billet von einem Unbekannten, worauf blos die Worte standen: „Wenn Sie nicht aufs Schleunigste meine Beicht hören, werden Sie für meine Seele vor Gott verantwortlich seyn!" — Er antwortete auf der Stelle, man sollte ihn im Sprachzimmer des Klosters Mariä-Heimsuchung erwarten; wo er bald sich einfinden werde. Er ging auch ungesäumt fort. Als er gegen das Kloster hin kam, bemerkte er daselbst eine Art Diener, der ziemlich schlecht aussah, und zwei Pferde am Zaum hielt. Er trat in das Sprachzimmer ein, und fand daselbst Denjenigen, der jene Worte an ihn geschrieben hatte, und ihn erwartete. Es war ein Mann von hohem Wuchse, der ein rauhes und fremdes Aussehen hatte und kurzes Haar trug, das bereits weiß zu werden begann. Er war wie ein Reiter gekleidet und mit einem Mantel bedeckt, wie man solche auf dem Lande zu tragen pflegt, mit welchem er das Angesicht verhüllte, um nicht erkannt zu werden. Er empfing den heiligen Bischof ohne viele Ceremonien; und als er sah, daß er im Sprachzimmer war, schloß er die Fenster, sperrte die Thür ab, steckte den Schlüssel zu sich, und schnitt endlich auch den Strick der Glocke ab, um nicht unterbrochen zu werden.

Der heilige Prälat sah aufmerksam zu, und wartete, wohin alle diese Vorkehrungen abzielten, als der Fremde ihn bat, sich zu setzen, zu seinen Füßen sich niederwarf, und eine allgemeine Beicht anfing. Er sagte ihm, er sei ein Ordensgeneral, führe seit langer Zeit ein höchst ausschweifendes Leben; seine bösen Beispiele hätten seine Ordensleute ebenfalls zu Ausschweifungen hingerissen, ohne daß er sich jemals darum bekümmert hätte, sie zu bessern oder im Zaum zu halten; endlich habe Gott, nachdem Er den Begierden seines verderbten Herzens ihn mehrere Jahre überlassen, seiner sich erbarmt; schon lange dränge Er ihn innerlich, sich zu bekehren; die Schande, so viele Abscheulichkeiten zu bekennen, und die Furcht, Beichtväter zu finden, die allzu strenge wären, und wenig Mitleid mit seiner Schwäche hätten, habe ihn lange abgehalten; endlich habe er von seiner Nächstenliebe gegen reuige Sünder sprechen hören, und auf den Ruf von seiner Sanftmuth sei er aus einem weit entfernten Lande gekommen, ihm eine allgemeine Beicht abzulegen, und nach seiner Anweisung sich zu benehmen. Und hierauf begann er nun diese Beicht unter lautem Weinen und Schluchzen; und setzte sie unter so sichtbaren Merkmahlen einer wahren Zerknirschung fort, daß der heilige Bischof aufs innigste davon gerührt ward.

Nun behandelte er ihn zwar mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth; doch war diese Sanftmuth weit von jener feigherzigen Willfährigkeit entfernt, die dem Sünder unter dem Vorwande schmeichelt, seiner

zu schonen. Er legte ihm eine Buße auf, die in einem Verhältnisse zu den Ausschweifungen stand, die er begangen hatte; schrieb ihm Regeln für seinen Wandel vor; traf Vorkehrungen mit ihm, um durch Briefe das große Werk seiner Bekehrung zu vollenden; und sah, daß er, in einen andern Menschen umgewandelt, abreiste, ohne daß irgend Jemand Anderer ihn erkannt hatte.

Er erfuhr späterhin, daß seine Bekehrung alle glücklichen Folgen gehabt hatte, die er sich davon verheißen hatte, daß die meisten seiner untergebenen Ordensleute, von seinen guten Beispielen gerührt, ihn nachgeahmt hätten; und daß er sie dahin gebracht habe, durch ihre Buße die Aergernisse zu bessern, die sie durch ihr ausgelassens Leben gegeben hatten.

In jener nämlichen Zeit bekehrte er auch einen, abermal in die Ketzerei zurückgefallenen Ordensmann, der die Häresie öffentlich abschwören wollte. Er bekannte bei dieser Gelegenheit, er sei Priester und habe die Theologie in seinem Orden gelehrt; es seien aber nicht die Irrthümer, die er in der Lehre der katholischen Kirche angetroffen, die ihn bewogen hätten, diese Kirche zu verlassen, wie man ausgesprengt habe; sondern er habe dies nur gethan, seine sündhaften Begierden zu stillen. Von den Vorwürfen seines Gewissens gedrängt, habe er schon früher einmal seinen Irrthum in die Hände des heiligen Bischofs von Genf abgeschworen; ein Weib und Kinder aber, die er vor seiner Bekehrung gehabt, wä-

ren Ursache gewesen, daß er in seine erste Apostasie zurückgefallen; endlich aber, da er überzeugt sei, daß man außerhalb der katholischen Kirche sein Heil nicht wirken könne, komme er zum zweiten Male, zu seinen Füßen sich zu werfen, und ihm zu betheuern, daß fernerhin nichts mehr im Stande seyn werde, dem Schooße der Kirche ihn zu entreißen, in welcher er entschlossen sei, zu leben und zu sterben.

Da diese zweite Bekehrung dem heiligen Prälaten aufrichtig bedünkte, und er übrigens fand, daß dieser Büßer ein Mann von großen Fähigkeiten und nicht ohne Verdienst sei, nahm er ihn auf; damit aber die Noth ihn nicht wieder verleite, zu seinen ersten Irrsalen zurückzukehren, gab er ihm ein Jahrgeld von vier hundert Livres und hielt ihn zu Annecy zurück.

Man schrieb ihm damals, der König von England, der an dem Unbestand der Engländer Aergerniß nehme, unter welchen alle Tage neue Secten zum Vorschein kämen, deren Fortschritte er nicht aufhalten könne, habe gute Gesinnungen gegen die katholische Religion angenommen; und wollte irgend ein weiser und gelehrter Prälat sich zu ihm begeben, so stehe seine Bekehrung zu hoffen. Auf diese Nachricht hin erbot sich der heilige Prälat, der seiner Kränklichkeiten vergaß, alsogleich diese mühevolle Reise zu machen. Doch der Herzog von Savoyen, dessen Mißtrauen so leicht erwachte, wollte niemals zugeben, daß er seine Staaten verließe. Indessen kann man sagen, daß vielleicht in ganz Europa kein Prä-

lat war, der fähiger gewesen wäre, diese große Angelegenheit zu Stande zu bringen, als der heilige Bischof von Genf. Er war gelehrt, gewandt in der Controverse, sanftmüthig, und gewann die Herzen leicht. Dies aber war ein großer Vorsprung. Dazu auch hatte der König von England eine große Achtung für ihn, und hatte dies oft bezeugt. Allein die Zeit der Erbarmungen Gottes für dies ehemals so katholische Königreich war noch nicht erschienen; uns aber ist es nicht gegeben, den Zeiten und Augenblicken zuvorzukommen, deren Kenntniß Er sich vorbehalten hat.

Indessen zeigte der heilige Prälat, der darauf beschränkt war, sein Bisthum durch die größten Tugenden zu erbauen, derselben täglich neue und glänzende Beispiele. Es ergab sich um diese Zeit, daß ein Edelmann, der auf einen falschen Bericht hin, den er sich nicht die Mühe genommen hatte, gründlich zu untersuchen, großen Haß gegen ihn hegte. Er wendete Verleumdungen und boshafte Beschuldigungen an; und ließ nichts unversucht, sich an ihm zu rächen. Da er aber sah, daß er es nicht vermochte, diese außerordentliche Geduld zu überwinden, noch das mindeste Zeichen einer Erbitterung ihm zu entreißen, beschloß er, zu Thaten zu schreiten. Während mehrerer Nächte kam er zur Zeit, wo Alles schlief, mit Hunden, Waldhörnern und einem ganzen Jagdtroß und machte einen schrecklichen Lärm vor dem bischöflichen Hause. Die Leute des heiligen Bischofs, die über eine solche Beschimpfung

aufgebracht, und versichert waren, von den Nachbarn unterstützt zu werden, wollten hinausgehen und diese unverschämten Ruhestörer nach Gebühr behandeln. Dies aber war's, was der Edelmann beabsichtigte; denn er wollte sie mißhandeln und hatte Anstalt dazu getroffen. Der heilige Prälat jedoch untersagte dies ihnen so strenge, daß sie es nicht wagten, ungehorsam zu seyn. Da nun der Edelmann in Verzweiflung gerieth, die Beleidigung nicht weiter treiben zu können, kam er zu Schmachreden; es gab nichts so Schändliches, das er ihm nicht durch seine Leute sagen ließ. Endlich befahl er ihnen, Steine aufzuheben, und ließ alle Fenster des bischöflichen Hauses einwerfen.

Auf das Gerücht von dieser schamlosen Beschimpfung kamen alle Freunde des heiligen Bischofs zu ihm; und es war darunter nicht Einer, wie gemäßigt er auch seyn mochte, der ihm nicht gerathen hätte, entweder bei dem Senat oder bei dem Herzog Gerechtigkeit zu verlangen. Der Heilige antwortete ihnen, er werde sich wohl hüten, dies zu thun; denn dadurch würde er den Edelmann ins Verderben stürzen, seine Absicht aber sei, ihn zu gewinnen. Als diese Antwort dem Edelmann hinterbracht wurde, konnte er, so sehr er auch gegen ihn eingenommen war, sich nicht erwehren, die Größe dieses Edelmuthes zu fühlen. Als nun einige Tage hernach der heilige Bischof ihm in der Stadt begegnete, redete er ihn mit so großer Höflichkeit an, als ob er niemals wäre von ihm auf so schmähliche Weise beleidigt wor-

den; bat ihn dann um seine Freundschaft, und umarmte ihn mit solcher Herzlichkeit, als hätte er so große Ursache, sein Betragen zu loben, als er Ursache hatte, darüber zu klagen. Der Edelmann, über eine Güte beschämt, von welcher man so wenig Beispiele sieht, schien betroffen, und stand einige Minuten ganz sprachlos; endlich von einer Großmuth besiegt, die nur die Heiligkeit allein einzuflößen vermag, bat er ihn um Verzeihung, bot ihm jede Genugthuung an, die er nur verlangen könne, und war seit dieser Zeit Einer seiner eifrigsten Freunde.

Eine Dame von Stande hatte einem Kloster ein bedeutendes Vermächtniß hinterlassen. Da glaubte eine Person, die dabei beeinträchtiget war, der heilige Prälat habe sie dazu beredet. In dieser falschen Meinung begab sie sich in voller Erbitterung zu ihm, machte ihm die beleidigendsten Vorwürfe, und gerieth in eine solche Heftigkeit, daß sie sogar die Hand erhob, ihn zu schlagen. Der heilige Prälat jedoch war weit entfernt, ihr zu zürnen; vielmehr sprach er immer höchst sanftmüthig mit ihr, und gab ihr auf die höflichste Weise das Geleite, nachdem er sie überzeugt hatte, daß sie im Irrthum sei, und daß er durchaus keinen Antheil an der Sache habe, die sie seinem Rath zugeschrieben hatte. Doch ihre Heftigkeit war zu groß, als daß sie sogleich hätte von derselben zurück kommen können. Man schämt sich oft zu bekennen, daß man sich geirrt, und daß man Unrecht hat; und je weiter man ging, um so schwerer kommt man zurück. Der ganze Tag verging, ohne daß es schien, als

ob diese Person ihre Heftigkeit bereuete. Da sie jedoch ruhig über ihr Betragen nachdachte, begab sie sich am folgenden Tage zu ihm, fiel ihm zu Füßen, und bat ihn, dasselbe ihr zu verzeihen. Sie erhielt diese Verzeihung auf der Stelle; und er gewährte ihr solche mit so vieler Güte, daß sie seitdem immer von ihm, wie von einem sehr heiligen Prälaten redete.

Nicht eben so verhielt es sich mit einem Advokaten von Annecy, der einen wüthenden Haß gegen den heiligen Prälaten hegte, und keine Gelegenheit vorüber ließ, durch seine Verleumdungen und durch alle Mittel, die er ersinnen konnte, ihm zu schaden. Oft hatten seine Freunde ihm dies verwiesen; ja oft hatten sie von seinem Unrecht ihn überzeugt, und ihm vorausgesagt, er würde sich dadurch noch ein großes Unglück zuziehen; was auch in der That geschah. Denn als er einmal dem heiligen Bischof auf der Gasse begegnete, schoß er eine Pistole auf ihn ab, und traf damit Einen seiner Diener, der dadurch schwer verwundet wurde. Nun ward er augenblicklich ergriffen, ins Gefängniß geworfen, und trotz aller Bemühungen des heiligen Prälaten, ihn zu retten, zum Tode verurtheilt. Die Nächstenliebe des Heiligen ließ es nicht dabei bewenden; er ließ die Vollziehung der Todesstrafe verschieben und bewarb sich bei dem Herzog mit so dringenden Bitten um die Begnadigung des Verurtheilten, daß er dieselbe endlich erhielt. Er selbst brachte solche dem Unglückseligen ins Gefängniß. Aber sogar diese so unverhoffte Gnade war unvermögend, sein Herz zu rühren. Er

fing an, ihn aufs neue zu beschimpfen und zu beleidigen; und ob auch der heilige Prälat sich so tief herabließ, daß er ihn um Verzeihung bat, konnte er es dennoch nicht dahin bringen, daß der Mann in sich gegangen wäre. Dessen ungeachtet überreichte er ihm den Begnadigungsbrief; sagte ihm aber, von Schmerz über seine Verstocktheit durchdrungen: „Ich habe Sie den Händen der menschlichen Gerechtigkeit entrissen; Sie werden aber in die Hände der göttlichen Gerechtigkeit fallen, und ich werde dann nicht Macht haben, derselben sie zu entreißen!" Dies geschah auch, wie der heilige Bischof es voraus gesagt hatte; die göttliche Gerechtigkeit erreichte ihn, und er nahm ein höchst unglückseliges Ende.

Es wäre schwer, die christliche Sanftmuth und Geduld in höherem Grade zu üben. Indessen gefiel die Ausübung, die ihm so gewöhnlich war, nicht allen seinen Freunden. Einige machten ihm den Vorwurf, er behaupte seine Würde nicht zur Genüge, und seine übermäßige Sanftmuth mache dieselbe sogar verächtlich. Allein der heilige Bischof, der in der Schule Jesu Christi erzogen war, antwortete den Einen: nichts gezieme der Würde eines Bischofs mehr als Sanftmuth und Geduld; er wisse zwar wohl, daß die Welt und die Eigenliebe andere Grundsätze aufgestellt hätten, aber die Regel des Evangeliums und die Beispiele Jesu Christi wären denselben entgegen; und er würde es sich immer zur Ehre halten, Ihm nachzufolgen. Den Andern hinwieder antwortete er, er habe sein ganzes Leben

hindurch gearbeitet, ein wenig Sanftmuth zu erlangen; und er glaube nicht, in einer Viertelstunde die Arbeit so vieler Jahre verlieren zu sollen; Gott habe sich die Rache vorbehalten, uud habe uns nur die Ehre und den Vortheil gelassen, zu verzeihen.

Seine Sanftmuth hatte jedoch auch ihre Gränzen, und wenn die Gerechtigkeit es erforderte, trat sie der bischöflichen Festigkeit ihre Stelle ab. Man sah dessen so große Beispiele während seiner Mission im Chablais und bei einigen andern Gelegenheiten in seinem Leben, daß man daran nicht zweifeln kann. Nichts desto minder wollen wir hier noch einige Beispiele anführen.

Einige Edelleute seines Bisthums, die sich nicht wenig auf ihren Adel einbildeten, und die Priester nur mit Verachtung ansahen, wollten einen Pfarrer zwingen, ihnen Zeichen einer Hochachtung zu geben, die er unter seiner Würde hielt; und da er dessen sich weigerte, mißhandelten sie ihn. Der Pfarrer brachte seine Klagen vor den heiligen Bischof. Dieser untersuchte dieselben; und da er sie sehr gerecht befand, verhandelte er die Sache gerichtlich, schritt höchst ernstlich wider diese Edelleute ein, und erhielt eine Entscheidung, wodurch sie zu einer Strafe verurtheilt wurden. Er wollte so eben das Urtheil vollziehen lassen, als diese Edelleute bezeugten, es sei ihnen leid, daß sie sich so weit vergessen hätten, sie bereuten die That und bäten um Vergebung. Ob dies aber auch ziemlich spät kam, ließ der heilige Bischof es sich dennoch genügen; er besuchte sie, und nach-

dem er den Fehler, den sie begangen, ihnen mit großer Sanftmuth verwiesen hatte, ersuchte er sie, gut mit den Priestern seines Bisthums zu leben; sprach aber so wenig von ihrer Verurtheilung und der Geldstrafe, als ob er niemals eine gerichtliche Entscheidung wider sie erhalten hätte.

Diese Festigkeit ging bei einer andern Gelegenheit noch weiter; denn er versagte sogar dem Herzog von Savoyen selbst ein Priorat, um das er ihn für einen unwissenden Priester ersuchte, der nicht Eine jener Eigenschaften an sich hatte, die desselben ihn hätten können würdig machen. Dieser Priester, welcher wußte, daß er unterstützt war, und über diese Abweisung höchst aufgebracht wurde, hatte die Keckheit, dem heiligen Prälaten im Chor, wo er dem Gottesdienste beiwohnte, eine Schmähschrift zu überreichen, worin sein guter Ruf abscheulich mißhandelt war. Die Domherren, über eine solche Unverschämtheit aufgebracht, wollten ihn verhaften lassen; allein der heilige Bischof widersetzte sich und sagte ihnen: es werde nicht lange anstehen, so werde er diese That bereuen; und eine freiwillige Buße wäre immer besser als eine erzwungene. Wirklich bedachte der Mann die Folgen, die seine That nach sich ziehen könne, wenn der Herzog solche erführe; und kam am folgenden Tage, sich ihm zu Füßen zu werfen, und ihn um Verzeihung zu bitten. Wie eigennützig auch diese Reue war, begnügte der heilige Prätat sich nicht damit, ihm zu verzeihen; sondern er schrieb auch für ihn an den Prinzen von Piemont, und erhielt für ihn

ein bedeutendes Amt in seinem Hause, das er weit fähiger war zu versehen, als er zu geistlichen Verrichtungen geeignet war.

Mit der nämlichen Festigkeit auch vertheidigte er die Güter und Rechte seiner Kirche wider die Beamteten des Herzogs von Nemours. Er führte deshalb mehrere Prozesse; da er aber immer nur gerechte Prozesse führte, dieselben immer sehr sorgfältig berathen ließ, und die Leidenschaft niemals Antheil daran hatte, gewann er solche jedes Mal. Diese Beamteten, die hierüber in Verzweiflung geriethen, legten es, um sich zu rächen, darauf an, ihn mit dem Herzog von Nemours zu entzweien. Dies gelang ihnen auch; sein Haus sah in diesen Zwist sich mitverflochten; ja der heilige Prälat war sogar genöthiget, Annecy zu verlassen und auf das Schloß Sales sich zurückzuziehen. Einige Zeit hernach schrieb er dem Herzog mit großer Festigkeit, sich und sein ganzes Haus zu rechtfertigen. Endlich sah der Fürst den Betrug ein, gab ihm seine Achtung und seine Freundschaft zurück; und seit dieser Zeit war es, wie viele Mühe man auch dessen sich gab, nicht mehr möglich, ihn mit dem Heiligen zu entzweien.

Indeß nun der heilige Prälat alle christlichen und apostolischen Tugenden auf solche Weise gleichsam um die Wette übte, die Gnade mit jedem Tage neue Stärke in seinem Herzen gewann, und er täglich mehr von allen sichtbaren Dingen sich löste, um nur für Gott allein zu leben, ward sein Körper immer schwächer und schwächer. Seine ehemals so kräf-

tige, aber so wenig geschonte Natur unterlag endlich unter der Last so vieler Arbeiten, von welchen er gleichsam erdrückt war; und es nahte die Stunde heran, wo der gerechte Richter die Krone der Gerechtigkeit ihm ertheilen, und für seine Gaben ihn belohnen sollte, von welchen er einen so heiligen Gebrauch gemacht hatte. Es gibt wenig Menschen, wie heilig immer sie seyn mögen, die, wenn sie fühlen, daß jener Augenblick herannaht, der so schrecklich für Jene ist, die Gottes vergessen haben, aber so reichen Trost Denjenigen bringt, die nur für Ihn lebten, nicht etwas an ihrer frühern Lebensweise änderten. Sie ziehen sich mehr zurück, werden aufmerksamer, erforschen sich mit größerer Sorgfalt; und sei es, daß Gottes Gerechtigkeit sie erschreckt, oder seine Güte sie beruhigt, selten führen sie die nämliche Lebensweise ungeändert fort.

Die Vorkenntniß, die Gott dem heiligen Prälaten von seinem nahen Tode gegeben hatte, brachte durchaus keine Aenderung in ihm hervor; da er immer auf solche Weise gelebt hatte, als ob jeder Tag der Letzte seines Lebens wäre, war sein Betragen sich immer gleich. Nur bemerkte man, daß er sich öfter als gewöhnlich mit dem Bischof von Chalcedon, seinem Bruder und Coadjutor, einschloß. Hier nun prüften sie sorgfältig die Notizen, Verzeichnisse und Bemerkungen über den Stand des Bisthums von Genf, die sie mit einander, oder einzeln verfaßt hatten. Sie durchsahen Alles, was sie über den Sinn, die Neigungen und Sitten der Völker und der Hirten,

über ihre guten und bösen Eigenschaften, so wie über die geeignetesten Mittel angezeichnet hatten, Unordnungen abzuschaffen, oder das Gute zu befestigen; und weil der heilige Bischof überzeugt war, die strengste Rechenschaft, die er vor Gott zu geben hätte, würde über die Seelen ergehen, die ihm waren anvertraut worden, bot er alles auf, entweder zu verbessern, was er glaubte, vernachlässigt zu haben; oder zu vollenden, was nur erst angefangen war. Da die Anstrengung, mit welcher er der Arbeit sich ergab, bei dem Bischof von Chalcedon Besorgniß erregte, er möchte seiner Gesundheit schaden, erachtete er, dies ihm vorstellen zu müssen; doch der heilige Prälat, der unfähig war, seiner zu schonen, wo es den Pflichten seines Amtes galt, antwortete ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: „Im Gegentheil, eilen wir, der Tag neigt sich, und schon naht die Nacht heran!" Diese Worte, die der Bischof von Chalcedon als eine Weissagung seines nahen Todes betrachtete, wie sie es auch in der That waren, betrübten ihn so tief, daß er darüber Thränen vergoß. Da der heilige Prälat dies bemerkte, umarmte er ihn herzlich und sprach zu ihm: „Drängen Sie diese Thränen zurück, geliebter Bruder; sie schicken sich nicht für einen Christen, und noch weniger für einen Bischof; mögen die Heiden, die keinen Antheil an einem bessern Leben haben, über den Verlust des gegenwärtigen Lebens sich betrüben."

Also beschäftigten sie sich, und unterbrachen oftmals ihre Arbeiten durch fromme und heilige Unter-

redungen; als der heilige Prälat ein Schreiben von dem Herzoge von Savoyen erhielt. Dieser trug ihm auf, sich mit ihm zu Avignon zu vereinigen, wohin er sich begeben sollte, den König Ludwig VIII. zu begrüßen, der so eben die Hugenotten im Languedoc unter seinen Gehorsam gebracht hatte. Auch der Prinz von Piemont und seine Gemahlin, die Schwester des Königs, sollten dort sich einfinden. Sie hatten gewünscht, der Bischof von Genf möchte ebenfals daselbst seyn, sein Amt als Großalmosenier zu verwalten, und damit sie über mancherlei Angelegenheiten, die sie mit Glimpf zu verhandeln hatten, bei ihm sich Rathes erholen könnten. Da seine zerrüttete Gesundheit ihm kaum gestattete, diese Reise zu thun, war der Bischof von Calcedon der Meinung, er sollte sich darüber entschuldigen; und erbot sich sogar, desfalls an den Herzog zu schreiben. Doch der Heilige war entgegengesetzter Ansicht; und er stützte solche auf zwei Gründe; erstens, da er mit dem Amte des Großalmoseniers bekleidet sei, sei es billig, daß er wenigstens zuweilen die Pflichten dieses Amtes erfülle; zweitens sei diese Zusammenkunft Ihrer Königlichen Hoheiten mit dem König von Frankreich eine kostbare Gelegenheit, die Gott ihm vermittle, die Vortheile der katholischen Religion in jenem Theile seines Bisthums zu fördern, der von Seiner Majestät abhänge, und die er sich für verpflichtet halte, wahrzunehmen. Dieser letzte Grund überwog Alles, was man ihm einwendete

Da er also nur noch einige Tage hatte, zu seiner Reise sich vorzubereiten, war das Erste, was er that, daß er sein Testament verfaßte und über Alles dergestalt verfügte, als ob er am folgenden Tage sterben sollte; doch konnte er dies nicht so geheim thun, daß nicht das Gerücht davon sich verbreitet hätte. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie sehr er von seinem Volke geliebt war. Die Meinung, die er von seinem nahen Tode hatte, erregte allenthalben eine allgemeine Bestürzung. Er konnte nicht mehr ausgehen, ohne von einer Schaar Volkes sich umringt zu sehen. Alles lief aus den Häusern; sogar die Handwerker verließen ihre Werkstätten, seinen Segen zu empfangen. Der heilige Prälat begnügte sich nicht damit, denselben ihnen zu ertheilen; er blieb auch beinahe bei jedem Schritte stehen, sagte dem Einen ein Wort des Trostes, gab dem Andern eine Ermahnung zur Geduld; theilte Almosen an Alle aus, die desselben begehrten, und ermahnte Alle, Gott zu lieben, und Ihm, je nach ihrem Stande, zu dienen. Sogar die Kinder fühlten den Einfluß seiner Heiligkeit; und oft sah man, wie sie auf den Armen ihrer Ammen ihre Ungeduld bezeigten, ihm nahe gebracht zu werden. Die Güte des heiligen Prälaten erlaubte ihm nicht, weiter zu gehen; er blieb wegen eines Kindes stehen, wie er wegen der vernünftigsten Person der Welt stehen geblieben wäre. Er bezeichnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes auf die Stirne, auf den Mund, auf die Brust, oder auf die Augen, und beinahe niemals ohne Erfolg. Man sah mehrere

derselben, die in dem nämlichen Augenblick von Zahnwehe, von der Kolik und von andern kleinen Uebeln geheilt wurden, die diesem zarten Alter zu widerfahren pflegen. Seine Almosenpfleger und Begleiter wurden oft ungeduldig darüber, daß er kleiner Kinder wegen also stehen blieb; dann aber sprach der heilige Bischof zu ihnen: „Jesus Christus habe auch also gethan, Er habe die Kleinen gar sehr geliebt; und es liege nichts Unschicksames darin, Ihn nachzuahmen."

Als nun der Tag vor seiner Abreise erschienen war, besuchte er am frühen Morgen seine geliebten Töchter von der Heimsuchung Mariä; sagte ihnen das letzte Lebewohl, segnete sie, und verließ sie, von äußerster Betrübniß durchdrungen. Hierauf bestieg er die Kanzel, Abschied von seinem Volke zu nehmen. Die Predigt war ergreifend, und voll der Salbung. Als er aber zu dem Ende seiner Rede kam, und ihnen sagte, er würde sie nicht wieder sehen, und er beschwöre sie, Gott zu bitten, daß Er seiner Seele sich erbarmen wolle, da zerflossen Alle in Thränen, und es war Niemand unter ihnen, der nicht Zeichen des tiefsten Schmerzes gab.

Am Tage seiner Abreise verließ er Annecy in Begleitung des Bischofs von Chalcedon und der Ersten des Clerus und der Stadt, die ihn bis nach Seissel begleiteten. Hier sollten sie von einander scheiden. Nachdem er ihnen nun in den rührendsten Worten gedankt hatte, kniete er nieder, betete und flehte zu Gott mit einer Inbrunst, die alle seine Begleiter

Staatl. Bibliothek Passau

zum Weinen brachte, es sich gefallen zu lassen, das Volk, das er ihm anvertraut, zu erhalten, selbst ihr Hirt zu seyn, durch die Fülle seiner Gnaden die Fehler zu ersetzen, die er, entweder durch seine Nachlässigkeit, oder durch seine geringe Fähigkeit begangen habe, und endigte sein Gebet mit den Worten Jesu an seinen himmlischen Vater: „Heiliger Vater, ich bitte dich für Diejenigen, die du mir gegeben hast, dieweil sie dein sind! Erhalte sie, um der Ehre deines Namens willen!“ — Hierauf gab er allen Anwesenden seinen Segen; flehte zu Gott, daß Er selbst sie segnen möchte, und empfahl sich ihrem Gebete. Hernach schiffte er sich auf der Rhone ein, ungefähr in der Mitte Novembers 1622, bei sehr kalter Witterung, von welcher er schwer angegriffen ward. Seine Leute waren der Meinung, er sollte zu Lyon bleiben und einige Tage daselbst ausruhen; doch er wollte weiter reisen, und gab als Grund an, es sei seine Pflicht, vor Ihren Königlichen Hoheiten in Avignon einzutreffen; die Zeit dränge, und er habe keine zu verlieren.

Bei dieser Reise zeigte es sich, wie sehr der Ruf seiner Heiligkeit allenthalben verbreitet war. Bei manchen Städten kam der Clerus Prozessionsweise bis zu seinem Schiffe ihm entgegen, und sie führten ihn, als er ausstieg, in die Kirche, wo sie das Te Deum anstimmten. Doch seine Demuth konnte diese Ehren nicht vertragen; er verbarg die Zeichen seiner Würde, und verbot, seinen Namen zu sagen. Also kam er unerkannt zu Avignon an; und zwar am

Vorabend des prachtvollen Einzuges, den der König von Frankreich nach der Einnahme von Montpellier daselbst hielt. Seine Leute quartirten sich zufällig an einem Orte ein, wo Seine Majestät am folgenden Tage vorüberzogen. Dies aber war für ihn eine Gelegenheit zur Abtödtung; denn statt eine Neugier zu befriedigen, die nicht anders als unschuldig seyn konnte, wenn er die öffentlichen Prachtanstalten in Augenschein nahm, verschloß er sich in ein Kabinet, wo er die ganze Zeit hindurch im Gebet verblieb, als dieser herrliche Einzug dauerte. Doch nicht eben so verhielt es sich mit dem Kanonendonner. Da er nicht umhin konnte, denselben zu hören, überließ er sich während desselben folgendem, so christlichen Gedanken: „Gott gebe den Fürsten mitten unter den glänzenden Ehren, die man ihnen erzeige, eine wichtige Lehre der Demuth; der Donner der Kanonen, der so kurze Zeit daure und sich in Rauch auflöse, lehre sie, ihre Herrlichkeit werde bald zu Ende gehen, und nach der Dauer weniger Augenblicke, wie ein Traum sich zerstreuen."

Als unterdessen der Vice-Legat die Ankunft des Bischofs von Genf erfahren hatte, stattete er ihm einen Besuch ab, und erzeigte ihm allenthalben große Ehren; desgleichen that auch der französische Hof; und als er dem König seine Aufwartung machte, gab er ihm so große Zeichen seiner besondern Hochachtung, daß, nach dem Beispiele dieses Fürsten, Niemand war, der ihm nicht die Verehrung erzeigt hätte, die seiner Würde und seiner Tugend gebührte.

Noch erwartete man den Herzog von Savoyen, als der Cardinal-Prinz, sein Sohn, ankam. Man erfuhr von ihm, daß der Herzog, weil die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt wäre um über die Gebirge reisen zu können, die erwähnte Reise nicht thun würde; er ließe sich bei dem König entschuldigen; der Prinz von Piemont und seine Gemahlin würden, wie der Cardinal sagte, sich nach Lyon begeben, Seiner Majestät dort ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Nach einigen Tagen reiste der Hof ab; der heilige Prälat aber begleitete den Cardinal, der Befehl von dem Herzog, seinem Vater, hatte, Seine Majestät nicht zu verlassen.

Bei seiner Ankunft zu Lyon fand er mehrere angesehene Personen, die ihm Wohnungen in ihren Häusern anboten. Herr Olier, Intendant der Provinz, der unweit des Klosters Mariä-Heimsuchung wohnte, bot ihm ebenfalls eine bequeme Wohnung an; es kamen auch die Väter der Gesellschaft Jesu und trugen ihm ihr Haus zum heiligen Joseph an; allein der heilige Prälat antwortete Allen: da er die Schwierigkeit vorausgesehen, unterzukommen, indeß die beiden Höfe von Frankreich und von Savoyen zu Lyon sich aufhielten, habe er bei Zeiten Vorsehung gethan, und er habe eine ziemlich bequeme Wohnung, worauf er sich verlassen könne. Man glaubte es ihm; aber nicht wenig erstaunte man, als man erfuhr, er habe keine andere Wohnstätte, als das Zimmer des Klostergärtners von der Heimsuchung. Nun fingen die Bitten aufs neue an,

ihm eine Wohnung zu geben, die seiner Würde gemäß wäre; doch der heilige Prälat, dem niemals besser zu Muthe war, als wenn er die Armuth Jesu Christi nachahmen konnte, schien so entschlossen, diese arme Herberge nicht zu verlassen, daß man sich endlich genöthigt sah, ihn darin zu lassen. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß seine Leute weit besser wohnten als er. Immer jedoch pflegte er also zu thun; und wenn die Dinge von ihm abhingen, wählte er immer das Schlechteste; ja er wollte dies so unbedingt, daß seine Leute es nicht wagten, solches ihm streitig zu machen.

Dies zeigte sich zumal bei seiner Rückkehr nach Avignon. Wegen des Durchzugs des Hofes waren die Quartiere selten und schwer zu bekommen. Er sagte seinen Leuten, sie sollten sich einquartieren, wie sie könnten; und es war Keiner unter ihnen, der nicht immer besser wohnte, als er selbst. Einmal unter andern war er genöthigt, in eine arme Strohhütte sich zurückzuziehen, wo er die ganze Nacht angekleidet auf dem Stroh zubrachte; und als man ihm vorstellte, diese Unbequemlichkeiten, die er so unermüdlich aufsuche, würden endlich seiner Gesundheit schaden, antwortete er: sein Temperament sei stark; Bequemlichkeiten führten nur dahin, dasselbe zu schwächen; eine kleine Strapatze aber wirke dahin, dasselbe in seiner Stärke zu erhalten. Auf solche Weise bedeckte er unter scheinbaren Gründen den Geist der Abtödtung, der alle seine Handlungen beseelte. Er wollte nur Gott gefallen, und wollte eben

so auch, daß die Gründe, die ihn zu handeln anregten, nur Ihm allein bekannt wären. Nichts ist des Lobes würdiger als die Tugend; nichts aber ist auch so sehr geeignet, sie zu zerstören; und Niemand kann denselben mit zu großer Behutsamkeit ausweichen.

Das Erste was der heilige Bischof that, als er zu Lyon ankam, war, daß er seine Aufwartung ihren Majestäten, dann dem Prinzen und der Prinzessin von Piemont und den Freunden machte, die er an beiden Höfen hatte. Der König von Frankreich hatte die Hochachtung und Zuneigung Heinrichs IV., seines Vaters, gegen ihn geerbt: die Königinnen Maria von Medicis und Anna von Oesterreich schätzten ihn ganz besonders hoch; ihre Gesinnungen für ihn gingen bis zur Verehrung; und der Prinz und die Prinzessin von Piemont gaben ihnen hierin nichts nach; beide Höfe ließen der Heiligkeit, die wider seinen Willen, in allen seinen Handlungen sich offenbarte, Gerechtigkeit widerfahren. So viele Annehmlichkeiten hätten, wie es scheint, ihn an die Welt fesseln sollen; doch erweckten sie bei ihm nur Ueberdruß an derselben. Immer war er auf seiner Hut gegen Alles, was seine Tugend hätte verletzen können; und hatte er gethan, was seine Pflicht, was die Nächstenliebe und der Wohlstand von ihm forderten, so zog er sich zu seinen geliebten Töchtern von der Heimsuchung zurück, und beeilte sich um so mehr, sie zur Vollkommenheit zu bilden, als er wußte, daß sein Tod im Anzug sei, und daß er in kurzer Zeit ihnen nur mehr durch seine Fürbitten nützlich seyn könnte.

Er war eben auf solche Weise beschäftigt, als die Väter der Gesellschaft Jesu ihn ersuchten, am zweiten Adventsonntage in der Kirche ihres großen Collegiums zu predigen. Er willigte in ihre Bitte und predigte mit einem Eifer, woraus sichtbar hervorging, daß die Gnade die Schwächen der Natur nicht empfindet. Als er nach dieser Predigt nach Hause zurückkehrte, kam ein Edelmann auf ihn zu, der ehedem sehr reich gewesen war, den aber Spiel und Ausschweifungen in die tiefste Armuth versetzt hatten. Dieser Unglückliche sprach ihn um ein Almosen an; und der heilige Prälat gab ihm ein so reichliches, daß er darüber erstaunte, ihm einen weiten Weg nachfolgte, große Danksagungen dafür abstattete, und ihm oft wiederholte, er würde nicht aufhören zu beten, daß Gott es ihm tausendfach ersetzen möge. „Daran werden Sie mir einen großen Gefallen thun, antwortete ihm der heilige Bischof; aber eilen Sie, mir ein so großes Gut zu verschaffen; denn in kurzer Zeit werden weder Sie noch ich mehr etwas bedürfen.“ Dies hieß in klaren Worten den Tod des Edelmanns, so wie seinen Eigenen weissagen. Wirklich verlebte der heilige Prälat den Monat nicht bis zum Ende; der Edelmann aber folgte in wenigen Tagen ihm im Tode nach.

Am Vorabend vor der heiligen Weihnacht ward er von der Königin Mutter ersucht, das Kreuz bei den P. P. Franziscanern zu errichten. Er that dies auch und predigte mit großem Eifer über die Geburt des göttlichen Heilandes. Am folgenden Tage hörte

er die Beicht des Prinzen und der Prinzessin von Piemont, las ihnen die heilige Messe und reichte ihnen die heilige Communion. Nachmittags kleidete er zwei Töchter der Heimsuchung ein, predigte über das Geheimniß des Tages und hielt mehrere fromme Unterredungen mit der klösterlichen Gemeine. Man bemerkte, daß er dabei öfter als gewöhnlich den großen Grundsatz aussprach; „Man sollte nichts begehren, und nichts versagen." Wirklich gibt es keinen nothwendigeren Grundsatz, den Frieden und die Demuth in Klöstern aufrecht zu erhalten, und Ehrsucht und Unruhe daraus zu verbannen.

Am folgenden Tage bemerkte er, daß sein Gesicht und seine Kräfte abnahmen. Dessen ungeachtet las er die Messe; nach welcher er den Herzog von Bellegarde und den Marquis Dalincourt antraf, die lange mit ihm in der freien Luft sich besprachen, welche sehr kalt war; dies aber vermehrte seine Unpäßlichkeit. Von dort ging er zu dem Herzog von Nemours, jene nämlichen Amtleute ihm aufs neue zu empfehlen, die es so böse mit ihm gemeint hatten. Dieser Fürst war sehr übel mit ihnen zufrieden, und hatte beschlossen, ihre Aemter ihnen abzunehmen. Sein Zorn gegen sie aber hielt ihn nicht ab, die milde Zudringlichkeit zu bemerken, mit welcher der heilige Prälat sich für sie verwendete. Er bewunderte ihn, und konnte sich nicht enthalten, ihm mehrmals zu sagen: die Mißhandlungen, die sie ihm angethan, verdienten die Güte nicht, daß er für sie spräche. Doch der heilige Prälat ließ nicht nach, dringend

für sie zu bitten; und der Herzog, der ihm nichts versagen konnte, bewilligte ihm endlich Alles, was er für diese Leute verlangte, die es so wenig verdienten.

Da er an demselben Tage abreisen sollte, begab er sich noch einmal zu dem Prinzen von Piemont, Abschied von Ihren Königlichen Hoheiten zu nehmen, und einige Angelegenheiten zu beendigen, wobei seine Kirche betheiliget war. Von dort kehrte er sehr ermüdet nach Hause zurück. Als man ihm seine Stiefel brachte, wollte er sie Anfangs nicht anziehen; da aber sein Kammerdiener einen Augenblick hernach solche ihm abermal brachte, sagte er. „Ich muß, weil ihr es also wollt, sie anziehen; aber wir werden nicht weit gehen.“

Hierauf schrieb er einige Empfehlungsschreiben, um die man ihn ersucht hatte, und nahm die Besuche einiger Personen an, welche kamen, Abschied von ihm zu nehmen. Da aber seine Dienerschaft bemerkt hatte, daß er denselben, gegen seine Gewohnheit, nicht das Geleite gab, schlossen sie daraus, er befinde sich übel. Wirklich fanden sie ihn so abgemattet, daß sie ihn zu Bette brachten, wo er einige Zeit hernach von den Schlagflusse gerührt ward, woran er starb.

Wir sind nun zu den letzten Augenblicken eines unschuldigen und heiligen Lebens gekommen; eines Lebens, das kostbar vor Gott, und immer mit seinem Dienste oder mit dem Dienste des Nächsten beschäftiget war. Furchtbar sind diese Augenblicke, selbst für die Gerechtesten; unendlich schrecklicher je-

doch für die Kinder dieser Welt, die ihr Leben zubrachten, ohne Gottes zu gedenken, und die, nachdem sie zur Zeit seiner Barmherzigkeit Seiner vergessen hatten, Seiner nur in der Zeit seiner Gerechtigkeit sich erinnern.

Der Tod des heiligen Franz von Sales war ähnlich seinem Leben; er war sanft, friedlich, voll der Unterwerfung unter Gottes Anordnungen und des Vertrauens auf seine unendliche Barmherzigkeit. Gewohnt die Welt zu verachten, und das gegenwärtige Leben als eine Verbannung anzusehen, sah er die Auflösung seines Körpers mit heiliger Freude; es war ihm um nichts leid, weil er nie etwas, außer in der Ordnung Gottes geliebt hatte; und voll des Verlangens Ihn zu besitzen, gedachte er der Geschöpfe nur, Ihm ein Opfer damit zu bringen. Dies werden wir in allen Umständen dieses glückseligen Todes sehen. Sie sind zu erbaulich, als daß man umhin könnte, solche zu erzählen.

Sobald man zu Lyon erfahren hatte, der heilige Prälat sei gefährlich krank, drängte sich Alles hinzu, ihn zu besuchen. Die Väter der Gesellschaft Jesu von St. Joseph waren die Ersten, die diese Pflicht der Nächstenliebe ihm erwiesen. Kaum hatte der heilige Bischof den Pater Rector mit dem Bruder Apotheker erblickt, der Arzeneien mitbrachte und beeifert war, ihm Linderung zu verschaffen, so sprach er zu ihm: „Sie sehen mich, Vater, in einem Zustande, wo ich nur der Barmherzigkeit Gottes bedarf; und wo ich Alles von seiner Güte erwarte."

Der Pater Rector antwortete ihm: Gott verlasse die Seinigen zu keiner Zeit; und fragte ihn dann, ob er, wenn es Gottes Wille wäre, ihn zu sich zu berufen, bereit wäre, demselben sich zu unterwerfen. Der heilige Bischof antwortete: „Ich habe niemals einen andern Willen gehabt, als den Seinigen. Er ist der Herr; Er kann mit mir thun, was Ihm wohlgefällig ist." — Hierauf begehrte er von dem Kranken, er möchte sein Glaubensbekenntniß ablegen; dies aber that er mit großer Andacht; und bat Alle, die zugegen waren, sie sollten ihm als Zeugen dienen, wie er immer in der katholischen Religion gelebt habe, und in derselben sterbe.

Da sein Uebel überhand nahm, wiewohl der eigentliche Schlagfluß sich noch nicht gebildet hatte, und er fürchtete, die so nothwendige Geistesgegenwart zu verlieren, die letzten Sacramente mit gebührender Andacht und Anständigkeit zu empfangen, begehrte er die letzte Oehlung; weil sein oftmahliges Erbrechen ihm nicht gestattete, die heilige Wegzehrung zu empfangen. Die Aerzte, die keine Zeit zu verlieren hatten, Heilmittel anzuwenden, widersetzten sich, und sagten ihm, sie würden ihn ermahnen, wenn es nothwendig werden sollte. — In dieser nämlichen Zeit kam der Generalvicar des Erzbischofs von Lyon an, ihn zu fragen, ob er nicht wolle, daß man in der Kirche Mariä-Heimsuchung das vierzigstündige Gebet abhielte. Er antwortete hierauf, er verdiene es nicht. Der Generalvicar indessen drängte ihn und fragte, ob er es übel nähme, wenn man

für ihn betete? Der heilige Bischof erwiederte: „Im Gegentheil, Sie werden mir einen Gefallen thun; niemals bedurfte ich des frommen Gebetes so sehr!" — Da man fürchtete, er möchte in Schlafsucht verfallen, sprach ein Geistlicher, der zugegen war, um ihn wach zu erhalten, ob er kein Hugenotte sei; denn er habe lange genug Umgang mit diesen Häretikern gehabt, so daß man Ursache habe, dies zu vermuthen. Da strengte sich der heilige Bischof, dessen Glaube immer rein, und dessen Eifer für die Bekehrung der Verirrten immer brennend gewesen war, gewaltig an und sprach: „Gott bewahre mich davor; urtheilen Sie hierüber durch dies Zeichen!" Und als er dies gesagt hatte, bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes. Hierauf aber hörte man, wie er mehrmals wiederholte: „Der Verrath wäre allzu groß! Mein Gott, du kennest mein Herz!"

Kurz hierauf fragte ihn der Generalvicar, ob er den Tod nicht fürchte; und er fügte noch bei, die größten Heiligen hätten denselben gefürchtet. Der heilige Prälat antwortete: „sie hätten wohl recht, denn nichts sei schrecklich als der Tod, der über unsre Ewigkeit entscheide." — „O Tod," fuhr der Generalvicar fort, „wie bitter ist dein Angedenken!" Der heilige Bischof setzte weiter fort: „Für den, der seine Hoffnung und sein Heil auf seinen Reichthum gesetzt hat!" — Der Generalvicar entfernte sich, und ließ auf der Stelle das heiligste Sacrament in allen Kirchen aussetzen, Gott für die Wiederherstel-

lung seiner Gesundheit anzuflehen doch er war eine reife Frucht für den Himmel.

Da also die Aerzte sahen, daß sein Uebel stärker war als die Arzeneien, erinnerten sie, es sei Zeit, ihm die letzte Oehlung zu geben. Gott verlieh ihm zu dieser Zeit eine Freiheit des Geistes, die in solchen Fällen nicht gewöhnlich ist, und die an's Wunderbare gränzte; er empfing dieselbe mit größter Andacht und antwortete selbst auf die Gebete mit rührender Frömmigkeit. Da der Schlagfluß sich langsam bildete, und seine Geistesgegenwart eher zunahm als sich verminderte, berathschlagte man sich, ob man ihm sollte die heilige Wegzehrung geben; da er aber an demselben Tage Messe gelesen hatte, und sein Erbrechen anhielt, erachtete man, man könne es unterlassen.

Kaum hatte er dies letzte Sacrament empfangen, als die Gemahlin des Intendanten Ollier mit ihren Töchtern in sein Zimmer trat, ihn für sich und ihre ganze Familie um seinen Segen zu bitten. In der nämlichen Zeit auch kam der Herzog von Nemours. Er lag im Bette und litt heftig am Podagra, als er erfuhr, der heilige Bischof nahe sich seinem letzten Ende. Aber die Heftigkeit seiner Schmerzen vermochte es nicht, ihn aufzuhalten; er erhob sich auf der Stelle und ließ sich zu ihm tragen. Es war ihm nicht möglich, zu wissen, daß dieser heilige Mann so namenlos leide, und fern von aller Hoffnung sei, je wieder zu genesen, ohne seinen Schmerz darüber durch reichliche Thränen zu bezeugen. Voll-

kommen war er von seinen Vorurtheilen wider ihn zurückgekommen; in welchen er ihn auf mehr als eine Weise verfolgt hatte. Doch diese eminente Heiligkeit, die Jedermann Ehrfurcht gegen ihn einflößte, hatte ihn gleichsam gezwungen, seine Hochachtung ihm zurück zu geben. Er war aus seinem Feinde sein Bewunderer geworden, wollte dessen öffentliche Beweise geben, und fiel ihm zu Füßen, ergriff ihn bei der Hand, küßte dieselbe, und bat ihn um seinen Segen für sich und für den Prinzen von Genf, seinen ältesten Sohn. Da man glaubte, sein Schmerz verwehre es ihm, Acht zu geben, was der Herzog that, fragte man ihn, ob er diesen Herrn kenne? Er aber antwortete: es sei der Herzog von Nemours, er sei ein geborner Vasall desselben, sei immer sein Diener gewesen; und er bitte Gott, ihn und sein ganzes Haus zu segnen; bei welchen letzten Worten er ihm seinen Segen ertheilte.

Kaum hatte der Herzog sich entfernt, als der Bischof von Damascus eintrat. Er war sein besonderer Freund; und der heilige Prälat achtete ihn ungemein hoch. Als dieser Bischof zu ihm hintrat, sprach er: „Geliebter Bruder, ich komme, Ihnen in Allem beizustehen, was ich vermag; denn sie wissen, es steht geschrieben: „Ein Bruder von dem Bruder unterstützt, ist gleich einer festen Stadt!" — „Wahr ist dies," antwortete der heilige Prälat, und reichte ihm dabei die Hand; „und es steht auch noch geschrieben: „Der Herr wird beide erretten!" —

„Setze dein Vertrauen auf den Herrn!" erwiederte der Bischof. — „Und Er wird dich ernähren!" schloß der heilige Prälat. — Einen Augenblick hernach sprach er folgende Worte der heiligen Schrift: „Mein Herz und mein Fleisch frohlocken in dem lebendigen Gott! Ich werde die Erbarmungen des Herrn ewiglich singen! Wann werde ich kommen und vor seinem Angesicht erscheinen?... Zeige mir an, Vielgeliebter, wo Du weidest, wo Du im Mittage ruhest!" — Es kam auch der Erzbischof von Embrun um dieselbe Zeit, ihn zu besuchen; und fand ihn ganz mit Gott beschäftigt. Er hörte, wie er mit großem Eifer jene andern Worte der Schrift aussprach: „Mein Gott, mein Verlangen ist vor Dir, und mein Seufzen ist vor Dir verborgen! Mein Gott und mein Alles, mein Verlangen ist nach den ewigen Hügeln!"

Da indessen Alles zu dem Schlagflusse sich anschickte, wendete man mehrere, sehr heftige Mittel an, den Verlauf desselben zu hemmen. Man hatte ihm ein Zugpflaster auf das Haupt gelegt, und als man dasselbe ihm abnahm, riß man ihm die erste Haut herunter. Zweimal wendete man glühendes Eisen ihm auf das Genicke, und Einmahl den Eisenkolben auf den Obertheil des Hauptes an, der bis auf den Knochen einbrannte. Während dieser so schmerzlichen Operation brach der heilige Prälat, der weder Empfindung noch Sprache verloren hatte, nicht in die mindeste Klage aus; nur seufzte er einige Male tief auf, und vergoß viele Thränen;

welche die Heftigkeit des Schmerzes ihm erpreßte. Da er aber diese Leiden als Strafen, die seinen Sünden gebührten, und als eben so viele Genugthuungen betrachtete, welche er der göttlichen Gerechtigkeit bezahlte, die nichts unbestraft läßt, wiederholte er oftmals jene Worte des Psalmes: „Wasche mich, Herr, von meinen Ungerechtigkeiten; nimm meine Sünden von mir; reinige mich immer mehr und mehr!" Der Schmerz, der heftiger geworden war, wirkte nur dahin, daß er seine Sehnsucht nach Gott vermehrte. „Was soll ich hienieden, mein Gott?" rief er aus, „entfernt, getrennt von Dir? Komm zu mir, oder befiehl, daß ich zu Dir gehe! Nimm mich hinweg aus diesem Thal der Thränen; und laufen werde ich nach dem Wohlgeruch deiner Salbungen!"

Diese so zarten, eines Heiligen so würdigen Worte, der im Begriff ist, die Welt zu verlassen und Gottes zu genießen, eines Heiligen, dessen wunderbare Sanftmuth selbst seine Feinde nöthigte, ihn zu lieben, hatten Alle zu Thränen bewegt; und da Niemand mehr die Kraft in sich fühlte, mit ihm zu sprechen, hörte man nur mehr ein verworrenes Geräusch von Seufzern und Schluchzen. Da aber der heilige Prälat dies wahrnahm, sprach er: „Weinet nicht, meine Kinder! muß denn nicht der Wille Gottes in Erfüllung gehen?"

Hierauf war er einige Zeit still. Dies bewog Einen seiner Diener, zu ihm zu sprechen: Gnädigster Herr, sie reden nichts mehr; sagen Sie uns etwas!

Der heilige Prälat antwortete: „Lebet friedlich unter einander; aber liebet Gott über Alles!" Und nun schwieg er abermal. Da aber bei solchen Uebeln ungemein viel daran gelegen ist, die Kranken wach zu erhalten, kam Jemand auf den Einfall, ihm zu sagen: Er sollte guten Muthes seyn; man hoffe ihn noch einst auf seinem Throne von Genf zu sehen. Der heilige Mann, dem derlei Worte und hochprahlende Gedanken immer mißfallen hatten, antwortete mit seiner gewöhnlichen Demuth: „Es hat mich niemals nach dem Throne der Genfer verlangt; aber ihr Heil, ihre Bekehrung, mein Gott! um diese habe ich immer zu Dir gefleht; und bitte Dich auch jetzt aus ganzem Herzen darum." — Füglicher erachtete ein Anderer an seine geliebten Töchter von der Heimsuchung ihn zu erinnern, und ihn zu fragen, ob er ihnen nichts zu empfehlen hätte? Er antwortete: „Nein; allein ich hoffe, der allmächtige, allgütige, allbarmherzige Gott wird vollenden, was Er angefangen hat!"

Da das Uebel immer mehr überhand nahm, verlor man endlich die Hoffnung, daß er aufkommen werde. Aus diesem Grunde ermahnte Pater Ferrier, Priester des Jesuiten-Ordens, der ihn nicht verlassen hatte, ihn, mit dem heiligen Martinus zu beten: „Herr, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, so weigere ich mich der Arbeit nicht!" — Doch die tiefe Demuth des Heiligen schien dadurch gekränkt, daß man mit einem so großen Manne ihn verglich, dem er jedoch so sehr ähnlich war, daß nur er allein

es nicht bemerkte. Darum, statt gleich jenem heiligen Bischof zu beten, wiederholte er mehrmals, er sei ein unnützer Knecht, dessen weder Gott noch sein Volk bedürfe. Nicht also that er, als ein anderer Vater der Gesellschaft Jesu ihn anregte, zu sprechen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren; der ganze Erdkreis ist voll seiner Herrlichkeit!" Er wiederholte diese heiligen Worte mehrere Male; allein man bemerkte, daß die Idee der Größe, der Heiligkeit und der Majestät Gottes, ihn so gänzlich durchdrungen hatte, daß er gleichsam dadurch erdrückt war. Endlich verlor er die Sprache, und man sah kein anderes Lebenszeichen mehr an ihm, als daß er Lippen und Augen bewegte, und die Letztern von Zeit zu Zeit zum Himmel erhob.

Da man nach diesem Vorfall erachtete, er werde nun nicht mehr lange leben, knieten Alle sich nieder, die Gebete der Sterbenden zu beten, und als man an jene Worte der Litanei von allen Heiligen gekommen war: Alle heiligen, unschuldigen Kinder, bittet für ihn! erhob der heilige Prälat zum letzten Male die Augen zum Himmel, und übergab Gott seinen reinen und unschuldigen Geist, mit der nämlichen Ruhe, mit welcher er gelebt hatte. Sein Tod ereignete sich am 28. Dezember 1621 am Feste der Unschuldigen Kinder, deren Reinheit er nachgeahmt hatte, Abends um 8 Uhr, im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters, und im zwanzigsten seines Episcopates.

Aus Allem, was dieser heilige Bischof in den letzten Stunden seines Lebens sagte, war es leicht zu ersehen, daß er weit mehr nach dem Tode sich gesehnt, als denselben gefürchtet hatte; und wahrlich, da er die Liebe des Apostels, während seines Lebens, so getreu nachgeahmt hatte, wäre es nicht wenig zu wundern gewesen, wenn er in andern Gesinnungen gestorben wäre. In der That, wenn der heilige Apostel sagen konnte, Jesus Christus sei sein Leben; er betrachte den Tod als Gewinn, und sehne sich nach der Auflösung seines Leibes, um mit Christo vereint zu werden: darf man da wohl erstaunen, daß ein apostolischer Mann, wie der heilige Franz von Sales, so geringe Liebe zum Leben, so geringe Furcht vor dem Tode, und so sehnsüchtige Begierden gezeigt habe, mit dem Quell alles Guten, mit dem nämlichen Gott vereint zu werden, den er mit so großer Inbrunst geliebt, und dem er mit so großer Treue gedient hatte?

Und wie auch wäre er je in andern Gesinnungen gestorben, der so oft nach dem heiligen Augustinus gelehrt hatte, daß wir, wenn wir unsern Glauben und die Gedanken um Rath fragen, die er uns einflößen soll, finden werden, daß ein gutes Leben und das Verlangen nach dem Tode unzertrennlich sind? — Denn ihm zufolge kann man kein wahrhafter Christ seyn, ohne Gott zu lieben; nimmer aber kann man Gott lieben, ohne Verlangen zu hegen, Ihn zu besitzen, und ohne Sehnsucht nach jenem ewigen Leben zu haben, das Er Denjenigen verheißt, die Ihn

fürchten. Man glaubt an dies ewige Leben durch den Glauben; man erwartet dasselbe durch die Hoffnung; man liebt es, verlangt und sehnt sich darnach durch die Liebe. In dem nämlichen Verhältnisse also, als eine Seele in der Uebung dieser, dem Christenthum so wesentlichen Tugenden fortschreitet, schreitet sie auch in der Uebung dieses heiligen Verlangens fort; und je mehr sie nach jenem ewigen Leben verlangt, um so mehr löst sie von diesem zeitlichen Leben sich los, und um so mehr auch hält sie es mit dem heiligen Apostel für einen Gewinn, dasselbe zu verlassen; da der Tod allein uns auf ewig in den Besitz Gottes einführt, und dieser Gewinn in dieser Welt der Gegenstand der wahren Frömmigkeit und das Ziel aller unsrer Begierden seyn muß. Dies war bei allen Heiligen der Fall; und man kann sagen, es hätte an der ausnehmenden Heiligkeit des heiligen Franz von Sales etwas gemangelt, wenn er in anderen Gesinnungen gestorben wäre.

Allerdings ist die Gerechtigkeit Gottes schrecklich; und niemals soll ein Mensch sich für so rein halten, daß er dieselbe nicht zu fürchten hätte; was immer man für Gott gethan haben mag, soll man, wie der heilige Prälat es gethan hat, sich für einen unnützen Knecht halten; und die Hoffnung, die ein christliches Herz beseelen muß, würde bis zur Vermessenheit gehen, wenn man der Belohnung sich für würdig hielte, die Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben. Allein die heilige Liebe, die zu dem Verlangen nach dem Tode anregt, um auf unzertrennliche Weise mit Gott

vereint zu werden, verträgt sich sehr wohl mit der Furcht, die man vor seiner Gerechtigkeit haben soll. Ueberdies auch sind die Güte Gottes, seine Erbarmungen, die keine Gränzen kennen, die Verdienste Jesu Christi, der uns so sehr liebte, daß Er sogar für uns in den Tod gehen wollte, für eine reine und von der Welt gelöste Seele, so große und so rechtmäßige Gründe, zu hoffen, daß es wohl etwas Seltenes ist, wenn dies Verlangen nicht den Sieg über die Furcht erringt. Man fürchtet also, und verlangt. In den Heiligen aber, deren Liebe vollendet ist, siegen endlich die Hoffnung und das Verlangen über die Furcht; und dies auch war's, warum der heilige Prälat ausrief: „O mein Gott, komm zu mir, oder befiehl, daß ich zu Dir gehe; nimm mich hinweg aus diesem Thal der Thränen; und ich werde nach dem Wohlgeruch deiner Salbungen laufen!"

Sobald man von seinem Tode versichert war, öffnete man seinen Leichnam, um ihn einzubalsamiren; und nun bemerkte man, was schon früher erinnert wurde, daß jene große Sanftmuth, die man so sehr an ihm bewundert hatte, ihm nicht angeboren war; denn man fand seine Galle erhärtet und in mehrere kleine Steine getheilt, wegen der beständigen Gewalt, die er sich angethan hatte, den Zorn zu überwinden, zu dem er von Natur sich geneigt fühlte. Seine Kleider und die Wäsche, die von seinem Blute gefärbt war, wurden unter hohe Standespersonen vertheilt, die solche mit großer Ehrfurcht empfingen und als kostbare Reliquien aufbe-

wahrten. Der Herzog von Nemours bat um eine Medaille, die er immer bei sich trug; sein Kreuz sandte man dem Prinzen von Piemont, und seinen Ring der Prinzessin, seiner Gemahlin. Sein Herz ward in ein silbernes Becken gethan und feierlich, unter Begleitung zahlreicher Fackeln, nach dem Kloster der Heimsuchung Mariä zu Lyon übertragen, wo es einige Tage in ein bleiernes Behältniß und dann in ein silbernes Reliquienkästchen gelegt ward.

Als sein Körper einbalsamirt war, bekleidete man denselben mit seinen bischöflichen Gewanden. Da nun die Nachricht von seinem Tode sich allenthalben verbreitet hatte, eilten Menschen von allen Seiten herbei, die Hochachtung ihm zu bezeigen, die sie während seines Lebens für seine Heiligkeit gehabt hatten. Das Volk strömte in Menge hinzu, und küßte mit Andacht seine Gewande; ließ solche mit Medaillen, mit Linnen, mit Rosenkränzen berühren; und der Zulauf war so groß und dauerte so lange, daß man ihn nur mit äußerster Mühe in die Kirche von der Heimsuchung Mariä tragen konnte. Dort ward er auf ein Paradebett gelegt und blieb zwei Tage lang ausgesetzt; während welcher man die Leichenrede und die gewöhnlichen kirchlichen Gebete abhielt. Hierauf ward er in einen Sarg gelegt; und schon war Alles bereit, ihn nach Savoyen zu überbringen, als der Intendant der Provinz, auf die Bitten der Inwohner von Lyon, die es nicht dulden konnten, daß dieser kostbare Schatz ihnen entrissen würde, im Namen des Königs verbot, weiter zu

schreiten, bis man die Befehle Seiner Majestät eingeholt hätte.

Dieser Widerstand nöthigte das Haus Sales, dem man denselben meldete, desfalls an den Herzog von Savoyen zu schreiben; und dieser Fürst sandte auf der Stelle einen Eilboten an den König, mit einer Abschrift des Testamentes des heiligen Prälaten, das ausdrücklich die Verfügung enthielt, sein Körper sollte zu Annecy in der Klosterkirche von Mariä-Heimsuchung bestattet werden. Es bedurfte keiner geringeren Vermittlung, als der eines so großen Fürsten; noch eines geringeren Beweises des letzten Willens des heiligen Bischofs als seines Testaments in gehöriger Form, den König zur Einwilligung zu bewegen, seinem Königreiche ein so kostbares Pfand zu entziehen. Er sandte ausdrückliche Befehle, die Uebertragung desselben zu erlauben. Sobald diese Nachricht nach Annecy gelangt war, begab sich der Ritter Sales, von mehreren seiner Verwandten und zwei Domherrn der Genfer Hauptkirche begleitet, nach Lyon, die Ausführung dieser Befehle zu fördern. Der König hatte solche so bestimmt und ausdrücklich gegeben, daß es nicht möglich war, sie zu umgehen. Sobald also der Tag erschien, der für die Ceremonie der Uebertragung bestimmt war, begab sich der Generalvicar, dem ein großer Theil des Clerus und des Volkes nachfolgte, nach der Kirche von der Heimsuchung Mariä, von wo er diesen heiligen Leib ziemlich weit außerhalb der Stadt begleitete, deren Inwohner trostlos waren, daß die

kostbaren Ueberreste eines Heiligen ihnen entzogen wurden, der während seines Lebens so oft mit seiner Gegenwart sie beehrt hatte. Unter Weges liefen die Einwohner der Städte, der Flecken und Dörfer diesem heiligen Leichnam entgegen; und ohne daß man ihn dazu einlud, begleitete der Clerus ihn von einer Pfarrei zur andern.

Sobald er unweit Annecy gekommen war und der Schall aller Glocken seine Annäherung verkündigte, vernahm man ein allgemeines Weheklagen in der ganzen Stadt. Es war darin Niemand, der nicht erachtete, er habe an ihm verloren was er Kostbarstes besaß; alle Armen zumal, die der Lieblingsgegenstand seiner Fürsorge gewesen waren, konnten sich nicht erträsten, daß sie ihren Vater, ihren Beschützer und ihre Stütze verloren hatten. Als der Zug nahe bei der Stadt war, gingen der Bischof von Chalcedon, der Bruder und Nachfolger des heiligen Prälaten, dem Körper in Begleitung des Clerus und des Volkes entgegen. Alle weinten und gaben ihren Schmerz durch Zeichen der tiefsten Wehmuth kund. Man stellte den heiligen Leichnam zwei Tage hindurch in der Kirche des heiligen Grabes nieder, und bereitete indessen den Leichenpomp; als Alles fertig war, trug man denselben in die Kirche des heiligen Franciscus, die als Domkirche diente. Der Bischof von Chalcedon hielt das Seelenamt, nach dem früher die Trauerrede war abgehalten worden; und als die Ceremonie zu Ende war, übertrug man seinen heiligen Leib in das erste Kloster von der Heimsu-

chung Mariä, und bestattete ihn daselbst bei dem Hochaltare, rechts gegen die Mauer hin. In der Folge ward ihm ein prachtvolles Grabmahl errichtet, das durch Mamorsäulen und mehrere Inschriften geschmückt wurde, der Nachkommenschaft ein ewiges Andenken an seine Tugenden und an jene hocherhabene Heiligkeit zu hinterlassen, die Gott, der Herr, im Himmel krönte, während Er durch eine große Anzahl Wunder ihn auf Erden verherrlichte.

Indeß aber jene Dinge zu Lyon vorgingen, befand die Mutter Chantal sich zu Grenoble; von wo sie auf Befehl des heiligen Prälaten sich nach Belley und nach Chambery begeben sollte. Als sie am Feste der unschuldigen Kinder für ihn betete, das sein Todestag war, vernahm sie eine Stimme, die ihr sehr deutlich sagte: „Er ist nicht mehr!" Sie erklärte sich diese Worte in einem figürlichen Sinne, und sprach: Er ist nicht mehr, mein Gott; denn er lebt nicht mehr für sich selbst; sondern er lebt für Dich, und um dahin zu wirken, daß ich in Dir lebe! — Da sie nichts von seinem Tode, ja nicht einmal von seiner Krankheit erfahren hatte, gedachte sie dieser Worte nicht ferner. Einige Tage hernach erhielt sie ein Schreiben von dem Bischof von Chalcedon, woraus sie den allgemeinen Verlust ersah, den sie erlitten hatten. Nun begriff sie den wahren Sinn jener Worte: Er ist nicht mehr! Ihr Schmerz war Anfangs ganz unaussprechlich; als sie jedoch alles dessen sich erinnerte, was sie den heiligen Prälaten hatte

über die Unterwerfung unter den göttlichen Willen sprechen hören, glaubte sie, sein Andenken nicht besser verehren zu können, als wenn sie seine Grundsätze befolgte, und seinen letzten Willen vollzöge. Demnach also reiste sie einige Tage darauf nach Belley und nach Chambery, und begab sich dann nach Annecy, seinen Leichenpomp anzuordnen.

Nachdem sie diese Pflicht mit jener Selengröße erfüllt hatte, die ihr angeboren war, wendete sie allen möglichen Fleiß an, alle Schriften dieses heiligen Bischofs zu sammeln; und ihr verdanken wir es, daß seine Briefe, seine Betrachtungen, seine Unterredungen, seine Predigten und sein vortreffliches Werk von der Liebe Gottes öffentlich bekannt wurden. Hierauf ließ sie die Aktenstücke zu dem Leben des heiligen Prälaten verfassen; und arbeitete von jener Zeit an ohne Unterlaß an den Beweisen seiner Wunder; und zwar mit so großer Anstrengung und so glücklichem Erfolg, daß man wirklich sagen kann, der Orden von der Heimsuchung verdanke ihr die Heiligsprechung seines heiligen Stifters.

Nachdem sie nun auf solche Weise Alles gethan hatte, was sie glaubte, dem Andenken dieses großen Mannes schuldig zu seyn, erachtete sie, sie könne nichts Besseres thun, als den Orden, den sie gemeinsam gestiftet hatten, in allen Dingen, sowohl dem Innern als dem Aeußerlichen nach, seinem Geiste und seinen Grundsätzen gemäß einzurichten. In dieser Absicht ließ sie alle älteren Oberinnen des Ordens zu Annecy zusammen berufen. Sie sammelten gemein=

schaftlich Alles, was der heilige Bischof für die Leitung und die Vollkommenheit des Ordens geschrieben hatte, und verfaßten daraus ein Buch, das sie ihr Statutenbuch nannten. Die Mutter Chantal wollte an diesem Werke keinen andern Antheil nehmen, als eine große Genauigkeit, nichts in dasselbe aufnehmen zu lassen, das nicht von ihrem heiligen Stifter herrühre; ob er dasselbe eigenhändig aufgesetzt hatte, oder ob es unter der Leitung der Vorschriften war ausgeübet worden, welche in seinen schriftlichen Aufsätzen angegeben waren.

Nachdem endlich diese heilige Frau dem Orden von der Heimsuchung durch ihre großen Tugendbeispiele vorgeleuchtet, und während der neunzehn Jahren, die sie den heiligen Prälaten überlebte, fünf und siebenzig Klöster gestiftet; nachdem sie in allen Dingen als seine würdige geistliche Tochter und seine getreue Schülerin sich gezeigt hatte, starb sie im Rufe der Heiligkeit zu Moulins am 13. December des Jahres 1641. Ihr Körper ward ebenfalls nach Annecy gebracht und in der Kirche des ersten Klosters Mariä-Heimsuchung bestattet.

Vor ihrem Tode hatte sie noch den Trost, die Heiligkeit des seligen Prälaten von Gott durch mehrere Wunder bestätiget zu sehen, die sowohl bei seinem Grabe als anderswo auf seine Fürbitte erfolgten. In Frankreich geschahen derselben keine geringeren durch die Berührung seines Herzens zu Lyon in dem Kloster Mariä-Heimsuchung; wo dasselbe noch jetzt mit Andacht verehrt wird. Einige Zeit nach

seinem Tode machte der Herzog von Vendome diesem Kloster ein Geschenk mit einem goldenen Herzen, das Herz des heiligen Bischofs in dasselbe zu verschließen; was er aus Dankbarkeit für mehrere Gnaden that, die er durch seine Vermittlung von Gott erhalten hatte. Im Jahre 1630, acht Jahre nach seinem Tode, machte Ludwig XIII., der durch die Berührung dieses heiligen Herzens von einer sehr gefährlichen Krankheit war geheilt worden, dem nämlichen Kloster ein Geschenk mit einem noch größern goldenen Herzen als das früher besagte, zu einem beständigen Merkmahl seiner Dankbarkeit und der vielvermögenden Fürsprache dieses großen Heiligen bei Gott. Die Königin Mutter, Anna von Oesterreich, bezeugte oftmals, Frankreich verdanke ihm die Erhaltung Ludwigs XIV.; und sagte, durch seine Fürbitte sei dieser große Fürst von den Kinderblattern genesen, die ihn in große Todesgefahr gebracht hatten.

Diese Wunder und eine große Anzahl anderer, die uns zu weit führen würden, wenn wir sie alle anführen wollten, hatten ihm die Verehrung der Völker erworben, die schaarweise zu seinem Grabe kamen und ihn öffentlich als einen Heiligen anriefen; was den Orden Mariä-Heimsuchung nöthigte, an Seine Heiligkeit sich zu wenden, seine Seligsprechung zu erwirken. Der Papst ernannte sogleich Comissarien, Erkundigungen über sein Leben und seine Wunder einzuziehen. Diese Untersuchung geschah mit so großer Vorsicht und Behutsamkeit, daß man bekennen muß, was vor dem Zeugniß der Menschen ab-

hängt, könne niemals gewiß seyn, wenn die Wunder, die darin bezeugt werden, es nicht sind. Ehe noch diese Untersuchung zu Ende geführt wurde, starb Innocenz X., der dieselben angeordnet hatte. Als aber der Cardinal Fabio Chigi, unter dem Namen Alexander VII., ihm nachfolgte, wurden die dringenden Bitten um seine Seligsprechung erneuert; und man hatte um so größere Hoffnung, er würde dieselbe fördern, als er selbst authentische Beweise der Heiligkeit des heiligen Bischofs von Genf angeben konnte. Denn da dieser Papst in dem Jahre, das seiner Erhöhung zum päpstlichen Stuhle voranging, als Bevollmächtigter zu Münster war, wurde er daselbst durch die Fürbitte des heiligen Bischofs von einer gefährlichen Krankheit geheilt. Er selbst erkannte, daß er seinem Gebet die Gesundheit verdanke, die er wieder erlangt hatte, sandte eine bedeutende Summe nach Annecy, zum Bau der Kirche beizutragen, wo sein Leichnam bestattet war; und hatte sogar verheißen, er würde, sobald er zu Rom zurück wäre, mit ganzem Vermögen zur Seligsprechung des heiligen Gottesmannes wirken.

Diese Aeußerungen veranlaßten die Herzogin von Montmorency, die zu Moulins in das Kloster Mariä-Heimsuchung sich zurückgezogen hatte, nach seiner Wahl an ihn zu schreiben, um an sein gegebenes Wort ihn zu erinnern. Auch ließ sie durch mehrere Cardinäle ihn erinnern, welchen sie ebenfalls über diese Sache schrieb. Doch der Papst fühlte sich selbst noch dringender durch die unbezweifelbaren und per-

sönlichen Beweise dazu aufgefordert, die er selbst von der Heiligkeit des heiligen Bischofs von Genf und von seiner Glückseligkeit im himmlischen Reiche hatte. Ohne also zu warten, bis die fünfzig Jahre vorüber wären, die man gewöhnlich von dem Tode eines Heiligen bis zu seiner Seligsprechung verfließen läßt, sprach er ihn neun Jahr früher der Anzahl der Seligen bei, am 29. December des Jahres 1661; und sandte das Breve darüber an das erste Kloster zu Annecy.

Nun ward der Körper des heiligen Prälaten seinem Grabe enthoben und in einem reichen, silbernen Reliquienkasten, den die Herzogin von Savoyen, Christine von Frankreich, zum Geschenke gegeben hatte, auf den Altar versetzt. Man hoffte, die Heiligsprechung würde im künftigen Jahre erfolgen; da aber zu Rom Alles mit großer Bedachtsamkeit und Reife geschieht, vergingen drei Jahre, ehe diese Sache weiter vorwärts kam.

Dies bewog den König von Frankreich, die Königinnen, seine Mutter und seine Gemahlin, die verwitwete Königin von England, den König und die Königin von Pohlen, die Herzogin von Savoyen, den Herzog und die Herzogin von Bayern, an den Papst zu schreiben, um ihn zu bitten, solche zu beendigen. Die Versammlung des Clerus von Frankreich, die geistlichen Orden, die Parlamente und die Statthalter der Provinzen vereinigten ihre dringenden Bitten mit den ihrigen; und um dieser Angelegenheit größeres Gewicht beizulegen, sandte

der König die Bischöfe von Evreux und von Soissons nach Rom, daselbst in Vereinigung mit dem Herzog von Crequy, seinem Bothschafter, um die Heiligsprechung des seligen Bischofs von Genf anzuhalten.

So allgemeine Aufforderungen bestimmten endlich den Papst zur Beendigung der Canonisation. Es ward also, nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten und Ceremonien, der heilige Franz von Sales am 19. April 1665 mit großer Feierlichkeit der Anzahl der Heiligen beigeschrieben und der Papst ordnet sein Fest auf den 29. Jenner jeden Jahres unter den Namen eines heiligen Bischofs und Bekenners an.

Als der Papst den Klosterfrauen von der Heimsuchung zu Annecy die Canonisationsbulle zusandte, fügte er derselben eine sehr reiche Fahne bei. Auf der einen Seite war der Heilige darauf in Lebensgröße mit seinen bischöflichen Kleidern abgebildet; auf der andern aber stand er im Domherrngewande, wie er solches trug, als er Propst der Genfer-Kirche war.

In dieser Bulle, die hernach allen Kirchen der römischen Gemeinschaft zugesandt ward, ertheilt der Papst ihm ein Lob, das man nur den größten Heiligen geben kann, und lobt ihn dann ins besondere, daß er zwei und siebenzig tausend Häretiker bekehrt habe. Diese Thatsache, so erstaunlich sie auch scheinen mag, galt nach den genauesten Untersuchungen, die man darüber angestellt hatte, zu Rom als so gewiß und so gänzlich über allen Zweifel erhoben, daß sie in den Lectionen aufgenommen ward,

die jedes Jahr am Feste dieses Heiligen in der Kirche gelesen werden. Hierauf führt aus so vielen Wundern, deren Wahrheit war erwiesen worden, der Papst sieben der authentischesten an. Das Erste ist das Wunder eines auferweckten Todten; das Zweite das eines Blindgeborenen, der bei seinem Grabe das Gesicht erhielt; das Dritte und Vierte sind Wunder von Solchen, die gänzlich von der Gicht gelähmt waren, und die ebendaselbst zu vollkommner Heilung gelangten. Das Fünfte ist abermal ein Wunder, durch das ein todtes Weib zum Leben erweckt ward; das Sechste und Siebente sind Wunder, wodurch desgleichen von der Gicht Gelähmte plötzlich geheilt wurden. Diejenigen, welche die äußerste Behutsamkeit kennen, mit welcher man zu Rom bei der Erhärtung der Wunder vorgeht, werden gewiß keinen Anstand nehmen, wenigstens die zu glauben, welche wir hier anführten; denn sonst wäre Alles ungewiß, was von dem menschlichen Glauben abhängt; und man wäre darauf beschränkt, nichts zu glauben, außer was man mit eigenen Augen gesehen hätte; was noch keinem, auch nur halbwegs vernünftigen Menschen in den Sinn kam.

Im folgenden Jahre sandte der nämliche Papst ein silbernes Kreuz und sechs silberne Leuchter von schwerem Gewichte und ungemein schöner Arbeit zu dem Grabmal des Heiligen; mit einem Breve an die Klosterfrauen von Mariä-Heimsuchung, worin er dem heiligen Franz von Sales eine neue Lobrede hält. Er sagt darin unter Andern, die Weisheit und die

Tugenden des heiligen Prälaten verbreiteten ein heilsames Licht der ganzen christlichen Welt. Nachdem er (der Papst) von seinen kindlichen Jahren an dadurch sei erleuchtet worden, und schon von frühern Zeiten her, sein Verdienst und seine ganz göttliche Lehre bewundert, habe er ihn zu seinem vorzüglichen Führer und Meister erwählt,. die Wege ihm zu bezeichnen, welchen er während seines Lebens folgen sollte. Endlich wiederholt er noch einmal, seine heroischen Tugenden und seine heilsamen Schriften seien gleich eben so vielen brennenden Fakeln, welche Feuer und Licht in alle Theile der Kirche brächten.

Diesen Lobreden könnte man noch beifügen, was die größten Männer unsres Jahrhunderts zum Lob dieses heiligen Bischofs gesprochen haben; da dies aber die Gränzen der Geschichte überschreiten würde, beschränken wir uns darauf, zu erinnern, daß es wenig Heilige in der Kirche gibt, die allgemeiner verehrt werden. Von allen Theilen Europas kommen täglich Menschen in großer Anzahl zu seinem Grabe. Der Ruf seiner Heiligkeit ging sogar nach Ostindien über; und ganze Völker wählten ihn daselbst zu ihrem Beschützer bei Gott.

Also erfüllte der Sohn Gottes an ihm seine Verheißungen, daß die Nachahmer seiner Heiligkeit größere Wunder thun würden, als Er selbst auf Erden gethan hatte; also krönte der Allmächtige, der Vater der Lichter und der Erbarmungen in ihm seine Gaben. Denn wieg roß immer die Vortrefflichkeit sei, die wir in den Heiligen während ihres Lebens und

nach ihrem Tode erkennen, läßt dennoch die katholische Kirche keine zu, die nicht von Gott komme. Sie glaubt und bekennt, daß sie vor Ihm kein Ansehen haben, außer durch ihre Tugenden; daß diese Tugenden Gaben seiner Gnade sind; und daß die ewige Seligkeit, die Belohnung derselben, nur durch eine demüthige Abhängigkeit, durch eine vollkommne Unterwerfung und Gleichförmigkeit mit seinem göttlichen Willen erworben wird.

Durch diese ständige Unterwerfung unter Gottes Anordnungen und durch die pünctliche und fortwährende Ausübung seiner Gebote und Rathgebungen gelangte der heilige Franz von Sales zu dieser eminenten Heiligkeit, welche der Vater der Erbarmungen und gerechte Richter im Himmel krönte, und die Kirche den Gläubigen auf Erden zur Nachahmung aufstellte. Gleich Salomon hatte er von Gott eine gleichsam natürliche Neigung zum Guten, eine zartfühlende und wohlthätige Seele, ein gerades, festes, standhaftes, seinen Pflichten getreu ergebenes Herz empfangen. Frei von jener unglückseligen Abwechslung, welche den Fall und Rückfall verursacht, und den Menschen es nicht zuläßt, beständig auf dem Wege der Tugend fortzuschreiten, liebte er die Tugend, sobald er fähig war, dieselbe zu erkennen; und übte sie ohne Unterlaß, sobald er sie einmal erkannt hatte. Durch eine besondere Gnade Gottes bewahrte er bis zu seinem Tode die Unschuld, die er in seiner Taufe erlangt hatte; und sie war der Grund aller seiner andern Tugenden. Ein ehrerbietige Furcht,

eine zarte Liebe gegen Gott, eine feurige Liebe gegen den Nächsten, ein unermüdlicher Eifer für das Heil der Seelen, eine tiefe Demuth, eine unüberwindliche Geduld, eine Sanftmuth, die jede Probe bestand, eine Verachtung seiner selbst, die so weit ging, daß sie nicht hätte weiter gehen können: dies waren gleichsam eben so viele Bäche, die unablässig einem so reinen Quell entflossen.

Von seinen ersten Jahren an in der Schule Jesu Christi unterrichtet, liebte er die Kirche immer als seine Mutter, hing ihrer Lehre an, und vermied höchst sorgfältig, sowohl in seinem Wandel als in seinen Schriften, jene Seitenwege, jene besondern und abgewendeten Pfade, die unvermeidlich in den Abgrund führen. Kurz, er war gelehrt ohne Stolz, ohne Anhänglichkeit an seinen eigenen Sinn; demüthig ohne Niedrigkeit, fest ohne Härte, sanft ohne Weichlichkeit, und ohne jene feigherzige, furchtsame, eigennützige Willfährigkeit, die, um des Sünders zu schonen, dem Laster schmeichelt. Immer mit Gottes Ehre und dem Heile der Seelen beschäftigt, ward er Allen Alles, um Alle Christo zu gewinnen.

Diese nämliche Ehre des Allmächtigen war unser Ziel bei Verfassung dieser Lebensgeschichte; und in dieser einzigen Absicht auch soll man dieselbe lesen. Denn wie groß auch die Heiligen seien, und wie hochherrlich immer das Lob ist, das man ihnen ertheilt, ist es doch Gott allein, der durch seine Heiligkeit sie heiligte, durch seine Weisheit sie erleuchtete, durch die Kraft seines Geistes sie aufrecht erhielt; sie wa-

ren also auf Erden, und sind auch jetzt im Himmel nur das, wozu Er durch seine unendliche Barmherzigkeit sie machte. Dies auch haben sie selbst immer erkannt; und dies werden wir im folgenden Buche ersehen; wo von dem Geiste, von den Grundsätzen und den Gesinnungen dieses heiligen Bischofs die Rede seyn wird, dessen Lebensgeschichte hier vorgetragen wurde.

Inhalt des achten Buches.

1. Schilderung des Innern des heiligen Franz von Sales durch die Mutter Chantal. — 2. Daß die Lehre und die Leitung des heiligen Franz von Sales keineswegs schlaff sind, sondern mit den Regeln des Evangeliums übereinstimmen. — 3. Fortsetzung. — 4. Von der heiligen Liebe des heiligen Franz von Sales und von der Verpflichtung aller Menschen, Gott zu lieben. — 5. Von der Liebe des heiligen Franz von Sales zu Jesu Christo. — 6. Von der Liebe des heiligen Franz von Sales gegen die Kirche. — 7. Von dem Glauben und Vertrauen auf Gott; und wie hell diese beiden Tugenden in dem heiligen Franz von Sales vorleuchteten. — 8. Von dem Gebet; und wie sehr der heilige Franz von Sales dasselbe allen Christen empfahl. Seine Gesinnungen hierüber. — 9. Von der Reinheit des Herzens; wie groß diese Tugend bei dem heiligen Franz von Sales war; und wie weit er glaubte, daß dieselbe gehen müsse. — 10. Von der äußerlichen Demuth oder von der Verachtung der Ehren. Verhaltungsregeln, die der heilige Prälat Personen ertheilte, die in Ansehen und Würden stehen. — 11. Von der innerlichen Demuth oder der Demuth des Herzens. Gesinnungen des heiligen Prälaten über die wahre und über die falsche Demuth. — 12. Fortsetzung des nämlichen Gegenstandes. — 13. Daß die Liebe und Uebung der Demuth es nicht verwehren, vernünftige Sorge für seinen Ruf zu tragen. — 14. Von der Liebe des Nächsten; wie sehr der heilige Franz von Sales in dieser Tugend ausgezeichnet war. — 15. Von der Sorge für die Armen; vom Almosen; von der vortrefflichen Art und Weise, wie der heilige Prälat dasselbe spendete. — 16. Von dem Betragen gegen Dienstleute. Gesinnungen und Betragen des heiligen Prälaten hierüber. Denkwürdige Unterredung, die er mit dem Bischof von

Belley über diesen Gegenstand hatte. — 17. Von der christlichen Freundschaft; von der Wahl der Freunde; Gesinnungen und Betragen des heiligen Bischofs gegen seine Freunde; und daß besondere Freundschaften Personen nicht geziemen, die in Klöstern und Genossenschaften zusammen leben. Unfälle, die hieraus entstehen können. — 18. Von der Aufrichtigkeit und Geradheit des Herzens. Größe dieser Tugenden bei dem heiligen Prälaten. Seine Gesinnungen über die Lüge und über doppelsinnige Reden. Regeln voll der Weisheit über die Unterredungen. — 19. Von der Sanftmuth und Geduld, und von Mitteln wider den Zorn. Gesinnungen des heiligen Prälaten über diesen Gegenstand. — 20. Fortsetzung des nämlichen Gegenstandes. Von der wahren und falschen Sanftmuth; und von der Sanftmuth, die man gegen sich selbst beobachten soll. — 21. Von Prozessen, wie sehr solche dem Geiste des Evangeliums widerstreben, und wie sehr man, dem heiligen Franz von Sales zufolge, dieselben vermeiden soll. — 22. Von der Prachtliebe. Gesinnungen des heiligen Prälaten über die Wohlanständigkeit in der Kleidung. — 23. Von erlaubten und verbotenen Unterhaltungen; Gesinnungen des heiligen Franz von Sales über das Spiel. Regeln für Weltleute.

Achtes Buch.

Von dem Geiste, der Leitung und den Grundsätzen des heiligen Franz von Sales.

1.

Schilderung des Innern des heiligen Franz von Sales, durch die heilige Mutter Chantal.

Da das Innere der Quell der Gesinnungen und der Grundsätze ist, und dasselbe den Wandel und das Betragen leitet, dieses aber beinahe immer das Gepräge derselben an sich trägt, ist es nicht leicht möglich, über das eine zu irren, wenn man das andere genau kennt. Da aber in den meisten Menschen dieser Quell so tief verborgen liegt, daß man weit öfter sich darauf beschränkt sieht, von ihren Handlungen und Worten auf ihren Geist zu schließen, als daß man von der Kenntniß, die man etwa von ihrem Geist und Herzen haben kann, auf ihre Worte und Handlungen schließen könnte, ergibt sich hieraus, daß man so oft in den Begriffen sich irrt, die man sich von Menschen bildet. Man schließt von dem Aeußern auf das Innerliche, und umgekehrt; und oft stimmen beide nicht mit einander überein. Der Mund spricht, nach dem Ausdruck der heiligen

Schrift, aus der Fülle des Herzens; doch nicht immer fühlt das Herz, was der Mund ausspricht. Das gewöhnlichste Mittel, die Menschen zu kennen, ist, solche nach ihren Gesinnungen und ihrem Wandel zu beurtheilen; am sichersten aber beurtheilt man sie nach ihrem Geiste und nach ihrem Herzen selbst. „Ein guter Baum kann keine bösen Früchte bringen; noch kann auch ein guter Baum schlechte Früchte bringen."

Auf jede dieser beiden Arten können wir nun den heiligen Franz von Sales beurtheilen; wir wissen seine Handlungen, wir besitzen seine Schriften, und haben überdies noch die Abschilderung seines Herzens und seines Geistes. Wer diese Abbildung entwarf, kann nimmer verdächtig seyn; es ist die heilige Francisca von Chantal; diese so erleuchtete Mutter geistlicher Töchter, die ihn so lange und so aufmerksam studiert hatte; vor welcher er kein Geheimniß hatte, und die ihn auf das Genaueste kannte.

Wir lesen in der Geschichte ihres Lebens, daß ein großer Diener Gottes, auf welchen sie viel Vertrauen setzte, nach dem Tode dieses großen Heiligen sie ersuchte, aufzuschreiben, was sie von seinem Innern wüßte. Sie wehrte sich Anfangs aus Demuth dagegen; da aber der sie darum ersuchte, nicht von seiner Aufforderung abstand, gab sie aus einem Grunde tugendlicher Unterwerfung nach; weil sie nicht glaubte, daß es ihr erlaubt sei, Jemand nicht zu gehorchen, der Gottes Stelle bei ihr vertrat. Wir geben also hier beinahe in den nämlichen Ausdrücken an, was

sie von dem Geiste und Herzen des heiligen Prälaten schrieb.

„Er hatte einen lebhaften, reinen und allumfassenden Verstand; und nichts hatte unser Herr an der Vollkommenheit dieses Werkes vergessen, das seine allmächtige Hand für sich gebildet hatte." Ob auch bei vieler Lebhaftigkeit gewöhnlich die Gleichmuth des Geistes sich nicht vereint findet, versicherte sie dennoch, „seine Geistesgleichmuth sei ganz wundersam gewesen; Niemand habe ihn jemals zornig gesehen; ob er auch lebhaft und ganz fe..rigen Temperamentes gewesen sei." — Die Stärke des Geistes begleitet beinahe immer die Gleichmüthigkeit; sonst ließen die Unfälle und Widerwärtigkeiten des Lebens, ja selbst die Prüfungen sich nicht aushalten, welchen die Heiligen noch mehr als Andere ausgesetzt sind. Auch diese Eigenschaft erkennt sie in dem heiligen Bischof. „Die Stärke seines Geistes," spricht sie, „erschien in seiner standhaften Tugend. Niemand hat je gesehen, daß er die Uebung auch nur einer einzigen Tugend aufgegeben hätte. Wer sah je seine Geduld erschüttert, sein Aeußeres minder sittsam, oder seine Seele, wider wen immer es sei, aufgebracht?"

Diesen Eigenschaften, die man in gewissem Sinne natürlich nennen mag, — wiewohl Niemand läugnen kann, daß sie sehr große Gaben seien, — fügt die heilige Francisca von Chantal noch die Gabe des Glaubens in eminentem Grade bei: „Ich erkannte," spricht sie, „in meinem seligen Vater und

Herrn eine Gabe vollkommnen Glaubens, von großer Klarheit, Gewißheit, Geschmack und wundersamer Lieblichkeit begleitet. Er hielt mir wunderbare Reden darüber, und bekannte mir einmal, Gott habe ihm großes Licht verliehen; wovon denn auch sein Leben und seine Werke Zeugniß geben. Gott hatte in den Mittelpunct dieser heiligen Seele, oder (wie er zu sagen pflegte) in die Spitze seines Geistes ein so klares Licht ergossen, daß er alle Wahrheiten des Glaubens und ihre Vortrefflichkeit mit einfachem Blicke sah. Dies erweckte, ungeachtet seiner beständigen äußerlichen Beschäftigungen, eine große Inbrunst und Entzückungen des Willens zu ihm; denn er hielt seinen Geist in einer innerlichen Einsamkeit, die ihm nicht gestattete, Gottes Gegenwart auch nur einen Augenblick zu verlieren."

Das Vertrauen auf Gott und die Hingebung an seine Vorsehung, flossen aus einem so lebendigen und beseelten Glauben wie aus ihrer Quelle. „Oft sagte er uns," fährt diese heilige Frau fort, „wenn er hätte noch einmal sollen geboren werden, so hätte er die menschliche Klugheit mehr als jemals verachtet, um von dem ersten Gebrauch der Vernunft an, von der göttlichen Vorsehung sich führen zu lassen. Zu dieser Hingebung führte er alle Seelen, die er leitete, wie auf den sichersten Weg des vollkommnen Lebens. Wenn er, der menschlichen Klugheit zufolge, Unmögkeit in der Ausführung eines Vorhabens sah, stand er fest in seinem Vertrauen auf Gott; und hoffte niemals sicherer, eine gute Sache auszuführen, als

wenn er keine andere Stütze hatte als die Vorsehung. Dabei aber lebte er immer gleichmüthig und zufrieden."

Diese Hingebung an die Vorsehung war jedoch nicht etwa eine Wirkung der Trägheit und Unthätigkeit, die ziemlich oft, bei übrigens tugendhaften und mit Gott beschäftigten Menschen Statt findet. Der heilige Prälat hatte eine große und thätige Seele; er erwartete Alles von Gott; und arbeitete dabei, als ob Alles von ihm abhinge. „Er war," spricht die heilige Mutter, „die kühnste und hochsinnigste Seele, welche ich je gekannt habe, die Arbeit zu ertragen, und die Unternehmungen zu verfolgen, die Gott ihm einflößte. Wenn unser Herr, sprach er, uns ein Geschäft aufträgt, dann sollen wir Alles anwenden, was in unsrer Macht steht, die Schwierigkeiten zu heben, und dann den Erfolg ruhig abwarten."

Die Uneigennützigkeit ist eines der größten Merkmahle der Seelengröße. Ein niedriges Gemüth beschäftigt sich beinahe immer mit sich selbst; es ist eine Art Mittelpunctes, um den es sich dreht, und wovon es beinahe niemals sich entfernt. Selbst die tugendhaftesten Seelen bedürfen der Stützen und des Trostes; es gibt Wenige, die Gott umsonst und ohne Rückblick auf sich selbst dienen. Von diesem Charakter war der heilige Prälat weit entfernt. „Er pflegte zu sagen," fährt die Heilige fort, „die wahre Weise Gott zu dienen, sei: Ihm zu folgen, und nach ihm zu wandeln, ohne andere Stütze des Trostes, der

Empfindung oder des Lichtes, als die des nackten und einfachen Glaubens. Oft sagte er mir, er habe nicht Acht darauf, ob er in Trost oder Mißtrost sei; gebe unser Herr ihm liebliche Empfindungen, so nehme er solche in Einfalt an; gebe Er ihm keine, so ertrage er die Entbehrung derselben mit Geduld; doch die Wahrheit zu sagen, hatte er gewöhnlich eine große innerliche Lieblichkeit. Seine Methode im innerlichen Gebet war, sich sehr demüthig, sehr klein und sehr niedrig unter Gott, und mit wundersamer Ehrfurcht und Vertrauen zu halten."

Die eindringliche Weise, auf welche der heilige Prälat das innerliche Gebet als eine der vorzüglichsten Uebungen der christlichen Frömmigkeit empfiehlt, gestattet keinen Zweifel darüber, daß er demselben sehr pünctlich abwartete. Indessen sprach er sich dennoch ohne Gewissensängstlichkeit von demselben frei, wenn der Dienst Gottes oder des Nächsten Anderes von ihm verlangte. „Mehrere Tage vor seinem Tode," spricht die heilige Mutter Chantal, „hatte er gleichsam keine Zeit mehr, dem innerlichen Gebet abzuwarten. Ich fragte ihn einmal, ob er dasselbe verrichtet habe. Da antwortete er mir: nein; aber er trachte, immer mit Gott vereint zu seyn; und wenn der Dienst des Nächsten uns in Anspruch nehme, wäre das beste Gebet, das Gebet der That und des Werkes; und ich kann ohne Uebertreibung sagen, sein Leben war ein fortwährendes innerliches Gebet, durch die Vereinigung seines Geistes mit Gott."

Es verhält sich mit den Bischöfen nicht, wie mit Einsiedlern und Ordensleuten Diese können, wenn sie wollen, nur für Gott, oder für sich selbst in Beziehung auf Gott leben; und beruft ihr Stand sie nicht zum Dienste des Nächsten, dann sollen sie dem Gebet und der Betrachtung mehr als dem thätigen Leben ergeben seyn. Die Bischöfe hingegen sind öffentliche Personen; sie sind zum Dienste der Kirche bestimmt, Gebet und Arbeit des thätigen Lebens muß sie abwechselnd beschäftigen; aber sie würden gegen ihr Amt fehlen, wenn sie dem innerlichen Gebet eine Zeit widmeten, die sie der Regierung ihrer Bisthümer schuldig sind. Man verläßt Gott nicht, wenn man der Kirche dient, die der Sohn Gottes mit seinem Blute erkaufte; und man kann mit Wahrheit sagen, es gebe kein besseres Gebet, als den Willen Gottes zu thun, in was immer derselbe bestehe. Dies war der Grundsatz des heiligen Prälaten, und mit demselben beschließt die Heilige das Gemälde seines Geistes. Hören wir nun, was sie von seinem Herzen spricht.

„Er war zu einer so hohen Vollkommenheit gelangt, daß er nichts mehr liebte, noch wollte, noch sah, als Gott in allen Dingen; und er sagte mir im Vertrauen, es gebe nichts in der Welt, daß ihn von der Beschäftigung mit Gott abbringen, oder sein Herz mit einem andern Verlangen oder Wollen anregen könne, als ihm zu gefallen.“ „Diese Liebe des göttlichen Willens,“ spricht die heilige Frau, „war um so vortrefflicher und reiner, als seine hei-

lige Seele der Gefahr nicht ausgesetzt war, sich zu irren; weil Gott in dieselbe ein sehr klares Licht ergossen hatte, in welchem er die Regungen der Eigenliebe aufkeimen sah, die er mit einer Treue absonderte und entfernte, welche ihn immer inniger mit Gott vereinigte."

Dies sind so heilige Gesinnungen, daß es schwer scheint, denselben noch etwas beifügen zu können. Denn wahrlich, in allen Dingen nur Gott lieben, sehen und wollen, nur mit dem Verlangen beschäftigt seyn, Ihm zu gefallen, nur der Abtödtung der Leidenschaften und der Zerstörung der Eigenliebe obzuliegen: darin liegt eine Loslösung und Reinheit des Herzens, die, wie es scheint, nicht weiter gehen kann; indessen fügt dennoch die Heilige bei:

„Oft hörte ich ihn sagen, er fühle mitten in seinen Trübsalen eine namenlose Süßigkeit; und durch diese wonnige Vereinigung seines Herzens mit Gott würden die bittersten Dinge ihm geschmackreich. Von dieser so vollkommnen Einigung, fährt sie fort, gingen jene hocherhabenen Tugenden aus; jene allgemeine und allumfassende Gleichmüthigkeit in allen Ereignissen des Lebens. Er übte buchstäblich, was er in vier Worten lehrte, jene so wenig gekannte, und dennoch so nützliche Lehre: Begehre nichts, verlange nach nichts und versage nichts."

Wiewohl es schwer ist, sich zu denken, daß man einen bösen Sinn einem so heiligen Grundsatze unterlegen könnte, der die beständige Unterwerfung und

Abhängigkeit des heiligen Bischofs in Hinsicht auf Gott so deutlich ausdrückt, und es sich auch nicht minder schwer begreifen läßt, wie man diese Gleichgültigkeit, welche die heilige Mutter Chantal allgemein und allumfassend nennt, böse deuten könnte, so ist es dennoch, da man Alles mißbrauchen kann, gut, hier zu erinnern, daß sie nicht bis dahin sich erstreckte, gleichgültig gegen das Heil, gegen den Besitz Gottes und gegen die Tugenden zu seyn, welche befohlen sind, um dahin zu gelangen. Dies ist eine gräuliche Gottlosigkeit, von welcher es nicht einmal erlaubt ist, einen so heiligen, so erleuchteten und der Lehre der Kirche so eifrig ergebenen Mann auch nur von fern in Verdacht zu haben. Umgekehrt vielmehr, je gleichgültiger er für alles Andere war, um so inniger verlangte und erglühte er, mit Gott vereint zu werden und Ihn in alle Ewigkeit zu besitzen. Dies konnte man aus Allem ersehen, was er in seiner letzten Krankheit sagte; und dies auch kann man aus vielen Stellen seiner Schriften erkennen.

In dieser allumfassenden Gleichgültigkeit, in dieser allgemeinen Entfeßlung seines Herzens von allen Dingen dieser Welt, ward der Friede seines Herzens geboren; jener Friede, den Gott allein geben kann, und den Er wirklich nur Denjenigen gibt, deren Leidenschaften gebändiget, deren Regungen geordnet und seinen Befehlen unterworfen sind, und deren Begierden sämmtlich dahin zielen, seine Ehre zu erwirken, und seinen Willen in allen Dingen zu

thun. Dies aber versichert die heilige Chantal ganz ausdrücklich von dem heiligen Prälaten. „Der Friede seines Herzens,“ sprach sie, „war göttlich; auch war derselbe auf die vollkommne Abtödtung seiner Leidenschaften, und auf die gänzliche Unterwerfung seiner Seele unter den Willen Gottes gegründet.“

Die Sanftmuth und die Geradheit des Herzens, die immer zwei Hauptgrundzüge im Charakter des heiligen Prälaten waren, sind wie nothwendige Folgen dieses göttlichen Friedens, mit welchen seine Seele erfüllt war. Dies vergaß die heilige Frau nicht zu bemerken. „Niemals,“ spricht sie, „that er irgend einen Act aus Bitterkeit des Herzens gegen irgend Jemand; auch sah man niemals ein so sanftmüthiges, so gerades, so demüthiges, so mildes, so freundliches Herz als das seinige; und wie groß war bei allem diesen die Vortrefflichkeit und Festigkeit seiner Klugheit, und seine natürliche und übernatürliche Weisheit!“

So viele natürlichen und übernatürlichen, erworbenen und von Gott eingeflößten Eigenschaften waren von einer Sittsamkeit und einer großmüthigen Verachtung des Beifalls der Menschen begleitet, die solche, so zu sagen, vor den Augen Derjenigen verhehlte, welche dieselben mit der größten Aufmerksamkeit untersuchten. „Er war,“ fährt die Heilige fort, „ein Feind jener geheimnißvollen Mienen, und alles dessen, was Bewunderung Denjenigen einflößt, die nur auf das Aeußerliche sehen. Keine Sonderbarkeit

noch irgend solche Handlungen sah man an ihm, welche gewöhnliche Menschen bewundern. Er befolgte die gewöhnliche Art und Weise, aber auf so außerordentliche Art und Weise, daß es mich bedünkt, nichts war bewunderungswürdiger in seinem Leben, als eben dieses Betragen."

Durch dies Urtheil zeigte die heilige Frau, daß sie einen wundersam richtigen Tact für die wahre Tugend hatte. Denn gibt es je etwas Größeres in den Augen Gottes, oder etwas, das das Verlangen besser ausdrückte, Ihm allein zu gefallen, als ein, dem Anschein nach allgemeines Leben auf ungemeine Weise zu führen, jene Ziereieien zu vermeiden, die im Grunde nichts als sehr Menschliches an sich haben, jenen Auszeichnungen, jenen einstudierten Sonderbarkeiten auszuweichen, die mehr Schimmer als Gründliches an sich haben, die Achtung der Menschen anziehen, der natürlichen Eitelkeit schmeicheln und zuletzt dahin wirken, die festeste Tugend zu zerstören? — Wer einen Schatz verbergen will, setzt solchen nicht den Augen der Menschen aus; er verbirgt ihn mit Sorgfalt. Wer da will angesehen oder bewundert werden, ja, wer nicht vermeidet, es zu werden, der setzt seine Tugend der Gefahr aus, und zeigt schon dadurch allein, daß seine Absichten nicht rein sind. Immer war die Demuth die getreueste Gefährtin und die sicherste Hüterin der echten Frömmigkeit.

Nachdem nun die heilige Frau den Geist und das Herz des heiligen Prälaten auf solche Weise einzeln geschildert, faßt sie, so zu sagen, diese geson-

derten Züge zusammen, einen richtigen Begriff von diesem großen Bischof uns zu geben; und spricht:

„Alles in dieser Seele war friedlich; Alles darin war geordnet. Hier war nichts anderes als Reinheit, Demuth, Einfalt und Geisteseinheit mit Gott. Es war etwas Entzückendes, über Gott und die Vollkommenheit ihn sprechen zu hören; er hatte so bestimmte und so deutliche Ausdrücke, daß er die schwierigsten und dunkelsten Dinge leicht und faßlich machte; auch erkannte Jedermann, daß Gott ein ganz besonderes Talent für die Leitung der Seelen ihm gegeben hatte."

So Viele mengen sich heut zu Tage darein, Seelen zu leiten, daß man glauben möchte, dies Talent sei eben nichts besonderes. Nicht also jedoch dachte wenigstens der heilige Gregorius der Große; denn dieser erleuchtete Papst nennt die Seelenführung die Kunst der Künste. Auch war dies nicht die Meinung der heiligen Francisca von Chantal, welcher zufolge diese Gabe in einer großen Erleuchtung, Klugheit, Nächstenliebe und in einer Geduld besteht, die alle Schwächen des Nächsten nicht zu ermüden, noch weit weniger aber zu überwinden vermögen.

„Er drang," fährt sie fort, „bis in den Grund der Herzen ein und leitete sie mit außerordentlicher Gewandtheit und Liebe. Hierin war er unermüdlich, und hatte keine Ruhe, bis er nicht den Frieden in das Herz eingeführt hatte. Meinem Urtheil nach bedünkt es mich, daß der Eifer für das Heil der Seelen die herrschende Tugend meines seligen Vaters war." —

Sie fügt noch Etwas bei, das man weder genugsam erwägen noch nachahmen kann. „Oft," spricht sie, „sah ich, wie er den Dienst verließ, der Gott unmittelbar anging, und den Dienst des Nächsten vorzog; wofern der erste nicht strenge und heilige Pflicht war. O Gott, wie groß war sein Zartgefühl, seine Sanftmuth, sein geduldiges Ertragen, seine Arbeit für den Nächsten! Ja, er ward endlich das Opfer derselben!"

Nicht besser hätte sie die Abbildung des heiligen Bischofs beschließen können, als daß sie sagte: er habe nach dem Beispiele Jesu Christi, des Bischofs unsrer Seelen und des Vorbildes der Hirten, für das Heil der Seelen sich aufgeopfert. Auch nimmt sie keinen Anstand beizufügen: „dieser heilige Bischof war ein lebendes Bild, in welchem unser Herr sich abgebildet hatte; und die innere Ordnung und Harmonie dieser Seele waren ganz übernatürlich und göttlich."

Da der Gipfel der christlichen Vollkommenheit und der höchste Grad der Heiligkeit in der Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit mit Jesu Christo besteht, beschließt die heilige Frau damit ihre getreue Schilderung des Geistes und Herzens des heiligen Prälaten. Es ist nicht möglich, dieser Idee noch etwas beizugeben; darum begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß aus einem so reinen Quell nur Gewässer heilsamer Lehre fließen konnten, die es würdig waren, der ganzen Kirche vorgesetzt zu werden. Dies auch werden wir in der Erklärung seiner Gesinnungen über die christliche Sittenlehre sehen. Doch wol-

len wir früher Denjenigen antworten, welche behaupten, seine Lehre sei schlaff und der Strenge des Evangeliums nicht sonderlich gemäß.

2.

Daß die Lehre und die Leitung des heiligen Franz von Sales keineswegs schlaff sind, sondern mit den Regeln des Evangeliums übereinstimmen.

Nicht erst zu unsern Zeiten beschuldigt man die Lehre des heiligen Franz von Sales der Schlaffheit; und nennt seine nachsichtsvolle Leitung gegen die Sünder zu weichlich. Zu allen Zeiten gab es strenge Eiferer, die mit der Sanftmuth sich nicht vertragen können und die Tugend nur als solche erkennen, wenn sie unter einem finstern, strengen und abstoßenden Angesicht erscheint. Von dieser Art war der Charakter der Pharisäer, die dem äußerlichen Anschein nach strenge waren. Nicht dulden konnten sie die Sanftmuth Jesu Christi und seine liebevolle Herablassung zu den Schwächen der Menschen. Seine Führung bedünkte sie zu weichlich. Sie beschuldigten ihn sogar, Er liebe gutes Essen und Trinken, sei zu gefällig gegen Sünder und Zöllner; und da sie unter dem Vorwand der Ehre Gottes und des allgemeinen Nutzens ihren Eigennutz verbargen, schalten sie Ihn einen Zerstörer des Tempels, des Gesetzes und der mosaischen Religion.

Wenn nun der Welterlöser, der die Wahrheit und Heiligkeit selbst war, solchen Beschuldigungen

nicht entgehen konnte: darf man sich wohl wundern, daß man solche gegen die Lehre und die Seelenführung des heiligen Bischofs von Genf aufwirft? Der Diener und Jünger kann keine Vorzüge über seinen Meister haben; gleichwie aber die Klagen der Pharisäer der Heiligkeit und dem Ansehen des Evangeliums nichts benahmen, also hoffen wir auch, daß die Klagen der Widersacher gegen die Seelenführung und die Lehre des heiligen Franz von Sales nur dazu dienen werden, die hohe Achtung für dieselben zu vermehren.

Peter Camus, Bischof von Belley, dieser so gelehrte und erleuchtete Prälat, der es sich zur Ehre hielt, ein Jünger des heiligen Bischofs von Genf zu seyn und Alles von ihm erlernt zu haben, was er von der Wissenschaft der Heiligen und von der christlichen Vollkommenheit wußte, nimmt, wo er von den Beschuldigungen, die man zu seiner Zeit gegen die Lehre und die Führung des heiligen Bischofs aufwarf, keinen Anstand, solche mit den Beschuldigungen der Pharisäer gegen den göttlichen Heiland zu vergleichen. Er behauptet, sie gingen von dem nämlichen Geiste aus und es lägen ihnen die nämlichen Ursachen zum Grunde. Ja er sagt ganz ausdrücklich, der Feind unsres Heiles, der Geist der Finsternisse, der den Schaden vorausgesehen, den die Schriften des heiligen Bischofs seinem Reiche thun würden, habe Alles aufgeboten, solche zu verschreien. Er versichert, was der böse Geist am meisten fürchtete, wäre: „daß sie ihren Irrthum jenen Gemüthern be-

nehmen möchten, die, unter dem Vorwand einer vermeintlichen Schwierigkeit, die unüberwindlich wäre und Unmögliches forderte, der Frömmigkeit entsagten, weil sie in der Welt, das heißt, im bürgerlichen und allgemeinen Leben sich nicht ausüben lasse." Hierauf schreibt er die allgemeine Gutheißung, welche seine Lehre endlich, und zwar selbst von Denjenigen erhielt, welche solche Anfangs mit der größten Heftigkeit bestritten hatten, einem besondern Schutz und Segen zu. Da er nun zuletzt von der Anleitung zu dem frommen Leben spricht, welches Werk des heiligen Prälaten man mehr als seine übrigen Werke zu verschreien sich bemüht hatte, nimmt er keinen Anstand zu sagen: „der heilige Geist sei der erste Verfasser desselben; und der heilige Bischof wäre gleichsam nur sein Geheimschreiber gewesen."

Diesem Zeugnisse, das vielleicht unverdächtig ist, da der gelehrte Prälat, der dasselbe gibt, selbst einer der größten Eiferer für die Strenge des Evangeliums war, kann man noch das Zeugniß des Papstes Alexander VII. beifügen. Dies Zeugniß lesen wir in einem Schreiben, das er, als er noch Bischof von Nardo war, an den Cardinal Chigy, sei- Neffen, richtete. Es läßt den Lobsprüchen sich nichts beigeben, die er in diesem Schreiben der Person und den Werken des heiligen Franz von Sales ertheilt.

Er beschwört den Cardinal, seine Wonnen und sein vorzüglichstes Studium daraus zu machen, sein fleisiger Leser, sein gehorsamer Sohn und sein treuer Nachahmer zu seyn. Ins besondere lobt er seine An-

leitung zu einen frommen Leben. Dies Werk, spricht er, ist der beste Wegweiser, den man auf den Weg der Tugend mitnehmen kann; er verdanke ihm, nach Gott, seit zwanzig Jahren, die Besserung seiner Sitten; und wenn irgend Gutes an ihm sei, so wäre er dessen ihm zum Danke verpflichtet. Er versichert, er habe dasselbe unzählige Male gelesen, er könne sich nicht enthalten, es abermal und abermal zu lesen; immer finde er darin eine neue Anmuth; und so oft er dasselbe aufs neue lesen, bedünke es ihn, es sage ihm etwas mehr, als das vorige Mal. Endlich ermahnt er den Cardinal, dasselbe zu dem Spiegel seines Lebens, zur Regel und zum Maßstabe seiner Handlungen, seines Wandels und aller seiner Gedanken zu nehmen.

Hierauf kommt er auf den Plan des Buches und sagt: die Absicht des Verfassers sei keineswegs gewesen, Eremiten und Einsiedler zu bilden; sondern bis zum Ziel der christlichen Vollkommenheit zu führen, und in der gründlichen Frömmigkeit zu unterrichten; und dies zwar auf einem sanften und leichten Wege, der sich wundersam mit allen verschiedenen Ständen der Menschen vereinbaren läßt, wie niedrig oder wie hoch immer sie seyn mögen; und er versichert, er habe die Tugend nach dem Leben, mit allem Glanze und aller Majestät dargestellt, die geeignet sind, ihr Bewunderung zu verschaffen, so wie mit aller Schöne und Anmuth, wodurch sie die Liebe aller Herzen gewinne.

Was er aber von der Anleitung zu dem frommen Leben spricht, dies spricht er auch von allen seinen übrigen Werken; und zwar ganz ins besondere von dem Werke über die Liebe Gottes, das er ein ganz goldenes Buch nennt, dessen Gedanken und Gesinnungen er beistimmt.

Hernach geht er von dem Lob der Werke, auf das Lob des Verfassers über, und sagt: Etwas, das man bei diesem vortrefflichen Schriftsteller ein wenig bewundern könne, sei, daß er den göttlichen Heiland sich zum Vorbilde nahm, und damit anfing, gut zu handeln, ehe er gut gesprochen habe; seine erste Sorge wäre gewesen, selbst zu üben, was er Andere lehren sollte; man könne sagen, die seine Werke studierten, studierten sein Leben; und seine Vorschriften und Anweisungen seien um so leichter zu befolgen, als sie durch sein Beispiel bewährt seien.

Endlich fügte er bei, daß er, der einem edlen und reichen Hause entsprossen, in der Tugend und in den schönen Wissenschaften erzogen, wie überhaupt Personen von Stande gebildet werden, an den Höfen der Könige und in den Pallästen der Fürsten, in den Häusern der Privatpersonen, in den Gesellschaften seiner Freunde, in den Geschäften der Welt, in den Uebungen der Frömmigkeit, kurz, in allen Amtsverrichtungen seiner bischöflichen Würde mit einem wundersamen Betragen und einer wundersamen Heiligkeit erschienen sei.

Diese Abbildung, die Alexander VII. von dem Leben und der Person des heiligen Franz von Sales lange vor seiner Heiligsprechung gab, ist ein Beweis, daß die Schilderung, die wir in dieser Geschichte von ihm entwarfen, nicht geschmeichelt ist. Sie mag wohl der Schilderung, die Andere von ihm gaben, nicht ganz ähnlich seyn; doch gleicht sie darum dem Original nur um so mehr. Was aber dieser Papst von seiner Lehre und von seinen Werken spricht, ist nicht minder denkwürdig; und Jedermann ersieht daraus, daß wir mit Recht schließen, daß Jene, die der Schlaffheit ihn beschuldigen, seine Schriften entweder nicht gelesen, oder sich nicht die Mühe genommen haben, dieselben aufmerksam zu prüfen.

Als hernach der Cardinal Chigy auf den heiligen Stuhl erhoben ward, verminderte sich seine Verehrung gegen die Seelenführung und die Lehre des heiligen Prälaten keineswegs; vielmehr ward dieselbe durch die Prüfung, die er darüber anstellte und anstellen ließ, noch erhöht. In dem Schreiben, das er an die Klosterfrauen von Mariä-Heimsuchung zu Annecy erließ, nennt er seine Lehre göttlich, und sagt: er habe diesen großen Heiligen als seinen vorzüglichsten Führer und als den Meister erwählt, der uns die Wege bezeichnete, welchen wir im Laufe dieses Lebens folgen sollten. Endlich fügt er bei: „seine heilsamen Schriften seien gleich eben so vielen brennenden Fackeln, welche alle Theile des Körpers der Kirche entflammen und erleuchten.“

Der nämliche Papst und die zur Heiligsprechung versammelten Cardinäle sprechen in der an die ganze katholische Kirche gerichteten Bulle: „der heilige Franz von Sales, der durch seine Lehre berühmt geworden, habe eine große Anzahl Werke verfaßt, von welchen die Herzen der Völker und der Großen der Welt gleichsam begossen, endlich eine reichliche Ernte für das evangelische Leben gebracht haben.“

Wer könnte hiernach die Führung und Lehre dieses großen Heiligen ohne Vermessenheit der Schlaffheit beschuldigen? Welche Werke erhielten je eine authentischere Gutheißung als die seinigen? Und wem soll man vertrauen, wenn man einem Heiligen nicht vertraut, den die Päpste selbst der ganzen Kirche als einen sichern Führer und als den Meister des evangelischen Lebens vorstellen, dessen heilsame Schriften, gleich eben so vielen brennenden Fakeln alle Theile des kirchlichen Körpers entzünden und erleuchten?

Fortsetzung.

Diesen Bemerkungen läßt sich noch beifügen, daß die Schlaffheit in der Seelenführung und in der Lehre immer aus einer der vier Ursachen herrührt, die wir nun anführen wollen. Erstens aus der Unwissenheit; denn wie soll man je Andere lehren, was man selbst nicht weiß? wie wäre es je möglich, sich nicht zu verirren, wenn man den Weg nicht kennt? Immer war und wird die Unwissenheit der erste Quell der Schlaffheit seyn.

Es gibt aber auch noch einen andern Quell. Man kann nämlich die Grundregeln des Evangeliums genau kennen, so wie jene heilsame Lehre, nach welcher die Kirche ihr Betragen und ihre Gesinnungen immer geleitet hat; aber es ist möglich, daß dieselben das Herz des Menschen nicht ansprechen, der solche kennt und weiß. Es kann das Licht dem Geiste, aber es kann zugleich das Verderbniß und die Blindheit dem Herzen innewohnen. Wem ist die Macht der Leidenschaften unbekannt; und wer weiß es nicht, mit wie großer Leichtigkeit man einem bösen Hang, trotz seiner eigenen Einsichten, folgt? „Ich billige nicht, was ich thue, spricht der Apostel; denn ich thue nicht das Gute, das ich will; sondern das Böse, das ich hasse." (Röm. 7, 15.) Darf man also sich wundern, wenn man Andere irre führt, da man oft selbst irre geht; ob man auch seine Verirrung wahrnimmt? In solchen Fällen ertheilt man keinen Rath nach seinem Geiste, sondern nach seinem Herzen; man berathet sich nicht nach dem, was man weiß, sondern nach dem, was man thut. Es ist also der zweite Quell der Schlaffheit das Verderbniß des Herzens; und daß man die Grundregeln des Evangeliums nicht im Herzen kostet; ob man auch wisse und überzeugt sei, daß sie die Regeln unsres Lebens sind.

Die dritte Ursache der Schlaffheit in der Lehre ist der eigene und besondere Vortheil, oder der Vortheil der Körperschaft und der Gesellschaften, welchen man als Mitglied angehört, und an die man unzertrennlich gefesselt ist. Dies ist so wahr, daß

man oft sehr erleuchtete, sehr gelehrte und sogar in ihren Sitten sehr wohl geordnete Männer sah, die sehr schlaffe Gesinnungen hatten; weil strengere, ob auch wahre, ihre besonderen Vortheile oder aber das Interesse der Körperschaft beeinträchtigten, deren Glieder sie waren. Dies Vorurtheil geht so weit, daß sogar ganze Nationen manche Dinge nur nach dem Interesse beurtheilen, das sie dabei haben. Wie viele Grundsätze gelten in Italien als sehr wahr, die in Frankreich als grundfalsch betrachtet werden! Indessen ist die Wahrheit immer die nämliche; nur die Vortheile sind verschieden. Diese aber entscheiden, und regeln die Meinungen; wenigstens jene, die man öffentlich ausspricht. Sonach also ist es gewiß, daß der Eigennutz der dritte Quell der Schlaffheit ist.

Der Vierte ist der Mangel an Festigkeit, eine weichliche Sanftmuth, ein falsches Mitleid, ähnlich dem Mitleid eines Arztes, der den Krebs überhand nehmen ließe, dem Kranken den Schmerz des Feuers oder des Eisens oder die Hinwegschneidung eines Gliedes zu ersparen, und ihm dadurch den Verlust des Lebens zuzieht, das etwas mehr Festigkeit gerettet hätte. Eben dasselbe findet Statt in der Moral. Oft kann man sich nicht entschließen, den Nächsten durch eine strenge, aber heilsame Ermahnung zu betrüben. Eine falsche Willfährigkeit, ein übel verstandenes Mitleid nimmt dann die Stelle jener klugen und edelsinnigen Festigkeit ein, die Einer der vorzüglichsten Grundzüge in dem Charakter der Hirten und der geistlichen Führer seyn muß; und dann schleicht unter falschen Vorwän-

den sich Schlaffheit ein und befestigt sich mälig und mälig. Auf solche Weise also führten Unwissenheit, Verderbniß des Herzens, Eigensucht und Mangel an Festigkeit zu allen Zeiten, und führen auch noch jeden Tag Ausgelassenheit in Sitten und Schlaffheit in der Lehre ein.

Dies ist so wahr, daß, wenn alle Seelenhirten und geistliche Führer, und Diejenigen, die es sich einfallen lassen zu lehren oder zu schreiben, gelehrt oder erleuchtet wären, wenn sie die Grundsätze des Evangeliums im Herzen kosteten, solche zur Richtschnur ihrer Sitten machten, wenn sie großmüthig und fest wären, kein Grund der Schlaffheit ihrer Lehre sich angeben ließe.

Nach dieser Regel also muß man die Führung und die Gesinnungen des heiligen Franz von Sales beurtheilen. Ist seine Moral schlaff, so muß es ihm entweder an Einsichten gefehlt, oder er muß unterlassen haben, über Jenes sich zu unterrichten, das er Andere lehren sollte; oder es muß das Verderbniß seines Herzens ihn abgehalten haben, die Grundsätze des Evangeliums zu kosten und solche zur Richtschnur seines Lebens zu nehmen; oder aber der Eigennutz muß seine Einsichten und die Geradheit seines Herzens überwogen; oder endlich es muß ihm an Festigkeit gefehlt haben, und es muß jene Sanftmuth, die man so sehr an ihm lobte, und die Jesu Christo so viele Seelen gewonnen hat, in eine weichliche Nachgiebigkeit ausgeartet seyn und ihn zu einem um so strafbareren Verräther an seinem heiligen

Amte gemacht haben, als er, durch falsche Sanftmuth irre geführt, die Andern betrogen hätte, ohne sich selbst zu betriegen. Mögen nun die Ankläger seiner Lehre unter diesen Gründen wählen.

Indessen können wir nicht umhin, zu bemerken, daß der heilige Franz von Sales zu tief von der Größe des Episcopates durchdrungen, und zu sehr über seine Pflichten belehrt war, um der unerläßlichen Pflicht aller Bischöfe nicht Genüge zu thun, gelehrt zu seyn. Dazu auch weiß man, daß er einen vortrefflichen Verstand und ein glückliches Gedächtniß hatte. Vielleicht auch hat man nicht vergessen, mit wie glänzendem Erfolge er zu Paris und zu Padua unter den vortrefflichsten Meistern seiner Zeit studierte, und mit wie großem Fleiße der berühmte Pater Possevin zur Wissenschaft der Heiligen ihn bildete. Man erinnert sich auch noch, welchen Ruf er zu Rom in jener weltbekannten Prüfung erlangte, die der so gelehrte Papst, Clemens VIII. über seine Lehre abhielt; und daß Leo XI., der Nachfolger desselben, die Absicht hatte, ihn zum Cardinal zu ernennen, weil er seiner Rathgebungen und seiner Einsichten für die Leitung der Kirche sich bedienen wollte. Diese nämliche, erstaunliche, zu seiner Zeit so allgemein anerkannte Fähigkeit brachte auch Heinrich IV. zu dem Vorsatze, ihm die Cardinalswürde zu erwirken; und bewog Ludwig XIII. das Erzbisthum von Paris ihm anzubieten. Kurz, zwei und siebenzig tausend Häretiker, die er zu dem katholischen Glauben bekehrte, eine zahllose Menge Katholiken, die er zu einem bes-

sern Leben führte, und die große Anzahl vortrefflicher Werke, die er verfaßte, beweisen zu unwiderleglich, daß er Einer der gelehrtesten Prälaten seiner Zeit war, als daß man noch im mindesten daran zweifeln könnte.

Woher also könnte die vorgebliche Schlaffheit seiner Lehre kommen? — Etwa von dem Verderbnisse seines Herzens, das die Grundsätze des Evangeliums nicht gekostet hätte? — Könnte man je einen so beleidigenden Vorwurf einem Heiligen machen, der durch einen so seltenen Vorzug die Unschuld und Heiligkeit seiner Taufe bis zu seinem Tode erhielt? einen Heiligen, der das Gesetz Gottes Tag und Nacht betrachtete, und dem dasselbe nicht nur ein Gegenstand seiner Studien, sondern auch seiner beständigen Betrachtungen und die Regel seines Lebens war?

Der Eigennutz, dieser große Hebel, der so viele Dinge bewegt, und so viele große Männer verkehrte, war eben so wenig die Ursache der vorgeblichen Schlaffheit seiner Lehre. Niemals war ein Heiliger uneigennütziger. Man sah, wie er Jahrgelder abwies, die ihm mehrmals angeboten wurden; die glänzendsten und einträglichsten kirchlichen Würden vermochten es nie, ihn in Versuchung zu führen; Geschenke und zwar solche, die als rechtmäßige Belohnungen seiner Arbeit gelten konnten, fanden nie Eingang bei ihm. Nie lebte ein Mensch, der so gern gab, und so ungern annahm. Immer bereit, sich selbst aufzuopfern und sein Leben für den Nächsten

zu geben, trug er jederzeit die größte Sorgfalt, seine Hände so rein als sein Herz zu bewahren. Heilige eines solchen Charakters sind nicht leicht zu versuchen. Eben so sehr über die Geschöpfe erhaben, als sie Gott unterworfen sind und Ihm anhangen, würden sie es für ein Verbrechen halten: nicht die Sittenlehre des Evangeliums zu verletzen, sondern auch nur sich dies in den Sinn kommen zu lassen. Ueber einen so wichtigen Punct waren alle Heiligen unbeugsam; und nichts wäre mehr im Stande, sie um jene hohe Achtung zu bringen, die sie durch ihre Tugenden erwarben, als daß sie, um menschlicher Vortheile willen, Verrath an ihrem heiligen Dienste und an der Kirche begangen hätten, die ihrer Sorgfalt anvertraut war.

Endlich konnte auch der Mangel an Festigkeit nicht der Grund der vorgeblichen Schlaffheit der Lehre des heiligen Franz von Sales seyn. Wahrlich es gehört ein sehr festes Herz dazu, Größe, Reichthum und Lüste so standhaft zu verschmähen, als er solche verschmähte; und sein Leben so großmüthig auf das Spiel zu setzen, so oft sein heiliger Dienst oder das Heil des Nächsten es erforderte. Um aber nichts zu sagen, das nicht genau zu dem Gegenstande gehört, von dem die Rede ist, wird große Festigkeit erfordert, den Fürsten nicht zu schmeicheln, und den Königen selbst heilsame Wahrheiten zu sagen, welche so wenige Menschen den Muth haben, ihnen zu sagen. Dies jedoch that der heilige Prälat, so oft die Gelegenheit sich dazu ergab; und man kann sich er=

innern, was der große Heinrich hierüber sagte: „er liebe den Bischof von Genf, weil er ihm niemals geschmeichelt habe."

Es war also auch nicht Mangel an Festigkeit, was die vorgebliche Schlaffheit der Lehre des heiligen Franz von Sales hätte veranlassen können. Was also konnte wohl die Ursache seyn? Es würde seinen Anklägern selbst nicht wenig Mühe kosten, solche zu finden. So sollen sie denn die Reinheit seiner Lehre und ihre Gleichförmigkeit mit den unwandelbaren Regeln des Evangeliums übereinstimmend bekennen. Doch die Darstellung seiner Sittenlehre wird davon besser als Alles überzeugen, was man zu seinem Lobe sagen könnte.

Wirklich auch müßte man sagen, es fehlte etwas an dem Leben dieses heiligen Bischofs, wenn wir, nach der Erzählung seiner Thaten, nicht auch seine Lehre und seine Gesinnungen über die vorzüglichsten Pflichten der Christen anführten. Wir glauben uns hierzu um so mehr verpflichtet, da man ihn, der eine so große Anzahl vortrefflicher Werke verfaßte, worin er, ohne die Absicht dabei zu haben, so zu sagen sich selbst schilderte, nur unvollkommen kennen würde, wenn man, nachdem man erfuhr, was er gethan, nicht auch noch wüßte, was er dachte, was er sagte, und was er zum Nutzen aller Gläubigen der Kirche Jesu Christi schrieb. — Dies ist hinsichtlich des heiligen Franz von Sales um so wichtiger, als er nie anders redete noch schrieb, als aus dem Ueberflusse des Herzens; und An-

dere nichts lehrte, das er nicht selbst zuerst ausübte. Dies ist der Quell jener wunderbaren Sanftmuth, die immer in seinem Wandel und in seinen Schriften herrschte. Er wußte, wie weit leichter es ist, gut zu reden, als gut zu wirken; und wußte auch, daß, weil die Richtschnur unsrer Sitten unwandelbar ist, Alles, was die, mit der Wahrheit immer im Einklang stehende Liebe thun kann, darin besteht, diese Sittenregel auf eine sanfte und anziehende Weise vorzustellen, die ihr die Herzen gewänne; und, weit entfernt sie abzustoßen, sie allmälig an die Tugend gewöhnte. Weiter ging seine Sanftmuth nicht. Er war ein genauer Beobachter der Vorschriften des Evangeliums; er lehrte solche in ihrer ganzen Reinheit, und ward, wie der Apostel, Allen Alles, um gleich ihm Christo, Alle zu gewinnen. Gab er auch, gleich ihm, Milch den Schwachen, so nährte er doch auch, gleich ihm, die Vollkommenen mit festern Speisen, und bewahrte eben so, gleich ihm, den ganzen Schatz des Glaubens in seiner Unversehrtheit.

Den Gesinnungen des heiligen Franz von Sales werden wir einige seiner Handlungen beigeben, die in seiner Geschichte nicht Raum finden konnten; oder die man geflissentlich aufbewahrt hat, damit die Mischung der Lehren und Beispiele um so tiefern Eindruck auf die Gemüther wirke, und die Annehmlichkeit der historischen Thatsachen dazu diene, Wahrheiten aufzunehmen und zu behalten, welche, wohl erfaßt, nicht anders als Jedermann nützlich seyn können.

4.

Von der heiligen Liebe des heiligen Franz von Sales.

Von der Verpflichtung aller Menschen, Gott zu lieben; und in wie hohem Grade der heilige Franz von Sales diese Tugend besaß.

Da die heilige Liebe die vortrefflichste aller Tugenden ist, kann man sie auch füglich die Mutter derselben nennen. Ohne sie ist der Glaube ohne Leben, die Hoffnung ohne Grund; alle andern Tugenden aber sind nur eitle Schattenbilder, die uns wohl einigen Ruhm in diesem Leben erwerben mögen, doch nichts Ständiges für die Ewigkeit hervorbringen können. Die heilige Liebe ist's, welche Heilige bildet, sie ist gleichsam die Mutter, die sie bildete und an ihrer Brust nährte. Sie gab der Kirche alle jene großen Männer, welche sie aufrecht erhielten; und alle jene großen Beispiele, die sie noch heut zu Tage ihren Kindern als das Vorbild ihres Lebens und als die Richtschnur ihrer Handlungen aufstellt.

Bildete aber diese Liebe alle Heiligen, so kann man ins besondere von ihr sagen, daß sie die Lieblingstugend des heiligen Franz von Sales war. Woher auch wäre ihm sonst jene vollkommne Uneigennützigkeit, jene heilige und demüthige Erhebung des Herzens gekommen, wie der heilige Bernardus spricht, welche dahin wirkte, daß er auch das Glänzendste, in der Welt und in den kirchlichen Würden, tief unter sich, und zugleich den hei-

ligen Dienst und das geistliche Ansehen, dessen er sich immer als unwürdig betrachtete, so hoch über sich erhaben hielt? — Wer konnte jenen großen Muth ihm einflößen, der ihn antrieb, so viele Arbeiten auf sich zu nehmen; und jene Festigkeit, die ihn bewog, sein Leben so oft Preis zu geben, Jesu Christo jene große Anzahl Seelen zurück zu gewinnen, welche Ketzerei und Spaltung ihm entrissen hatten? Welches war die Quelle dieser apostolischen Fruchtbarkeit, durch die er eine so ungeheure Anzahl Christen beider Geschlechter durch die Stärke seiner Ermahungen, seiner Gebete und seiner Beispiele bekehrte? Welches war der Quell aller dieser Wunder, außer der heilige Geist selbst, dieser Geist der Liebe? Und wie endlich hätte er je auf so rührende und so eindringliche Weise über die Liebe Gottes schreiben können, wenn er nicht wäre von dieser Liebe durchdrungen gewesen?

Um sich davon zu überzeugen, darf man nur seine wunderbare Abhandlung von der Liebe Gottes lesen, welche der Papst Alexander VII. ein ganz goldenes Buch nannte. In diesem Werke spricht er unter andern: „Gleichwie der Mensch die Vollkommenheit der Welt, der Geist die Vollkommenheit des Menschen, die Liebe aber die Vollkommenheit des Geistes ist, also ist die heilige Liebe die Vollkommenheit der Liebe, und folglich das Ziel, die Vollkommenheit und Vortrefflichkeit der Welt.“ — Hierdurch sprach er gleichsam, diese Vortrefflichkeit bestehe darin, daß es Geschöpfe gibt, die im Stande sind, Gott zu erkennen und zu lieben; Alles auf seine Ehre zu beziehen, und durch

die Liebe sich mit Ihm in Zeit und Ewigkeit zu vereinigen.

Hiernach kömmt er auf das große und unerläßliche Gebot der Gottesliebe und spricht, „dasselbe sei gleich einer Sonne, die allen heiligen Gesetzen, allen göttlichen Geboten, allen heiligen Schriften Glanz und Würde ertheilt." — Er fügt noch bei: „Alles sei um dieser himmlischen Liebe willen erschaffen, und Alles beziehe sich auf sie. Das Gebot der Gottesliebe sei gleich einem Baume, dessen Blüthen die Tröstungen, Ermahnungen, Einflößungen und überhaupt alle andern Gebote sind, dessen Frucht aber das ewige Leben ist; und Alles, was nicht nach der ewigen Liebe ziele, könne nur nach dem ewigen Tode zielen." Dies drängt ihn, auf so eindringliche und ergreifende Weise auszurufen: „Ach, Herr! genügte es denn nicht, daß es Dir wohlgefällig war, uns zu erlauben, daß wir Dich liebten; ohne daß es Dir auch wohlgefällig gewesen wäre, uns dazu zu ermahnen und durch deine Gebote dazu zu verpflichten? — Doch, o göttliche Güte! damit weder deine Größe noch unsre Niedrigkeit uns abhielte, Dich zu lieben, wolltest Du es uns befehlen!"

So tief ist der heilige Prälat von der Glückseligkeit durchdrungen, Gott zu lieben; und von der Güte, die Gott dadurch uns erzeigt, daß Er es nicht nur duldet, daß wir Ihn lieben, sondern es uns auch noch unter den strengsten Strafen befiehlt, mit welchen seine Gerechtigkeit uns bestrafen kann, daß er fortfährt, mit einer Zärtlichkeit, welche nur

die feurigste Liebe einzuflößen vermag," auszurufen: „O wahrer Gott, wenn wir es begreifen könnten... Welchen Dank würden wir diesem allerhöchsten Gute sagen, das uns nicht nur erlaubt, sondern auch befiehlt, Es zu lieben! Ach, Herr! mein Gott! ich weiß nicht, ob ich mehr deine unendliche Schöne lieben soll, als eine so göttliche Güte, die mir sie zu lieben befiehlt; oder deine göttliche Güte, die mir befiehlt, eine so unendliche Schöne zu lieben! O Schöne, wie liebreich bist Du, die Du durch eine so unermeßliche Liebe mir verliehen wirst! O Güte, wie liebreich bist Du, daß du eine so unendliche Schöne mir mittheilest!"

Peter Camus, dieser fromme und gelehrte Bischof ist ein unverwerflicher Zeuge der vortrefflichen Art und Weise, auf welche der heilige Prälat die Liebe Gottes übte und empfahl. Er versichert, der Heilige habe, nach der Lehre des Apostels, ohne Unterlaß empfohlen, man sollte die Liebe haben. Er wollte nicht, daß man mit der bloßen Fertigkeit darin sich begnügte; er fügte mit dem heiligen Apostel Paulus bei: „Alle eure Werke sollen in der Liebe gethan werden;" das heißt: in, und durch den Beweggrund der Liebe.

Er fährt fort: ohne Unterlaß und ohne zu ermüden schärfte er ein, was der große Apostel spricht: „Was immer ohne die Liebe geschieht, ist unnütz; ohne sie, frommen weder der Glaube, noch die Wissenschaft, noch die Almosen, noch die Marter; nicht einmal die Marter durch das Feuer." Und er sagte

nur, fährt er weiter fort, man könne diesen Grundsatz nicht oft genug wiederholen, solche dem Geiste des Volkes einzuprägen. Denn, sprach der heilige Prälat zu diesen nämlichen Bischof, wozu nützt es am Ende, daß man laufe, wenn man nicht zum Ziele kommt? „O wie viele guten Werke sind für Gottes Ehre und für das Heil verloren, weil sie nicht durch den Beweggrund der Liebe beseelt oder von demselben begleitet sind! Hieran denkt man am wenigsten; als ob die Absicht nicht die Seele des guten Werkes wäre; oder als ob Gott verheißen hätte, Werke zu belohnen, die nicht für ihn gethan werden!"

Noch deutlicher findet man seine Gesinnungen in seiner Abhandlung von der Liebe Gottes ausgedrückt. „Das Heil," spricht er dort, wird dem Glauben gezeigt; es wird der Hoffnung bereitet; aber es wird nur der Liebe gegeben. Der Glaube zeigt den Weg zum Lande der Verheißung gleich einer Wolken- oder Feuersäule, nämlich auf helldunkle Weise; die Hoffnung nährt uns mit dem Manna ihrer Lieblichkeit; aber die Liebe führt uns ein, gleich der Arche des Bundes, die uns den Durchzug durch den Jordan, nämlich zum Gerichte bahnt, und die mitten unter dem Volke in dem himmlischen Lande bleibt, das den wahren Israeliten verheißen ward, und in welchem weder die Säule des Glaubens mehr als Wegweiser dient, noch auch die Hoffnung uns ferner mit ihrem Manna ernährt."

Alle seine Werke sind voll dieser Grundgedanken; er sagte und predigte nichts Anderes; und sein

Mund sprach nur aus der Fülle seines Herzens. Denn es gab vielleicht keinen Menschen, auf welchen der geistige Anblick der Güte und der unendlichen Vollkommenheiten Gottes lebendiger eingewirkt hätte. Man erinnere sich nur an den jammervollen Zustand, in welchen jene schreckliche Versuchung ihn versetzte, von welcher im ersten Buche die Rede war; der bloße Gedanke, er sei bestimmt, Gott niemals zu sehen und Ihn ewig zu hassen, zerstörte seine Gesundheit in wenigen Tagen, und hätte ihm beinahe das Leben gekostet; so wie er auch augenblicklich neu und gesund auflebte, als die Versuchung zerstreut ward, und die Hoffnung den Sieg über die Verzweiflung errang, von welcher er versucht wurde.

Wirkte aber der Anblick Gottes, an und für sich betrachtet, so tief auf sein Herz, so war er darum nicht minder von seinen Wohlthaten gerührt; und besonders war die Erlösung durch Jesu, den Gekreuzigten, der für uns litt und starb, nach Gott, der große Gegenstand seiner Liebe, und, gar sehr von einigen neuern Mystikern verschieden, waren seine heiligen Geheimnisse, sein Leiden und sein Tod der erhabenste und zarteste Gegenstand seiner höchsten innerlichen Betrachtung.

5.

Von der feurigen Liebe des heiligen Franz von Sales zu Jesu Christo.

Ob auch alle Heiligen Jesum Christum liebten, ja, ob man sogar sagen muß, daß sie nur in so fern

heilig waren, als sie diesem unerschöpflichen Quell aller Heiligkeit anhingen, so kann man dennoch sagen, daß die Liebe Jesu Christi der besondere Charakter der apostolischen Männer war, wie die Bischöfe und überhaupt alle Seelenhirten es seyn sollen. Daher auch bemerkt der heilige Augustinus, daß der Herr Jesus, welcher beschlossen hatte, dem heiligen Petrus die Hut über seine Herde zu übergeben, ihn nicht um seinen Glauben, um seine Festigkeit, um seine Wachsamkeit, um seinen Eifer, noch um alle übrigen Eigenschaften befragte, die doch so höchst nothwendig zu dem Amte waren, das er ihm übergeben wollte. Er befragte ihn bloß über seine Liebe zu Ihm; und zog ihn auch den übrigen Aposteln erst dann vor, nachdem Er ihn bis zum dritten Male befragt hatte, ob seine Liebe zu Ihm größer sei, denn die der übrigen Apostel. Wahr ist es freilich, die schrecklichen Widersprüche, welche die Apostel in der Begründung der Kirche finden sollten, erforderten eine sehr feurige Liebe, dieselben zu überwinden; doch nicht minder wahr ist es auch, daß die Hindernisse, wiewohl solche jetzt nicht mehr so groß sind, dennoch immer noch zahlreich genug sind, und sich nur durch eine lebendige, zarte, reine und uneigennützige Liebe zu Jesu Christo überwinden lassen.

Ueber diese, allen Seelenhirten so nothwendige Liebe drückt der heilige Franz von Sales sich auf eine Weise aus, die nur von der feurigen Liebe ihm konnte eingeflößt werden, von welcher sein Herz entzündet war. Dies zeigt sich besonders an jener

Stelle, wo er folgende Worte des Apostels erklärt: „Die Liebe Jesu Christi drängt uns; sintemal wir bedenken, daß, wenn Einer für Alle gestorben ist, alle gestorben sind. Nun ist aber Christus für Alle gestorben, auf daß Diejenigen, die da leben, nicht mehr sich selbst, sondern für Denjenigen leben, der für sie gestorben und auferstanden ist."

Hierüber nun spricht der heilige Prälat folgender Weise: „Der Apostel, der von sich selbst spricht, sagt (und dies soll auch jeder aus uns sagen): Die Liebe Jesu Christi drängt uns. Ja, wahrlich, nichts drängt das Herz des Menschen so sehr, als die Liebe. Wenn ein Mensch, von wem immer es sei, geliebt wird, so fühlt er sich gedrängt, gegenseitig zu lieben. Ist es ein gemeiner Mensch, der von einem großen Herrn geliebt wird, so fühlt er sich weit mehr gedrängt; liebt ihn aber ein großer Monarch: wie sehr fühlt er sich erst da gedrängt? Da wir also wissen, daß Jesus Christus, wahrer, ewiger und allmächtiger Gott, uns so sehr geliebt hat, daß er sogar den Tod für uns erleiden wollte, und zwar den Tod des Kreuzes: sind da unsre Herzen nicht unter der Presse, und fühlen sie sich nicht gedrängt, alle Liebe durch eine heftige Gewalt und einen Zwang auszudrücken, der um so stärker, als liebevoller ist?" — Diese Ausdrücke, Presse, ausdrücken, heftige Gewalt und Zwang, bezeichnen deutlich, wie gewaltig der Eindruck war, den die unerfaßliche Liebe auf sein Herz wirkte, die der Erlöser uns bezeigte,

als er für uns einen so schmerzlichen und so schimpflichen Tod am Kreuze erlitt?

Der heilige Prälat fährt dann weiter fort, die Worte des Apostels zu erwägen: „Sintemal wir bedenken, daß, wenn Einer für Alle gestorben ist, Alle gestorben sind, ꝛc. Nun ist aber Christus für Alle gestorben; u. d. Ü.; und spricht dann: „Wahr ist es, wenn Jesus Christus für Alle gestorben ist, so sind dann Alle in der Person dieses einzigen Erlösers gestorben, der für sie gestorben ist; und sein Tod muß ihnen zugerechnet werden, da Er denselben um ihretwillen und aus Rücksicht für sie erlitten hat."

„Was aber erfolgt hieraus? Dies erfolgt hieraus, meine Christen, was Jesus von uns verlangte, als Er für uns starb. Was aber verlangte Er von uns? was anders, als daß wir Ihm ähnlich würden; damit, wie der Apostel spricht, Diejenigen, welche leben, künftighin nicht mehr sich selbst, sondern Demjenigen leben, der für sie gestorben und auferstanden ist. Wie gewaltig, mein Gott, fährt der heilige Prälat weiter fort, ist diese Schlußfolge in Hinsicht auf die Liebe! Jesus Christus ist für uns gestorben; Er hat das Leben uns durch seinen Tod gegeben; wir leben nur darum, weil Er für uns gestorben ist; Er ist uns gestorben, ist für uns und in uns gestorben; so gehört denn unser Leben nicht mehr uns, sondern Demjenigen an, der dasselbe uns durch seinen Tod erworben hat; wir sollen also nicht mehr uns, sondern Ihm, nicht mehr in uns, sondern für Ihn leben.

In der Folge dringt er noch stärker auf diesen Beweggrund der Liebe und spricht; „Betrachten wir diesen göttlichen Heiland, der auf dem Kreuze wie auf einem Scheiterhaufen voll der Ehre liegt, wo Er aus Liebe zu uns stirbt; aber aus einer Liebe, die schmerzlicher ist, denn der Tod selbst; oder aber an einem Tode, der lieblicher ist als die Liebe selbst. Wie also, warum werfen wir uns nicht auf Ihn, um an dem Kreuze mit Demjenigen zu sterben, der uns zu Liebe daran sterben wollte! Halten werde ich Ihn, sollten wir sagen, und niemals werde ich Ihn entlassen; sterben werde ich mit Ihm, und in den Flammen seiner Liebe mich verzehren; Ein und dasselbe Feuer soll diesen göttlichen Schöpfer und sein elendes Geschöpf verbrennen. Mein Jesus ist mein; und ich bin ganz sein; leben und sterben werde ich in seinem Herzen; weder das Leben noch der Tod wird mich jemals von Ihm trennen."

Man müßte die ganze Abhandlung von der Liebe Gottes, oder noch richtiger zu sprechen, einen großen Theil der Werke des heiligen Franz von Sales ausschreiben, wenn man Alles anführen wollte, was er innigst Rührendes und Ergreifendes über die Liebe Gottes und Jesu Christi sagte. Wir beschränken uns also darauf, zu erinnern, daß er weit entfernt war, mit einigen neuern Mystikern zu glauben, man müsse den Anblick Jesu Christi, seiner Leiden und heiligen Geheimnisse von der höchsten beschaulichen Betrachtung ausschließen. Denn abgesehen davon, daß das Capitel, welches wir hier anführten, und das

beinahe nichts besonders Denkwürdiges, außer den Worten enthält, die wir so eben gelesen haben, ganz ausdrücklich von dem Leben der Entzückung oder dem übermenschlichen Leben handelt, beschließt er dasselbe auch mit diesen eigenen Worten: „Auf solche Weise also geschieht die heilige Entzückung der wahren Liebe; „das heißt, man wird durch das lebendige und innige Betrachten der Leiden des göttlichen Heilandes und durch zarte Vereinigung mit ihm in die heilige Entzückung eingeführt.

Sind die Entzückung und die Entwerdung nicht die gewaltigste Wirkung der beschaulichen Betrachtung? Da also der innerliche Anblick der Leiden Jesu Christi solche, nach dem heiligen Franz von Sales, hervorzubringen vermag, wer kann je zweifeln, daß er geglaubt habe, Jesus der Gekreuzigte könnte und sollte der Gegenstand der höchsten beschaulichen Betrachtung seyn? Sonach also wird es immer wahr bleiben, daß, ungeachtet der übel gegründeten Einbildungen einiger neuerer Mystiker, Jesus Christus der einzige Weg ist, durch den man zu Gott geht, die Wahrheit ist, die man betrachten kann und soll; und das göttliche Leben ist, worin die Erfüllung aller unsrer Begierden bestehen soll.

6.

Von der Liebe des heiligen Franz von Sales gegen die Kirche.

Es ist nicht möglich, Jesum Christum so inbrünstig zu lieben, als der heilige Franz von Sales Ihn

liebte, ohne die Kirche, seine Braut zu lieben, die er um den unschätzbaren Preis seines Blutes erkauft hat; ohne für sie eine Anhänglichkeit voll der Ehrfurcht und der Zartheit zu haben, und ohne sich gedrängt zu fühlen, die Vortheile dieser allgemeinen Mutter aller Gläubigen Allem vorzuziehen, was man Theuerstes auf Erden haben könnte.

Der heilige Prälat hielt es für eine große Glückseligkeit, daß er in ihrem Schooße, und zwar in einem Lande und zu einer Zeit geboren ward, wo die Kinder dieser heiligen Kirche sich bemühten, dieselbe gleichsam wetteifernd zu verlassen; und die triumphirende Ketzerei, nachdem sie so viele Staaten und so viele Königreiche überschwemmt hatte, die katholischen Länder mit einer allgemeinen Sündfluth bedrohte. Doch wie groß immerhin diese Glückseligkeit war, ist dennoch größer noch die Glückseligkeit, die diesem heiligen Bischof ward, nicht nur als ein Kind der Kirche geboren zu werden, sondern auch von Gott dazu erwählt worden zu seyn, gleichsam ein Vater und eine Stütze derselben zu werden.

Man konnte aus der Geschichte seines Lebens ersehen, daß er kaum das Alter der Vernunft erreicht hatte, als er sich auch schon zu dem Dienste derselben bestimmte; und dies äußerlich und öffentlich dadurch bezeigen wollte, daß er die Tonsur sich geben ließ. In dieser Absicht studirte er auch und bewahrte mit höchster Sorgfalt die Reinigkeit, die allen Dienern der Kirche so nothwendig ist. Je mehr er an Jahren zunahm, um so fester ward dieser Beschluß bei ihm;

und weder vortheilhafte Heirathen, die ihm angetragen und sogar abgeschlossen wurden, noch bedeutende Würden, noch die dringenden Bitten und Thränen geliebter Aeltern, welchen er ungemein theuer war, vermochten es, ihn davon abzubringen.

Auch führte er diesen Vorsatz trotz aller Hindernisse aus, die man ihm entgegensetzen konnte. Dies aber geschah nicht etwa, in dem geistlichen Stande ein bequemes Leben zu führen, was um so leichter ist, als man darin fern von der Verwirrung und den Sorgen der Welt lebt, und die Ruhe nur durch übel geregelte Leidenschaften kann gestört werden, die jedoch er dem Gesetze des Geistes unterworfen hatte, und deren Trieben er niemals folgte. Die Würden und Einkünfte der Kirche, die oft der einzige Beweggrund sind, welche so viele Andere zu ihrem Dienste anziehen, wirkte nie auf ihn. Voll heiliger Ehrfurcht für ihre Functionen, und großmüthiger Verachtung für Alles, was die Frömmigkeit der Gläubigen, der Welt nach, Glänzendes damit verknüpfte, suchte er solche niemals; ja er wies sie sogar mit einer Standhaftigkeit ab, die Niemand zu besiegen vermochte; und zufrieden mit der Ehre, der Kirche zu dienen, setzte er sich nie anders als die Arbeit zum Ziele vor, und war so weit entfernt, der Belohnung zu gedenken, als er derselben würdig war; und solche sogar auf Unkosten seines Lebens verdient hatte, das er so oft um der Vortheile dieser heiligen Braut Jesu Christi willen aussetzte.

Die Mission im Chablais allein wird in allen Jahrhunderten ein unsterblicher Beweis seines Eifers seyn; er unternahm dieselbe auf eigene Unkosten, und beharrte darin mehrere Jahre hindurch beinahe allein; dem Anschein nach zwar durch das Ansehen seines Landesherrn unterstützt; in der That aber während langer Zeit den Aufwiegelungen, den allgemeinen Gehässigkeiten, Verschwörungen und Allem Preis gegeben, was die Gewaltthätigkeit der Häresie gegen einen einzigen Mann einzugeben vermag, der nur von seinem Eifer und Vertrauen auf Gott gestützt war.

Da der gute Erfolg der Arbeiten in der Hand des Allmächtigen steht, und nicht von uns abhängt, genügte es ihm, große Dinge zu unternehmen, um seine feurige Liebe zur Kirche und zu Jesu Christo zu beweisen, der dieselbe stiftete, und nicht nachläßt, sie unsichtbarer Weise zu leiten. Die ungeheure Anzahl Häretiker indessen, die er bekehrte, und Katholiken aller Stände, die er zu einem bessern Leben zurückführte; so viele Anstalten, die so heilig entworfen, und mit so großer Weisheit ausgeführt wurden; so viele Schriften endlich voll der Frömmigkeit, und so sehr geeignet, die Tugend einzuflößen, und sowohl geistlichen Führern, als den Seelen, die sie führen, zu helfen, werden ewige Beweise bleiben, daß er die Kirche standhaft liebte und nur für sie lebte.

Liebte aber der heilige Franz von Sales die katholische Kirche überhaupt, so hatte er darum nicht

geringeren Eifer für die Genfer Kirche ins besondere. Hätte man ihm Gehör gegeben, so wäre er darin an der letzten Stelle geblieben. Wir sahen, daß der bloße Antrag des Bisthums Genf ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Seine tiefe Demuth ließ ihn nur die Gefahren in einer Würde sehen, wornach die Ehrfurcht so vieler Andern strebt, die weder sein Verdienst noch seine Tugend haben.

Da jedoch die Vorsehung ihn wider seinen Willen zum Episcopat erhoben hatte, zeigte er, wie Eines der größten Merkmale, daß man desselben würdig sei, in der Flucht vor dieser Würde bestehe. Es thut allerdings etwas, wer solche nicht sucht; mehr jedoch thut, wer dieselbe abweist, wenn sie ihm angeboten wird. Die Heiligen gingen noch weiter; man mußte sie dazu zwingen; und der heilige Prälat folgte ihrem Beispiele; er ergab sich erst, als die Sache aufs Aeußerste gekommen war; und ungeachtet dessen warf er es sich sein ganzes Leben vor, er habe zu leicht nachgegeben; ja hätte er länger gelebt, so hätte er sein Bisthum verlassen, um einem Andern diese Stelle abzutreten, den er derselben für würdiger hielt; ob auch alle Welt überzeugt war, es sei nicht möglich, in der Wissenschaft, in der Gottes- und Nächstenliebe und in der hirtlichen Wachsamkeit weiter zu gehen. Wirklich reichte der Ruf seines Nachfolgers, ob auch derselbe ein wahrhaft großer Bischof war, dennoch bei weitem nicht an den seinigen; und noch heut zu Tage ist das höchste Lob, das man einem Bischof von Genf erthei-

len kann, der Ausspruch: er ist ein zweiter heiliger Franz von Sales.

Wir wollen hier nicht von Allem reden, was seine Liebe zur Kirche ihn zu unternehmen anregte: von dieser pünctlichen Residenz; von jenen so mühevollen Visitationen; von seiner beständigen strengen Aufmerksamkeit auf die geringsten Verrichtungen seines heiligen Amtes; von seiner Treue, zu den heiligen Weihen und zu geistlichen Pfründen nur solche zuzulassen, die dazu tauglich waren; von seiner Festigkeit, dringenden Bitten und Aufforderungen zu widerstehen und nichts zu bewilligen, außer Männern von Verdiensten und Tugenden; von seinem Mitleid gegen die Armen; von seinem Eifer für das Heil der Seelen, und von seiner Nächstenliebe gegen Alle. Man könnte nicht von allen diesen Dingen reden, ohne zu wiederholen, was bereits in der Geschichte seines Lebens gesagt ward.

Indessen können wir uns nicht erwehren, Einiges über die uneigennützige Weise zu bemerken, auf welche er immer der Kirche diente; da dies der überzeugendste Beweis der Liebe ist, die er gegen sie hegte. Denn, wie schon der heilige Augustin bemerkte, lieben nicht Alle die Kirche, die der Kirche anzuhangen scheinen. Einige suchen bei dem Dienste derselben nur ihren eigenen Nutzen, oder aber die Ehre und das Vergnügen, zu herschen; sie weiden die Herde Christi nicht, als ob sie Christo angehörte, sondern als ob sie ihr Eigenthum wäre; und diese, fügt dieser Vater bei, sind leicht zu überweisen, daß sie we-

der Christum noch die Kirche lieben; sondern daß sie nur sich selbst lieben."

Der Bischof von Belley erzählt, als er einsmals mit ihm sich besprochen, habe er sich nicht enthalten können, ihm zu entdecken, er werde von einem Gewissensscrupel geängstiget, wegen der geringen Sorgfalt für das Zeitliche seiner Bisthums; hinsichtlich welches er sich gänzlich auf die Treue seines Verwalters verlasse, ohne jemals die geringste Einsicht davon zu nehmen. Der heilige Prälat, der genau dasselbe that, ohne darüber ängstlich zu seyn, fragte ihn, worauf sein Gewissensscrupel sich gründe. „Darauf," antwortete ihm der Bischof, „daß dies ein Gut ist, welches nicht mir, sondern Gott angehört, der dasselbe mir anvertraute, und dem ich dafür werde Rechenschaft geben müssen." — Da sprach der heilige Prälat: „Ich versichere Sie, daß Sie sich an den Unrechten gewendet haben, über Ihren Scrupel sich zu berathen; denn ich mache es genau wie Sie. Wahr ist es freilich, ich habe einen sehr getreuen und sehr verständigen Verwalter gewählt; doch dies allein ausgenommen, mische ich mich in nichts, und war sogar niemals bedacht, ihm Rechenschaft abzufordern."

Der Bischof, der sehr erfreut war, einen so guten Bürgen für sein Betragen an dem Heiligen zu haben, fragte ihn, ob er Prozeß führen würde, im Falle man das Zeitliche seiner Kirche ihm streitig machte. „Dies würde ich allerdings thun," antwortete der Heilige, „wenn es auf den Grund und Bo-

den ankäme, den ich nur in Verwahrung habe, und wenn die Gerechtigkeit auf meiner Seite wäre; da ich aber mein Einkommen durch einen Sachwalter leite, würde ich auch durch einen Sachwalter Prozeß führen. Um aber auf Ihren Scrupel zurück zu kommen, wird der heilige Bernardus an meiner Statt Ihnen befriedigende Antwort geben."

Hierauf, fährt der Bischof von Belley fort, führte er mir die Meinung des heiligen Bernardus an, die dahin lautet: daß die guten Bischöfe ihr Zeitliches durch Schaffner verwalten, auf welche sie sich verlassen, ihr Geistliches aber durch sich selbst; da hingegen die Schlechten, die immer aufmerksam sind, ihre Einkünfte zu erhöhen und zu vermehren, hinsichtlich ihres Zeitlichen sich nur auf sich selbst verlassen, und ihr Geistliches ihren Generalvicaren, den Archidiaconen ihrer Kirchen und ihren Offizialen überlassen, ohne sich anders als nur so obenhin darum zu kümmern, ob sie den Pflichten ihres heiligen Amtes genug thun.

„Dieser Umsturz der Dinge, sprach der heilige Prälat weiter, ist nicht verzeihlich; denn wenn die Bischöfe Hirten des zweiten Ranges unter sich haben, die sie eines Theiles der Sorgen für ihre Herden, und zwar sogar auf Befehl der Kirche selbst, überheben, die solche zu einem Theile der hirtlichen Fürsorge beruft: wie weit mehr sollten sie hinsichtlich der Leitung ihres Zeitlichen auf getreue Verwalter sich verlassen, während sie selbst dem Studium, dem Predigtamte, dem Gebet, der Ausspendung der Sacra-

mente und andern bischöflichen Verrichtungen sich hingeben!" — Wer also spricht und denkt, und diesen Gesinnungen gemäß handelt, der liebt die Kirche; wer immer anders denkt und handelt, liebt nur sich selbst und sucht nur seinen Nutzen.

Was endlich seine feurige Liebe zu seiner Kirche unüberwindlich beweist, ist seine ständige Treue und unerschütterliche Festigkeit, solche nicht zu verlassen, welche dringenden Aufforderungen, Bitten und Anerbietungen man auch desfalls an ihn stellen mochte. Der Bischof von Belley, der über seine Weigerung spricht, die Coadjutorstelle des Erzbisthums von Paris anzunehmen, sagt: einer der stärksten Gründe, die ihn abhielten, dieselbe anzunehmen, sei gewesen, weil er nicht geglaubt habe, daß es ihm erlaubt wäre, eine arme Braut zu verlassen, um statt derselben eine reichere zu nehmen.

Der nämliche Bischof, welcher auch das Anerbieten erzählt, das Heinrich der Vierte ihm that, in Frankreich ihm ein reicheres Bisthum als das seinige zu geben, versichert, er habe dem König gedankt und ihm zugleich geantwortet: man müsse die Bisthümer nicht nach den Einkünften, sondern nach den größern Diensten schätzen, die man darin Gott und der Kirche erweisen könne; hierin aber stehe sein Bisthum keinem andern nach. Die Armuth seiner Kirche also, die Arbeiten und Beschwerlichkeiten, denen er in ihrem Dienste nicht ausweichen konnte, und die für manchen Andern ein genügsamer Grund gewesen wären, dieselbe zu verlassen, waren gerade,

was ihn daran knüpfte; ein unbezweifelbarer Beweis von der Größe und Reinheit seiner Liebe zu ihr; denn nichts beweist besser, daß man wahrhaft liebt, als wenn man ohne Eigennutz, oder sogar gegen seinen eigenen Nutzen liebt.

7.

Von dem Glauben und Vertrauen auf Gott; und wie hell diese beiden Tugenden in dem heiligen Franz von Sales vorleuchteten.

Der Glaube der Patriarchen, der Propheten und der Gerechten des alten Bundes, der in der heiligen Schrift so sehr gelobt wird, bestand nicht nur in jener eingegossenen Tugend, die uns von den Ungläubigen unterscheidet und dahin wirkt, daß wir ohne allen Zweifel Alles glauben, was es Gott gefällig war, uns zu offenbaren; — er bestand auch überdies in einem vollkommnen Vertrauen auf seine Verheißungen, das ihre Hoffnung in den größten Gefahren, und selbst dann befestigte, wenn Alles verloren schien. Also zweifelte Abraham, als er im Begriffe stand, seinen Sohn zu opfern, nicht daran, es werde aus demselben eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorgehen; und eben so glaubte auch Daniel, der hungerigen Löwen preisgegeben war, fest und getreu, Gott werde ihn vor einem Tode bewahren, der unvermeidlich schien.

In diesen beiden Tugenden war der heilige Franz von Sales gleich ausgezeichnet. Die heilige Francisca

von Chantal, die ihn so genau kannte, unterließ nicht, dies zu bemerken. Sie versichert, sie habe in ihm einen Glauben erkannt, der alle geoffenbarten Wahrheiten ihm durch einen einfachen Anblick zeigte; er habe in Gott alle Dinge wahrgenommen, und sei gleich einem zweiten Abraham ohne Unterlaß voll Ehrfurcht und Vertrauen in seiner Gegenwart gewandelt; habe Alles nur von Ihm erwartet, oder vielmehr nach nichts als nach Ihm selbst verlangt.

Er war so vollkommen überzeugt, daß seine Vorsehung über alle Dinge wacht, und daß sie dieselben auf, ob auch unwahrnehmbare, doch darum nicht minder sichere Weise zu ihrem Ziele führe, daß er die menschliche Klugheit für nichts im Vergleich mit dieser unendlichen Weisheit achtete, die niemals Diejenigen verläßt, die auf ihre Leitung vertrauen. Und diese heilige Frau versichert, nie habe er sicherer auf den guten Ausgang einer Sache gehofft, als wenn er keine andere als die Stütze der Vorsehung hatte.

Bei dieser Gelegenheit führt der Bischof von Belley eine Unterredung an, die er einst mit ihm hatte. Er klagte dem heiligen Prälaten über die Last des Episcopates, sagte ihm, er werde von derselben gleichsam erdrückt; und hätte er früher die Gefahren dessen erkannt, so würde er sich nie dazu entschlossen haben. Er fügte noch bei: das Tridentinische Concilium habe dasselbe eine Bürde genannt, die selbst für die Engel furchtbar wäre; und er empfinde jeden Tag, mit wie großem Rechte der heilige

Gregorius gesagt habe: **die Leitung der Seelen sei die Kunst der Künste.**

Der heilige Prälat, der im Grunde eben so gesinnt war, aber der ihn nicht vollends entmuthigen, und dadurch die Kirche eines Bischofs von so großem Verdienste berauben wollte, antwortete ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: er sehe nicht, daß bisher seine Geduld auf große Probe wäre gestellt worden; er habe so zu sagen, nur eines kleinen Gartens zu pflegen; und sogar dieser Garten sei von den Disteln und Dornen der Ketzerei gereinigt. Sie würden also, fuhr er fort, in weit andere Klagen ausbrechen, wenn Sie ein so mühsames und so ausgedehntes Bisthum wie das meinige hätten, das nicht nur voll der Häretiker ist, sondern wo auch die unglückselige und fruchtbare Quelle sich befindet, aus welcher der Irrthum ohne Unterlaß in die benachbarten Staaten sich ergießt, und wenn Sie, wie ich, unablässig in Furcht für das Innere schweben, unablässig auf der Hut vor Feinden von Außen stehen, unablässig beschäftigt seyn müßten, zu pflanzen und auszurotten. Dies ist, fügte er bei, was man eine Last nennen kann, die selbst für Engel furchtbar ist."

„Es ist allerdings wahr," erwiederte der Bischof von Belley, „es ist kein Vergleich zwischen meinem Bisthum und dem Ihrigen, weder in Hinsicht der Ausdehnung noch der Schwierigkeiten, die sich in der Verwaltung ergeben; und noch weniger findet ein Vergleich zwischen den Bischöfen Statt, die diese

Bisthümer regieren. Haben Sie aber übrigens große Arbeit, so steht ihnen auch große Hilfe zu Gebote; denn ich glaube nicht, daß es in ganz Frankreich ein Bisthum gebe, das besser geordnet als das Ihrige, und besser mit guten Geistlichen und vortrefflichen Hirten versehen wäre."

„Wahr ist es freilich," antwortete der heilige Prälat, „Gott, der die Güte selbst ist, bemißt seine Gnaden nach unsern Bedürfnissen; und wirkt dahin, daß wir unsern Trübsalen einigen Nutzen abgewinnen; denn hätte Er uns nicht diesen wenigen Samen der Frömmigkeit übrig gelassen, wären wir da nicht geworden gleich Sodoma und Gomorrha? Doch bei alle dem hören wir nicht auf, an den Ufern dieses großen Flußes zu seufzen, der von unserm Babylon ausgeht; und haben keinen andern Trost, als die glückselige Hoffnung, die der Vater der Lichter uns gibt, daß Er einst dieses Dunkel zerstreuen werde, und nach so großen Finsternissen seinen Aufgang von Oben wird leuchten lassen über diese armen Menschen, die seit so langer Zeit in dem Lande der Schatten des Todes sitzen."

„Was ich der Kirche und Ihnen selbst verdanke," antwortete der Bischof von Belley, „gestattet mir nicht, Ihren Schmerz nicht zu theilen. Doch Alles wohl erwogen: Was gehen Diejenigen Sie an, die draußen stehen, und freiwillig hinausgegangen sind? Die Schafe, die Ihnen erübrigen, haben so große Gelehrigkeit, daß sie, um mit den Worten

des heiligen Paulus zu sprechen, Ihre Krone und Ihre Freude im Herrn sind."

„Guter Knecht," erwiederte der heilige Prälat, „ich nehme Sie bei Ihren eigenen Worten: Sind Ihre Schafe minder gelehrig, denn die meinigen? Warum also machen Sie daraus nicht, wie Sie mir es rathen, Ihre Freude und Ihre Krone?" Und hierauf wendete er, da der Bischof von Belley Johann Peter hieß, jene Worte des Evangeliums auf ihn an: „Simon, Sohn Johannis, wenn du Mich liebest, so weide meine Schafe!" „Und glauben Sie mir," fügte er bei, „Sie können Ihre Liebe zu Gott nicht deutlicher bezeugen, als wenn Sie in dem Stande verbleiben, in welchen Er sie berufen hat, und sich befleißen zu thun, was Ihres Amtes ist."

„Wenigstens können Sie es nicht in Abrede stellen," fuhr der Bischof von Belley fort, „daß das Episcopat eine sehr schwere Last für Sie, wie für mich ist." — „Sie wäre ganz unerträglich," erwiederte hierauf der heilige Prälat, „wenn wir dieselbe trügen; allein sie ist ein Joch, von welchem der Herr die Güte hat, jenen Theil zu tragen, der Alles ist; da Er uns selbst sammt unsrer Last trägt."

Endlich aber, fuhr der Bischof fort, sind Sie nicht in Angst über die Rechenschaft, die Sie für so viele Seelen dem gerechten Richter werden geben müssen? — Dies bin ich allerdings, antwortete der heilige Prälat, aber dieser gerechte Richter ist reich an Erbarmungen für alle Diejenigen, die Ihn anrufen. Man muß auf Ihn vertrauen, und würdige

Gesinnuugen von seiner unendlichen Güte haben. Er erläßt tausend Talente bei der mindesten Bitte, durch die man Ihn darum anfleht. Man muß Ihm mit Furcht dienen; aber selbst wenn man zittert, soll man nicht unterlassen, sich zu erfreuen; wie der Apostel es verlangt. Die Demuth, die den Muth benimmt und das Vertrauen auf Gott zerstört, ist keine gute Demuth.

Der nämliche Bischof von Belley erzählt auch noch, er habe einmal, als sie eben über den nämlichen Gegenstand des Gottvertrauens sich besprachen, ihn gefragt, was man thun müsse, um zu einem wahren Mißtrauen gegen sich selbst zu gelangen. Hierauf nun habe der heilige Prälat ihm geantwortet: „Sie müssen vollkommen auf Gott vertrauen!“ — Der Bischof erwiederte, er wisse wohl, daß Entgegengesetztes durch Entgegengesetztes geheilt werde; aber er bitte ihn, er möchte ihm sagen, durch welches Mittel man das Mißtrauen zu sich selbst und das vollkommne Vertrauen auf Gott erlangen könne. „Diese beiden Dinge,“ antwortete der heilige Prälat, sind wie die beiden Schalen einer Wage; das Erheben der Einen, ist das Sinken der Andern; je mehr Mißtrauen wir zu uns selbst haben, um so mehr Vertrauen haben wir auf Gott; je weniger Vertrauen wir auf Gott haben, um so weniger Mißtrauen haben wir auch zu uns selbst; haben wir gar kein Vertrauen auf uns selbst, dann können wir uns versichern, daß wir unser ganzes Vertrauen auf Gott setzen. Daher kommt es, daß Jene, die so viel

auf menschliche Klugheit und Berechnung halten, sehr wenig auf die göttliche Vorsehung halten."

„Aber," erwiederte der Bischof, „kann ich denn durch die klare Erkenntniß, die ich von meinem Elende, und von dem Wenigen habe, das ich bin, mir selbst nicht gänzlich mißtrauen, ohne eben auf Gott zu vertrauen?" — „Nein," antwortete der heilige Prälat, „wenn anders Sie, wie der Apostel spricht, in der Liebe gegründet und fest gewurzelt sind. Hätten Sie diese Tugend nicht, welche die Wurzel und Grundfeste aller übrigen ist, so wäre das Mißtrauen, daß Sie zu sich selbst haben könnten, weder christlich noch übernatürlich. Das wahre Mißtrauen zu sich selbst, das im Christenthum eine Fundamentaltugend ist, ist ein starkes und muthiges Mißtrauen; wir sprechen durch dasselbe mit dem Apostel: „Nicht ich wirke, sondern Gottes Gnade, die in mir ist!" Ohne sie vermag ich nichts; nicht einmal einen guten Gedanken zu hegen; allein mit ihr kann ich Alles; denn was dem Menschen unmöglich ist, das ist Gott ein Leichtes, der Alles kann, was Er will; ohne daß Etwas im Stande sei, Ihm zu widerstehen. Jesus Christus ermahnte uns zu diesem Vertrauen auf Gott, als er sprach: „Habet Vertrauen auf Mich; denn Ich habe die Welt überwunden!" Und früher schon hatte David gesprochen: „Die auf den Herrn vertrauen, sind gleich dem Berge Sion, der unerschütterlich steht!"

Also drückte sich der heilige Prälat über sein Vertrauen auf Gott aus; doch auf noch ganz andere

Weise war dasselbe in seinem Wandel ausgedrückt. Nie sah man, daß er den Muth verlor oder an einer Sache verzweifelte, die er Gottes wegen unternommen hatte. Es entsprach zwar der Erfolg nicht immer seiner Erwartung; aber selbst in solchen Fällen war er, wie die heilige Chantal spricht, immer ruhig und gleichmüthig; weil er nur Gottes Ehre suchte, die sich immer in der Vollziehung seines Willens findet. Dies ausgenommen, war alles Uebrige ihm gleichgültig, und nicht im Stande, den Frieden seines Herzens zu stören; ein sicherer Beweis, daß er die Eigenliebe überwunden hatte, und nur in Gott lebte und wirkte. Sprechen also konnte er mit dem großen Apostel: „Ich lebe, nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!“

8.

Von dem Gebet; und wie sehr der heilige Franz von Sales dasselbe allen Christen empfahl.

Das Gebet ist aus allen Uebungen des Geistes Diejenige, die auf die natürlichste Weise dem Mißtrauen zu uns selbst und dem Vertrauen auf Gott folgt. Wer erkennt und empfindet je ein so allgemeines und so äußerstes Elend wie das Elend des Menschen, seine Blindheit, seine Schwächen, jenen Widerwillen, das Gute zu thun, jenen Hang zum Bösen, der ihn beinahe wider Willen fortreißt; kurz jene Menge Uebel, von welchen er gleichsam erdrückt wird: ohne sich gedrängt zu fühlen, durch das Ge-

det seine Zuflucht zu jenem allerhöchsten und wohlthätigen Wesen zu nehmen, ohne dessen Hilfe er nichts vermag; so wie er durch den allmächtigen Beistand seiner Gnade Alles vermag?

Allerdings könnte der unendliche Abstand zwischen Gott und uns, und sogar unsre Laster, die seine Gerechtigkeit so oft reizten, und jede andere Güte als die seinige erschöpft hätten, uns von dem Gedanken abbringen, uns an Ihn zu wenden, oder uns die Verzweiflung einflößen, daß unser Gebet nie Erhörung finden werde; doch Gott selbst war so höchst gütig, unser Vertrauen zu beseelen; und Er befiehlt uns in so drängenden Ausdrücken, in unsern Nöthen unsre Zuflucht zu Ihm zu nehmen, daß es auf gleiche Weise unmöglich ist, weder daß Er uns nicht helfen könne, noch daß Er uns nicht helfen wolle.

Zu dieser unerläßlichen Pflicht der christlichen Frömmigkeit ermahnte der heilige Franz von Sales Alle: die Vollkommnen wie die Unvollkommnen; die Personen, die in der Welt leben, wie Diejenigen, die sich daraus entfernten; die einen, um sie auf den Weg der Tugend zu führen; die andern, um sie in der Beharrlichkeit zu erhalten. In dieser Absicht spricht er: „Das Gebet erleuchtet unsern Verstand mit göttlichem Lichte; es setzt unsern Willen den heiligen Gluthen der himmlischen Liebe aus; nichts reinigt so sehr unsern Geist von seinen Irrsalen, und unsern Willen von seinen bösen Regungen. Es ist ein gesegnetes Gewässer, das den Pflanzen unsrer guten Begierden, um also mich auszudrücken, Grüne und Blü-

then verleiht; unsre Seelen von ihren Unvollkommenheiten wäscht, unsre Herzen tränkt, und jenen Durst stillt, den die ungeordneten Regungen erwecken.

Was er aber von dem Gebet überhaupt spricht, das spricht er ins besondere von dem innerlichen Gebet und von der Betrachtung; denn dies ist's, was er am meisten empfiehlt. Indessen legt er zu Gegenständen des innerlichen Gebetes keine trockenen, unfruchtbaren und abgezogenen Ideen vor, die zwar den Geist beschäftigen können, doch das Herz nicht rühren, noch auch ein geordnetes Leben und Umbildung der Sitten erwirken; er will, daß man die Lehre, das Leben und die Leiden Jesu betrachte, und zwar oft betrachte; und er versichert, „daß, wenn wir Ihn oft durch die Betrachtung schauen, unsre ganze Seele damit erfüllt werden; und daß man sich gewöhnen wird, seine Handlungen nach dem Muster der seinigen zu bilden.

Man ist, spricht er, um so mehr verpflichiet, in der Betrachtung mit Ihm sich zu beschäftigen, als Er das Licht der Welt ist; als wir in Ihm, durch Ihn und für Ihn müssen erleuchtet werden; als Er der Brunnen Jacobs ist, der unsre Sünden hinweg reinigt; und als wir endlich gleich Kindern, dadurch daß sie ihre Mütter oftmals sprechen hören, endlich reden lernen wie sie. Denn auf ähnliche Weise werden wir, wenn wir dem göttlichen Heilande durch die Betrachtung anhangen, und darin seine Worte, seine Handlungen und seine Neigungen erwägen, mit

dem Beistand seiner Gnade, reden, thun und wollen lernen wie Er.

Auf diese Ermahnung legt er so großes Gewicht, daß er ganz ausdrücklich spricht: „Hier soll man stehen bleiben; und glaube mir, fährt er fort, wir können nur durch diese Thür zu Gott dem Vater gehen. Denn gleichwie das Glas eines Spiegels unser Angesicht nicht festhalten könnte, wofern dasselbe nicht rückwärts mit einer Folie belegt wäre: also könnte auch in diesem Leben die Gottheit nicht wohl von uns betrachtet werden, wenn sie nicht mit der heiligsten Menschheit des Erlösers vereint wäre, dessen Leben und Tod der verhältnißmäßigste, der sinnreichste und der heilsamste Gegenstand sind, den wir zu unsrer gewöhnlichen Betrachtung erwählen können." — Damit aber Niemand auf den Gedanken käme, es gebe, so zu sagen, eine außerordentliche Betrachtung, von welcher man Jesum Christum ausschließen könne, fügt er folgende schöne und gewichtige Worte bei:

„Nicht umsonst heißt der Erlöser das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist; denn gleichwie man das Brot mit Speisen aller Art essen muß, also muß auch unser Erlöser in allen unsern Handlungen und in allen unsern Gebeten betrachtet, erwogen und gesucht werden."

Freilich könnte man sagen, da der heilige Franz von Sales die Anleitung zu einem frommen Leben für Weltleute und für Solche verfaßt habe, die den Weg der Tugend erst betreten, wie der Titel Anlei-

tung anzudeuten scheint, sei es nicht seine Absicht gewesen, von dem innerlichen Gebet der Vollkommnen zu sprechen; doch abgesehen davon, daß der Vergleich mit dem Brot, das mit Speisen aller Art soll gegessen werden, diesen Gedanken ausschließt, wiederholt er auch diese nämlichen Lehrsätze in den Unterredungen, die für die vollkommensten Seelen verfaßt wurden. Er fügte sogar bei, diese Belehrungen seien Regeln, welche die heiligen Väter uns hinterließen, und man müsse nach denselben wandeln. „Doch," spricht er, „man habe sich nicht mit dem begnügt, was sie uns hinterließen, sondern Viele hätten eine Menge anderer Erfindungen auf die Bahn gebracht, und diese sollte man in der Betrachtung nicht gebrauchen, weil dies nachtheilig seyn könnte."

In der That, so wie es nichts Heilsameres gibt als das innerliche Gebet, also gibt es auch nichts, das der Täuschung mehr ausgesetzt wäre, und wo man sich leichter verirren kann, wenn man nicht guten Wegweisern folgt. Man läuft nicht Gefahr, irre zu gehen, wenn man auf der offenen Landstraße schreitet; nur Um- und Abwege führen zu Abgründen. Von dieser Art sind jene geheimen Ueberlieferungen, welche die Kirche nicht kennt; jene besondern Methoden, über welche, wie man behauptet, die gewöhnlichen Seelenhirten keine guten Richter sind. Es verhält sich mit dem innerlichen Gebete ungefähr wie mit dem Glauben. Was das Aelteste ist, was von Allen zu aller Zeit und an allen Orten angenommen ward, dies ist das Beste; und diesem muß man fol-

gen. Die Sonderbarkeit war immer gefährlich; und es ist nicht möglich, daß sie nicht wenigstens sehr verdächtig sei.

Ob aber auch der heilige Prälat das innerliche Gebet dem Mündlichen vorzieht, empfiehlt er darum dennoch die Uebung beider; ja er zieht sogar das mündliche Gebet vor, wenn dasselbe vorgeschrieben ist; wie z. B. das Brevier oder das kirchliche Stundengebet. Außer dem Falle aber, wo man zu demselben verpflichtet ist, gibt er dem innerlichen Gebet allerdings den Vorzug. Er will, daß man demselben pünctlich abwarte, jeden Morgen eine Stunde darauf verwende; oder, war es Morgens nicht möglich, dasselbe Nachmittags nachhole. Läßt aber die Menge der Geschäfte es nicht zu, daß man dies Gebet vollbringe, so ertheilt er den Rath, diesen Mangel durch kurze und eifrige Gebete, und durch geheime Erhebungen des Herzens zu Gott zu ersetzen, die nichts verhindern kann; oder aber durch die Lesung eines rührenden Andachtsbuches. Kurz, die Pflicht zu beten, bedünkte ihm so unerläßlich, daß er sogar Weltleuten räth, sich jedes Mal irgend eine Buße aufzuerlegen, wenn sie diese Pflicht unterlassen hätten; damit nicht zuletzt der Ueberdruß am Gebet überhand nehme, und die Gewohnheit, das Gebet zu unterlassen, uns allmälig fortreiße.

Dies also ist's, wozu der heilige Prälat alle Christen ermahnt, welchen Standes sie immer seyn mögen. Er selbst ging in Beziehung auf sich viel weiter. Wenn die Pflichten seines heiligen Amtes es ihm

gestatteten, ergab er sich alle Tage dem Gebet durch mehrere Stunden; erlaubten sie es ihm nicht, so nahm er seine Zuflucht zu oftmaligen Erhebungen des Herzens; und er war hierin so pünctlich und so aufmerksam, daß die heilige Chantal versichert, sein Leben sei durch die Vereinigung seiner Seele mit Gott ein unaufhörliches innerliches Gebet gewesen.

9.

Von der Reinheit des Herzens. Wie groß diese Tugend bei dem heiligen Franz von Sales war; und wie weit er glaubte, daß dieselbe gehen müsse.

Ist nun das Gebet eine so unerläßliche Pflicht für alle Christen, so läßt es sich in Wahrheit sagen, die Reinheit des Herzens, die so nothwendig ist, wenn das Gebet wirksam seyn soll, sei eine nicht geringere Pflicht. „Wenn ich Ungerechtigkeit in meinem Herzen wahrnehme," sprach der heilige Psalmensänger, „so wird der Herr mich nicht anhören," so muß denn also das Herz rein seyn, um gut zu beten; und dies ist in der That die erste Stimmung, die der heilige Prälat verlangt, Gott durch das Gebet sich zu nahen, und, wie der göttliche Heiland es voraussetzt, Gottes im Himmel zu genießen. „Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." — Der heilige Prälat behauptet zwar nicht, daß man nicht beten könne, wenn das Herz nicht gänzlich rein ist; wenigstens aber verlangt er, daß man diese Reinheit wolle, und daran arbeite, die-

selbe zu erlangen. Ihm zufolge aber besteht sie in Folgendem.

Erstens will er, daß die Seele frei sei, nicht nur von jeder Todsünde, sondern auch von jeder Zuneigung zur Sünde; so wie die wahren Israeliten nicht nur von Aegypten ausgezogen, sondern auch von aller Zuneigung zu den Dingen sich lossagten, die sie daselbst zurückgelassen hatten. Dies nennt er den ersten Schritt, zur Reinigung der Seele, das heißt zur Reinheit des Herzens zu gelangen.

Der zweite Schritt besteht, nach dem heiligen Prälaten, darin, daß man keine Zuneigung zur läßlichen Sünde habe. Er bemerkt hierüber ganz richtig, daß man in diesem Leben nicht gänzlich frei von der läßlichen Sünde seyn könne; wenigstens nicht für lange Zeit; daß man jedoch keine Zuneigung zu derselben haben kann und soll; das heißt, wie er selbst es erklärt: „man soll nicht freiwillig den Willen nähren, in was immer für einer Sünde zu verharren." Als Grund dessen gibt er an, „daß die läßliche Sünde, wie gering immer dieselbe sei, Gott mißfällt; ob sie Ihm auch nicht dergestalt mißfalle, daß Er darum uns ewig verwerfen und verdammen wolle. Mißfällt Ihm aber die läßliche Sünde, so mißfällt Ihm auch die Zuneigung, die man zu dieser Sünde trägt; weil sie nichts anders als ein Vorsatz ist, seiner göttlichen Majestät mißfallen zu wollen." Ist es nun der Reinheit des Herzens entgegen, Gott durch irgend eine Handlung zu mißfallen, so strebt

es derselben noch mehr entgegen, wenn man Gefallen daran findet, Ihm zu mißfallen.

Er fügt noch bei: diese Zuneigungen zur läßlichen Sünde sind der Frömmigkeit gänzlich entgegen; so wie die Zuneigungen zur Todsünde der Liebe entgegen sind; sie schwächen die Kräfte des Geistes, verhindern den göttlichen Trost, öffnen den Versuchungen das Thor, und machen, ob sie auch die Seele nicht tödten, dieselbe doch außerordentlich krank." — Kurz, nichts mißfällt Gott, als was unsre Seele verunreinigt; und Alles, was sie verunreinigt, ist der Reinheit des Herzens entgegen.

Der heilige Prälat läßt es hierbei nicht bewenden; die Reinigkeit der Seele, das heißt, die Reinheit des Herzens, soll bis dahin gehen, daß man die Zuneigungen zu gefährlichen oder selbst zu unnützen Dinge von sich absondere; zu welcher Art Unterhaltungen, sogar unschuldige und erlaubte, gehören. Er sagt also, es sei nichts Böses, sich zuweilen unschuldig zu unterhalten; „böse aber ist es ohne Zweifel, sein Herz daran zu hängen." Unser Herz ward nicht erschaffen, mit eitlen und lächerlichen Zuneigungen sich zu beschäftigen; diese Art Anhänglichkeiten nehmen darin eine Stelle ein, welche gute Eindrücke einnehmen könnten; und sie verhindern, daß man sich mit lobwürdigen Handlungen beschäftige. Hierüber führt er das Beispiel der Nazaräer an, die nicht nur des Weines und alles dessen sich enthielten, was berauschen konnte, sondern sogar der Trauben und unreifen Träublinge; und er folgert

hieraus den Schluß, daß man nicht nur Alles sich untersagen soll, was die Reinheit des Herzens wirklich versehrt, sondern auch, was dieselbe versehren kann. „Das Herz des Menschen," fügt er bei, „das mit solchen unnützen, überflüßigen und gefährlichen Zuneigungen sich belädt, kann sonder Zweifel nicht mit Eile und Leichtigkeit nach seinem Gott laufen, was der wahre Punct der Frömmigkeit ist;" der darin besteht, daß unser Herz rein und unbeschäftigt mit allen Dingen der Welt sei, um sich nur mit Gott zu beschäftigen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß eine, von allen diesen Zuneigungen gereinigte Seele eine sehr große Reinheit erlangt habe; indessen fordert der heilige Prälat noch etwas mehr. Er will, daß die Reinheit des Herzens bis zur Absonderung der bösen, ob auch natürlichen Neigungen gehe. „Wir haben," spricht er, „gewisse Neigungen, die, weil sie ihren Ursprung nicht in unsern persönlichen und besondern Sünden haben, eigentlich keine Todsünden, noch auch läßliche Sünden sind; sondern Unvollkommenheiten, so wie ihre Acte Fehler und Mängel genannt werden." Diese also muß ablegen und bessern, wer ein reines Herz zu haben verlangt.

Damit aber Niemand auf den Gedanken komme, er spreche von jenen lasterhaften Neigungen, die nach dem Bösen zielen, führt er als Beispiel die heilige Paula an; die, wie der heilige Hieronymus von ihr berichtet, eine so große Neigung zur Schwermuth hatte, daß sie bei dem Tode ihres Gemahls und

ihrer Kinder, immer in Gefahr schwebte, vor Betrübniß zu sterben. „Dies war," spricht der heilige Prälat, „eine Unvollkommenheit, nicht aber eine Sünde; da es gegen ihre Absicht und gegen ihren Willen war." Weil aber solche oder ähnliche Neigungen wahre Fehler sind, welche die Reinheit des Herzens stören, will der heilige Prälat, daß man ohne Unterlaß arbeite, solche ernstlich zu bessern.

Ja er fordert auch noch etwas mehr; denn er behauptet, man müsse sogar die Begierden verbannen; und zwar nicht nur jene, die gefährlich wären, sondern sogar unschuldige und überflüssige; oder die nach Dingen zielen, die zu weit entfernt sind; die nicht in unsrer Macht stehen, oder die, — ob auch gut, — dem Stande nicht geziemen, in welchen Gott uns gesetzt hat. „Nein," spricht er ganz ausdrücklich, „ich möchte nicht, daß man wünschte, bessern Verstand noch ein besseres Urtheil zu haben, als man hat; da derlei Begierden vergeblich sind, oder die Stelle des Verlangens einnehmen, das Jeder haben soll, seinen Verstand und sein Urtheil so wie es ist, auszubilden; noch möchte ich auch, daß man Mittel wünschte, Gott zu dienen, die man nicht hat; sondern ich will, daß man die Mittel, die man hat, getreu anwende. Dies versteht sich jedoch, fügt er bei, von Begierden, bei welchen das Herz sich aufhält; denn was einfache Wünsche betrifft, schaden solche nicht, wofern anders sie nicht zu oft kommen."

Nachdem nun der heilige Prälat das Herz, um also mich auszudrücken, von allen diesen Dingen

ausgeleert hat, von welchen nun die Rede war, will er, daß man unverzüglich daran arbeite, dasselbe mit allen Tugenden zu füllen. Denn die Reinheit des Herzens besteht nicht in dieser Leere, welche die Gnade so wenig duldet als die Natur; sondern in der Fülle der Tugenden, die allen Ständen überhaupt zukommen, oder aber solcher, die für jeden einzelnen Stand ins besondere geeignet sind. Darum auch kommt er, nachdem er von dem Gebet und von einigen andern Uebungen gesprochen, die am meisten dahin wirken können, die Reinheit des Herzens von Gott zu erlangen, unmittelbar auf die Tugenden; und gibt die vortrefflichsten Mittel an, dieselben zu erwerben. Doch spricht er darüber nicht wie die Philosophen, die über diesen Gegenstand meist lehrten, was sie nicht übten; sondern auf jene zarte, herzliche und practische Weise, die man nur in der Schule Jesu Christi erlernt. Die Gründlichkeit und Richtigkeit seines Geistes erscheint aus Allem, was er spricht; weit mehr jedoch erscheint darin die Güte seines Herzens; denn nach dem Beispiele des Erlösers lehrte er Andere nur, was er selbst zuerst übte.

Es versichert auch die heilige Francisca von Chantal, er sei zu einer so großen Reinheit des Herzens gelangt, daß er nichts mehr liebte, noch wollte, noch sah, als Gott in allen Dingen; und daß er unablässig sich damit beschäftigte, sogar die geringsten Regungen der Eigenliebe zu tilgen.

Seelen, die auf solche Weise gereiniget sind, die hier beschrieben ward, oder die wenigstens beflissen

sind, die so eben beschriebene Reinheit zu erlangen, gestattet der heilige Prälat den oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sacramenten; wie er selbst dies ausdrücklich an jener Stelle sagt, wo er von der oftmaligen Communion spricht. Diesem zufolge werden vielleicht Diejenigen, die seine Lehre der Schlaffheit beschuldigen, zugeben, daß sie entweder dieselbe nicht zur Genüge untersuchten, oder aber nicht wohl verstanden.

10.

Von der äußerlichen Demuth, oder von der Verachtung der Ehren. Verhaltungsregeln, die der heilige Prälat Personen ertheilt, die in Ansehen und Würden stehen.

Da, wo der heilige Prälat über die Demuth zu sprechen hat, sagt er, nachdem er dieselbe in die innerliche und äußerliche getheilt hat, nach dem heiligen Bernardus: „die Gnade Gottes in unsere Herzen zu empfangen, müßten wir dieselben von unsrer eigenen Ehre und, also zu sprechen, von uns selbst leeren; was nur durch die Demuth geschehen kann, die er hernach die Mutter und die Hüterin aller Tugenden nennt.“ Unter der äußerlichen Demuth versteht der heilige Prälat jene, die das Aeußerliche regelt; unter der innerlichen aber die Demuth des Herzens, welche die Gesinnungen bildet, die wir von uns selbst in Beziehung auf Gott und auf den Nächsten haben sollen.

Hierauf spricht er, es gebe Vorzüge, deren wir uns alle Tage rühmen, und womit es doch lächerlich

sei, sich zu brüsten. Diese Vorzüge sind entweder solche, die nicht in uns sind; oder solche, die zwar in uns sind, aber nicht uns angehören; oder endlich solche, die zwar in uns, und unser, jedoch solche Kleinigkeiten sind, daß sie es nicht verdienen, daß wir uns etwas darauf einbilden, und davon Anlaß nehmen, über andere uns zu erheben. Als Beispiele der Vorzüge, die nicht in uns sind, gibt er die Vorzüge der Geburt, die Gunst der Großen, die Achtung des Publikums an. Und wahr ist es allerdings, daß diese Güter nicht in uns, sondern in unsern Ahnen, oder in dem Geiste Anderer sind. Die Vorzüge, die zwar unser, aber nicht in uns sind, sind Pferde und Wagen, Dienerschaft, prächtige Gewande und Hauseinrichtung, und überhaupt alle äußerlichen Güter, die uns wirklich angehören, aber nichts in uns selbst legen. Denn wirklich, ob man auch alle diese Dinge hat, ist man darum weder klüger, noch weiser, noch tugendhafter; und besitzt deswegen nicht mehr von allen den Eigenschaften, die dahin wirken, uns besser und schätzbarer zu machen. — Die Güter, die unser, und in uns sind, sind z. B. die Schönheit, die so kurze Zeit dauert, und die man so leicht verliert; die Wissenschaft, die einen so geringen Umfang hat, und deren Gegenstand meist aus eitlen und unnützen Dingen besteht.

„Man rühmt sich, fährt der heilige Prälat fort, aller dieser Dinge, jedoch ohne Grund; da diese Vorzüge uns nicht nur nicht schätzbarer, sondern nicht selten auch noch lächerlich machen; und uns

eine thörichte Eitelkeit einflößen, die in den Augen der Menschen uns verächtlich, in den Augen Gottes aber verhaßt macht."

„Man erkennt," fügt er bei, „das wahre Verdienst wie den wahren Balsam. Man prüft den Balsam, wenn man solchen in das Wasser träufelt. Sinkt er unter und geht auf den Grund, dann wird er als fein und kostbar geachtet; das Gegentheil geschieht, wenn er oben schwimmt. Um also zu erkennen, ob ein Mensch wahrhaft weise, gelehrt, edel, großmüthig sei, muß man sehen, ob diese Vorzüge auf die Demuth und Bescheidenheit gegründet sind, dann nämlich sind sie echte Güter; schwimmen sie hingegen oben und drängen sie sich hervor, dann sind sie um so unechter, als sie mehr in die Augen fallen wollen.... Wirklich haben selbst die Tugenden und die schönsten Eigenschaften der Menschen, die in dem Stolz und in der Eitelkeit empfangen und gesäugt werden, nur einen bloßen Anschein, im Grunde aber sind sie ohne Saft und Festigkeit."

Hernach ertheilt er den Rath, weder zu empfindlich zu seyn, noch allzu sehr auf die Förmlichkeiten zu sehen, wo es dem Rang, dem Sitz und den Titeln gilt. „Denn," spricht er, „dadurch setzt man sich Erkundigungen und Nachforschungen aus, die den Ansprüchen, die man haben könnte, nicht immer entsprechen; und man wird verächtlich, wenn man zu viele Achtung gegen Dinge bezeugt, die es nicht verdienen."

Er fügte bei: wir fangen an tugendhaft zu werden, wenn wir der Tugend nachstreben und solche lieben; so wie wir, wenn wir Ehren nachstreben und solche leidenschaftlich lieben, anfangen, dadurch tadelhaft und verächtlich zu werden. „Edle Gemüther," spricht er, „verderben ihre Zeit nicht mit solchen Kleinigkeiten, wie Rang, Ehrenbezeigungen und Vorsitz; sie haben Anderes und zwar Besseres zu thun; es ist nur niedrigen und müßigen Gemüthern eigen, sich dabei aufzuhalten, Wer Perlen haben kann, belädt sich nicht mit Muscheln; eben so streben auch Jene, die da verlangen, tugendhaft zu werden, nicht gierig nach Ehren."

Indessen bekennt er dennoch, daß Jeder seinen Rang bewahren und behaupten kann, ohne die Demuth zu verletzen; „wofern anders dies," spricht er, „einfach und ohne Streitigkeit geschieht." Auch gibt er zu, daß Männer, deren Würde das Publikum angeht, weder den Rang noch die Ehrfurcht vernachlässigen dürfen, die ihnen gebühren; ja daß es sogar besondere Gelegenheiten gibt, wo dies von großen Folgen ist, und wo es gefährlich wäre, es zu thun. „Hierin," spricht er, „soll Jeder bewahren, was ihm gebührt." Gleichwie er aber nicht glaubt, daß man hartnäckig auf derlei Dingen bestehen, noch auch sein Herz daran hängen soll, also will er auch, daß man selbst dann, wo man am besten berechtiget ist, seinen Rang zu behaupten, dies mit vieler Klugheit, Bescheidenheit, Nächstenliebe und sogar Höflichkeit thue.

11.

Von der innerlichen Demuth oder der Demuth des Herzens. Gesinnungen des heiligen Prälaten über die wahre und falsche Demuth.

Die äußerliche Demuth, von welcher so eben die Rede war, ist also eine solche, die unsre Handlungen und unser äußerliches Betragen ordnet; die innerliche Demuth aber ist jene, welche unsre Gesinnungen, Neigungen und Begierden bildet. Da aber die Tugend, welcher Art sie auch seyn mag, gänzlich im Geiste und im Herzen liegt, gibt es, im eigentlichen Sinne zu sprechen, keine andere Demuth, als die innerliche; die in den Gesinnungen des Geistes und den Neigungen des Herzens besteht. Darum auch sagt der heilige Prälat, wo er von den Regeln des Betragens spricht, die hier angeführt wurden, es sei nicht sowohl die Demuth, die solche vorschreibe, als die Klugheit und Weisheit, die alle unsre Handlungen begleiten solle.

Hinsichtlich der innerlichen Demuth, die uns lehrt, uns selbst wohl erkennen und nur in so fern achten, als das Wenige es verdient, das wir sind, sagt er erstens, es sei keine Gesinnung der Demuth, die Gnaden, die Gott uns verliehen, nicht gedenken, noch dieselben zu Gemüthe führen zu wollen; weil man fürchte, jener natürlichen Hoffart zu schmeicheln, die oft neue Kräfte durch Jenes selbst gewinnt, das, wie es scheint, sie am meisten zerstören sollte; nur die falsche Demuth, spricht er, kann

solche Gesinnungen einflößen. „Denn," fährt er fort, „da das wahre Mittel zur Liebe Gottes zu gelangen, in der Erwägung seiner Wohlthaten besteht, werden wir, je mehr wir solche erkennen, Ihn auch um so mehr lieben; und da die besondern Wohlthaten das Herz inniger als jene rühren, die wir mit Andern gemein haben, müssen solche auch aufmerksamer erwogen werden. Nichts kann fürwahr vor der göttlichen Barmherzigkeit uns so sehr demüthigen, als die Menge ihrer Wohlthaten; noch kann auch vor seiner Gerechtigkeit uns etwas so tief demüthigen, als die Menge unsrer Sünden. Erwägen wir, was Er für uns gethan hat, und was wir gegen Ihn gethan haben; und gleichwie wir unsre Sünden im Einzelnen betrachten, also sollen wir auch im Einzelnen die Gnade betrachten, die Er uns verliehen hat." — „Nein," fährt er fort, „nimmer dürfen wir fürchten, daß die Erkenntniß dessen, was Er in uns legte, uns zur Hoffart verleite, wenn anders wir aufmerksam auf diese Wahrheit sind, daß, was in uns Gutes ist, nicht von uns ist; jenem Ausspruch des Apostels gemäß: Was haben wir, das wir nicht empfangen hätten; haben wir es aber empfangen, wie können wir uns denn die Ehre dafür zuschreiben?" — Umgekehrt, fügt der heilige Prälat bei, macht die lebendige Erwägung empfangener Gnaden uns demüthig, weil die Erkenntniß Erkenntlichkeit hervorbringt.

Indessen gibt er dennoch zu, es gebe Menschen, die einen so mächtigen Hang zur Eitelkeit haben, und in welchen die Eigenliebe so tiefe Wurzeln gefaßt hat,

daß, bei der Erwägung der besondern Gnaden, die Gott ihnen verliehen hat, ihre natürliche Hoffart dadurch neue Kräfte gewinnen könnte. Diesen nun ertheilt er bei solchen Gelegenheiten den Rath: nicht, daß sie aufhören sollen, die Wohlthaten Gottes zu betrachten; sondern daß sie zu gleicher Zeit unsern Undank, unsre Unvollkommenheiten und unser Elend erwägen. „Wenn wir erwägen," spricht er, „was wir gethan haben, da Gott nicht mit uns war, werden wir bald erkennen, daß, was wir thun, wenn Er mit uns ist, nicht von uns ist; und wir werden zwar Freude daran haben, aber wir werden Gott allein alle Ehre dafür geben; weil Er allein der Urheber desselben ist. Also erkannte die allerseligste Jungfrau, Gott habe große Dinge an ihr gethan; doch that sie dies nur, um sich zu demüthigen und Gott die Ehre dafür zu geben. „Meine Seele, spricht sie, verherrlichet den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heile, denn Er hat herabgesehen auf die Niedrigkeit seiner Magd... Der Allmächtige hat große Dinge an mir gethan, und sein Name ist heilig."

Dann weist er Diejenigen zurecht, die in ihren Gesprächen es allzu sehr lieben, sich zu demüthigen und mit Verachtung von sich selbst zu sprechen. Auch diese Ziererei schreibt er der falschen Demuth zu, und spricht: „Es würde uns nicht wenig kränken, wenn man, was wir sagen, buchstäblich also nähme, und uns für das hielte, wofür wir uns ausgeben. Wir thun vielmehr umgekehrt und stellen

uns, als ob wir flöhen und uns versteckten', damit man uns nachlaufe und uns suche; nehmen die Miene an, als wollten wir die Letzten seyn und unten am Tische sitzen; aber nur darum, damit wir mit um so mehr Ehre an das obere Ende zu sitzen kommen."

Nachdem er nun diese Verstellungen und Ziereреien der falschen Demuth zugeschrieben, entwirft er den Charakter der Wahren. „Die wahre Demuth," fährt er fort, „stellt sich nicht, als ob sie es wäre. Sie verlangt nicht nur, die andern Tugenden zu verbergen, sondern sie wünscht auch vor allem Andern, sich selbst zu verbergen; und wäre es ihr erlaubt, zu lügen, zu heucheln und den Nächsten zu ärgern, so würde sie sich stolz und anmaßend benehmen, um unter diesen Handlungen sich zu verbergen und darunter gänzlich unbekannt zu leben. Entweder, fährt er fort, sprechen wir keine demüthigen Worte; oder aber sagen wir solche mit wahrhaft innerlichem Gefühl, das dem gemäß sei, was wir äußerlich sagen. Schlagen wir die Augen niemals nieder, wenn wir nicht zugleich unsre Herzen demüthigen; stellen wir uns nicht, als wollen wir den letzten Platz, wofern wir solchen nicht herzlich gern wollen; und, fügt er bei, diese Regel halte ich für so allgemein, daß ich dabei keine Ausnahme zulasse."

Da aber die Höflichkeit, die eine der vorzüglichsten Tugenden des bürgerlichen Lebens ist, oft erfordert, daß man Manches thue und sage, das nicht immer genau zu den geheimen Absichten und Gesin-

nungen des Herzens stimmt, trägt der heilige Prälat die Schwierigkeiten vor, die bei solchen Gelegenheiten sich ergeben könnten, und löst solche mit großer Richtigkeit. „Die Höflichkeit,“ spricht er, „erfordert zuweilen, daß wir den Vorzug Denjenigen anbieten, die offenbar keinen Anspruch darauf machen; und dennoch findet dabei weder Verstellung noch falsche Demuth Statt. Denn in solchem Falle ist das bloße Anerbieten des Vorzugs ein Anfang der Ehre; und da man ihnen die ganze Ehre nicht geben kann, fehlt man nicht, wenn man ihnen den Anfang derselben gibt. Eben so sagt man auch manche Worte der Ehre und Ehrerbietung, die, strenge genommen, nicht wahrhaft sind; indessen sind sie es dennoch genugsam, wenn das Herz Desjenigen, der solche ausspricht, die wahre Absicht hat, den zu ehren und ihm Ehrerbietung zu bezeigen, zu dem er solche spricht; denn drückten auch die Worte, die wir anwenden, mit einigem Uebermaß aus, was wir sagen, so thun wir doch nicht übel, solche anzuwenden, wenn dies allgemein üblich ist.“

Dabei aber billigt er dennoch jene langen und übertriebenen Complimente nicht, die der Aufrichtigkeit eben so entgegen, als sie von der wahren Höflichkeit entfernt sind. Diese Complimente bringen Diejenigen, die solche machen, in Verlegenheit, und sind noch lästiger Jenen, an die sie gerichtet werden; sie bedeuten entweder nichts, oder sie bedeuten zu viel. Er fordert, daß man in solchen Complimenten nichts sage, das nicht, so sehr nur möglich, unsern

wahren Gesinnungen gemäß sei, um der Einfalt und herzlichen Unbefangenheit in Allem und überall zu folgen.

Immer also müssen, nach dem heiligen Prälaten, Aufrichtigkeit, Einfalt und Unbefangenheit die Demuth begleiten. Er geht aber noch weiter und spricht: ein wahrhaft demüthiger Mensch sähe es lieber, daß ein Anderer in verächtlichen Ausdrücken von ihm spräche, als daß er selbst also von sich reden möchte; wenigstens will er, daß man, wenn dies geschieht, es nicht übel nehme, nicht widerspreche, und sich nicht darüber beklage. Es gestattet also die Demuth in solchen Fällen keine Erwiederung; und er gibt als Ursache dessen an, daß wir, weil diese Tugend uns sehr niedrige Gesinnungen von uns selbst uns einflößt, es nicht übel nehmen sollen, wenn Andere dem gemäß von uns reden, was wir von uns denken, oder doch denken sollen.

Hernach zählt er den falschen Demüthigen Jene bei, welche sprechen, sie überließen das innerliche Gebet den Vollkommnen, da sie selbst nicht würdig seien, demselben abzuwarten; ferner Jene, welche betheuern, sie wagten es nicht oft, zur Communion zu gehen, weil sie nicht rein genug wären; so wie auch Diejenigen, welche meinen, sie würden sich fürchten, die Frömmigkeit zu entehren, wenn sie in dieselbe sich einließen; und endlich die, welche sich weigern, die Talente, die Gott ihnen gegeben hat, zum Dienste des Nächsten zu verwenden; unter dem Vorwand, sie kännten ihre Schwächen, ihren

Hang zur Eitelkeit, und sie wären in Gefahr, sich selbst zu verzehren, wenn sie Andern leuchten wollten. „Dies Alles," spricht der Heilige, „ist nur eine Arglist der Eigenliebe; und eine Art nicht nur falscher, sondern auch boshafter Demuth, durch welche man die Dinge Gottes stillschweigend und auf schlaue Weise tadeln, oder wenigstens die Eigenliebe seiner Meinung, seiner Laune und seiner Trägheit unter dem Vorwand der Demuth bedecken will."

Auch behauptet er, wenn Gott uns irgend eine Gabe verleihe, so sei dies ein Zeichen seines Willens, daß wir dieselbe verwenden; und es sei Demuth, Ihm zu gehorchen und auf das Genaueste das zu thun, was Er von uns zu verlangen scheint. „Der Stolze," spricht er, „der auf sich selbst vertraut, hat wohl Ursache, es nicht zu wagen, etwas zu unternehmen; der Demüthige aber ist um so muthiger, als er weniger von seinen Kräften erwartet; in demselben Maße, als er sich für schwach hält, wird er kühn und unternehmend, weil er sein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt hat, der sein Wohlgefallen daran hat, seine Allmacht in unsrer Schwäche zu verherrlichen, und seine Barmherzigkeit über unserm Elende zu erheben." Hieraus schließt er, man müsse die Gaben Gottes demüthig und heilig verwenden, so wie alles Jenes, was die Führer unsrer Seelen für geeignet halten, uns zur Vollkommenheit zu bilden.

„Denken, man wisse was man nicht weiß," fährt er fort, „ist sehr große Albernheit; sich gelehrt stellen

über etwas, wovon man überzeugt ist, daß man es nicht weiß, ist unerträgliche Eitelkeit. Was mich betrifft, möchte ich mich nicht gelehrt stellen über etwas das ich weiß; so wie ich mich auch nicht unwissend darüber stellen möchte.

Hierauf schreibt er eine sehr wichtige Regel für das Betragen vor. Wenn nämlich die Liebe, und nicht die Begierlichkeit, die Eitelkeit, der Geiz oder eine andere ähnliche Leidenschaft es verlangt, soll man dem Nächsten nicht nur offen und sanftmüthig mittheilen, was geeignet ist, ihn zu belehren; sondern man soll ihm auch Alles mittheilen, was ihm nützlich seyn kann, so wie nicht minder Alles, was ihn zu trösten vermag. Denn, spricht er, die Demuth, welche die Tugenden verbirgt und sie bedeckt, solche um so sicherer zu bewahren, läßt sie nichts desto minder hervortreten, wenn die Nächstenliebe es verlangt, um sie zu vervollkommnen, zu vergrößern und zu vermehren.... Denn die Liebe muß über alle Tugenden herrschen; und eine Demuth, welche die Liebe beeinträchtiget, ist ohne allen Zweifel falsch.

Er erkennt jedoch, es könne in gewissen Handlungen, welche durch die Demuth befohlen scheinen, Uebertriebenheit Statt finden. „So wie ich mich nicht weise stellen möchte, spricht er, möchte ich mich auch nicht närrisch stellen; denn hält die Demuth mich ab, mich weise zu stellen, so werden auch die Einfalt und die Unbefangenheit mich abhalten, mich närrisch zu stellen; und ist die Eitelkeit der Demuth entgegen, so sind die Schlauheit und Verstellung der Einfalt und

Unbefangenheit entgegen." Er fügt bei, wenn einige Heilige sich närrisch gestellt hätten, um vor den Augen der Welt verächtlich zu werden, so müsse man sie bewundern, doch nicht eben so nachahmen; „denn," fährt er fort, „um bis zu diesem Uebermaß zu schreiten, hätten sie so besondere und so außerordentliche Gründe gehabt, daß daraus Niemand einen Schluß für sich folgern dürfe. Indessen spricht er, wenn es geschehen sollte, daß Jemand vor der Welt als närrisch gelten würde, weil er der wahren und aufrichtigen Frömmigkeit sich ergeben habe, so sollte er solche deswegen nicht aufgeben, und nach dem Urtheil der Menschen sich richten. „Dann nämlich," schließt er, „wird die Demuth bewirken, daß du dieser glückseligen Schmach dich erfreuest, deren Ursache nicht in dir, sondern in Denjenigen ist, die diese bösen Urtheile fällen."

12.

Fortsetzung des nämlichen Gegenstandes.

Seit der Sohn Gottes sprach: „Lernet von Mir, denn Ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen," ward diese, bis dahin so wenig gekannte Tugend so nothwendig, daß man sagen kann, sie sei die Grundveste des ganzen geistlichen Gebäudes. Darum auch sprach der heilige Augustinus: „Willst du groß seyn? Beginne damit, daß du sehr klein werdest. Bist du gesonnen, ein großes Gebäude zu errichten? Sei zuerst bedacht, die Demuth ihm zur

Grundveste zu geben; und vergiß nicht, daß je größer und fester das Gebäude werden soll, um so tiefer auch die Grundveste desselben seyn müsse." — „Unser Gebäude," fährt er fort, „muß bis zum Besitze Gottes sich erheben; so setzen wir denn unsrer Demuth keine Gränzen; ein so hohes Gebäude kann keine zu tiefe Grundveste haben."

Die Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieser Tugend bewog den heiligen Franz von Sales, diese Tugend weitläufiger als alle übrigen abzuhandeln. Er redete nach seinem Herzen, wenn er über die Demuth redete; es war dies seine Lieblingstugend; und darum auch fühlte er sich gedrängt, beizufügen, „der Höhepunct der Demuth bestehe nicht nur darin, unsre Niedrigkeit zu erkennen, sondern auch, sie zu lieben und sein Gefallen daran zu haben;" nicht aus Mangel an Edelmuth, spricht er, oder aus Mangel an Hochsinn, sondern um die göttliche Majestät um so mehr zu erhöhen und unsern Nächsten höher zu achten als uns selbst.

Hernach setzt er voraus, unter den Uebeln, welchen wir unterworfen sind, wären einige erniedrigend, andere dagegen ehrenvoll. Mit den Letztern, spricht er, kann man sich vergleichen; schwer ist es jedoch, keine Abneigung gegen die Ersten zu hegen. Wenn ein Ordensmann übel gekleidet ist, oder Beleidigungen geduldig erträgt, so entehrt ihn dies nicht; widerfährt dies aber einem adeligen Herrn, so wird er dadurch verächtlich. Was man bei dem Einen für Tugend, das würde man in dem Andern für Feig-

herzigkeit halten. Die Geduld wirkt, nach dem heiligen Prälaten, dahin, daß wir die Uebel lieben, die Gott uns zusendet; aber nur die Demuth kann uns dahin vermögen, daß wir die Erniedrigung lieben, die damit verknüpft ist.

Was nun der heilige Prälat von den Uebeln spricht, das spricht er auch von den Tugenden. Es gibt solche, welche erniedrigen und Verachtung zuziehen; und es gibt auch solche, die ehrenvoll sind, und immer von der Achtung der Menschen begleitet werden. Geduld, Sanftmuth, Einfalt, ja sogar die Demuth selbst sind Tugenden, welche die Welt verachtet. Sie liebt die Klugheit, die Großmuth, die Tapferkeit. Es gibt sogar Handlungen einer und derselben Tugend, von welchen die einen geachtet, die andern verachtet werden. Almosen geben und Beschimpfungen verzeihen sind zwei Handlungen der Nächstenliebe. Die Welt achtet die eine und verachtet die andere.

Die Demuth soll, nach dem heiligen Bischof, dahin wirken, daß wir nicht nur die verachteten Tugenden, sondern auch die Verachtung selbst lieben, welche die Welt damit verknüpfte. Dasselbe spricht er auch von der Verachtung, welche unsre guten oder schlechten Handlungen uns zuziehen können. Nur, fügt er bei, müssen wir, wenn die Handlung böse ist, dieselbe verabscheuen; aber lieben müssen wir die Erniedrigung, die damit verknüpft ist, und die Verachtung, welche solche uns zuzieht.

Indessen, fährt er fort, sollen wir, ob wir auch Erniedrigung lieben sollen, die entweder aus den Uebeln, die wir leiden, oder aus jenen, die wir begehen, uns zukommt, dennoch nicht unterlassen, dem Uebel abzuhelfen, die dasselbe verursachte; zumal wenn solches von Folgen ist. „Wenn ich," spricht er, „irgend ein häßliches Uebel im Angesichte habe, so werde ich trachten, davon geheilt zu werden; ohne jedoch Mittel zu suchen, der Erniedrigung los zu werden, die mir dadurch widerfuhr. Habe ich etwas gethan, wodurch ich verächtlich ward, das aber Niemand beleidigte, so werde ich mich ja hüten, mich darüber zu entschuldigen; denn ist es auch ein Fehler, so ist er doch vorübergehend; und ich könnte nur wegen der Erniedrigung mich entschuldigen, die mir dadurch widerfuhr; dies aber kann die Demuth nimmer zugeben. Habe ich dagegen aus Versehen oder durch meine Unbesonnenheit Jemand beleidigt oder Aergerniß gegeben, so werde ich die Beleidigung durch eine wahre Entschuldigung bessern; weil das Uebel von Dauer ist, und die Nächstenliebe mich verpflichtet, dasselbe zu tilgen." — Wirklich tritt zuweilen der Fall ein, wo die Nächstenliebe von uns fordert, daß wir unsrer eigenen Erniedrigung um das Wohl des Nächsten willen abhelfen, dem unser guter Ruf nothwendig ist; in diesem Falle aber müssen wir, wenn wir den Augen des Nächsten Jenes entziehen, das uns verächtlich macht, um sein Aergerniß zu verhüten, solches in unserm Herzen, zu seiner Erbauung, verbergen.

Nachdem nun der heilige Bischof diesen Grundsatz aufgestellt hat, den er selbst sehr gottesfürchtig beobachtete, stellt er die Frage, welches die besten Erniedrigungen seien; und er antwortet darauf: die Erniedrigungen, die der Seele am meisten zum Nutzen gereichen und Gott die angenehmsten sind, seien jene, wozu wir am wenigsten beigetragen haben; die zufällig zu kommen scheinen; oder die mit der Lebensweise verknüpft sind, zu welcher die Vorsehung uns verpflichtet hat; oder endlich, die auf natürliche Weise aus der Lage sich ergeben, in der wir uns befinden. Der Grund dessen ist, wie der heilige Prälat spricht, weil wir solche nicht erwählten, sondern sie also annahmen, wie es Gott gefällig war, solche uns zu senden; da Er besser weiß, was uns frommt, als wir selbst es wissen, und seine Wahl immer den Vorzug vor der unsrigen verdient. „Müßte man wählen," spricht er, „so sind die Größten am besten; als die Größten aber sind Jene zu achten, die unsern Neigungen am meisten widerstreben, wofern anders sie unserm Berufe gemäß sind; denn, um es ein für allemal zu sagen, fügt er bei, unsre Wahl verdirbt und verringert beinahe alle unsre Werke. Wer wird die Gnade uns verleihen, daß wir mit jenem großen Könige sprechen können: „Ich habe erwählt, lieber erniedrigt in dem Hause Gottes zu seyn, als in den Hütten der Sünder zu wohnen!"

Also reißt dieser große Meister des geistlichen Lebens alle Grundfesten der Eigenliebe, dieser gro-

ßen Feindin der christlichen Tugenden nieder. Er kannte alle Schlupfwinkel derselben; er wußte, daß sie oft sogar in jenen Dingen selbst sich einfindet, die ihr am meisten entgegen scheinen; und darum auch spricht er: unsre Wahl, in welche sie immer in etwas einfließt, verderbe und verringere beinahe alle unsre Tugenden.

13.

Daß die Liebe und Uebung der Demuth es nicht verwehren, Sorge für unsern guten Ruf zu tragen.

Ob auch die Demuth uns verpflichtet, Ehren, Lobsprüchen, Ruhm und überhaupt Allem auszuweichen, was der natürlichen Hoffart schmeicheln, und der Eitelkeit, von welcher Niemand frei ist, neue Kräfte geben kann, so erlaubt sie uns doch, nach dem Rathe des Weisen, vernünftige Sorge für unsern guten Ruf zu tragen. Der Grund dessen ist, wie der heilige Prälat bemerkt, weil solcher nicht voraussetzt, daß wir jene ausgezeichneten und erhabenen Eigenschaften haben, die den Ruhm und große Lobeserhebungen hervorbringen; sondern weil derselbe nur eine einfache und allgemeine Rechtschaffenheit und ein unbescholtenes Leben voraussetzt und bezeichnet, wodurch wir in den Augen der Menschen als untadelhaft erscheinen. „Die Demuth," spricht der heilige Prälat, „verwehrt es nicht, daß wir sie in

uns erkennen; noch folglich auch, daß wir nach dem Rufe desselben verlangen."

„Wahr ist es freilich," fährt er fort, „die Demuth würde den guten Ruf verachten, wenn die Nächstenliebe desselben nicht bedürfte; da aber solcher eine der Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft ist, und wir ohne denselben nicht nur unnütz, sondern dem Publikum sogar wegen des Aergernisses schädlich sind, verlangt die Nächstenliebe und erlaubt die Demuth, daß wir denselben hochachten und sorgfältig bewahren." — Nicht also um Wohlgefallen an uns selbst zu haben, noch um von den Menschen geehrt zu werden, sollen wir unsern guten Ruf lieben und bewahren; sondern um dem Nächsten nützlich zu seyn; und weit mehr noch, damit Gott verherrlichet werde. „Die Menschen," spricht der Herr, „sollen eure guten Werke sehen, damit sie Gott die Ehre geben, die ihm gebührt."

Der heilige Bischof gibt auch noch einen andern Grund an, warum es uns erlaubt ist, unsern guten Ruf zu lieben und zu bewahren. Er spricht, derselbe sei gleich den Blättern der Bäume; sie sind an und für sich sehr unbedeutend; dennoch aber dienen sie nicht nur dazu, den Baum zu schmücken, sondern auch die noch zarten Früchte desselben zu beschirmen. Eben so verhält es sich mit dem guten Rufe; er ist ein sehr gebrechliches Gut; nichts desto minder ist er sehr nützlich, nicht nur unser Leben zu schmücken, sondern auch unsre Tugenden zu bewahren; zumal jene, die noch zart und nicht gut befe-

stiget sind. Gewiß auch wirkt die Furcht, den guten Ruf zu verlieren, den man sich erworben hat, dahin, daß man aufmerksam wird, nichts zu thun, das denselben zerstören könnte; und umgekehrt, Alles zu thun, was dahin wirken kann, ihn zu bewahren und zu vermehren. Freilich sollte, gleichwie wir die Tugend nur lieben, weil wir dadurch Gott wohlgefällig werden, welcher der Gegenstand und das Ziel aller unsrer Werke seyn soll, die Liebe Gottes genügen, die erworbenen Tugenden zu bewahren, und zur Erwerbung neuer Tugenden uns anzueifern; da wir aber schwach sind, und Stützen bedürfen, ist es gewiß, daß die Sorge für unsern guten Ruf eines der wirksamsten Mittel ist, uns dahin zu bewegen, daß wir in der Tugend ausharren.

Ob aber auch der heilige Prälat es zugibt, daß es erlaubt sei, seinen guten Ruf zu lieben und zu bewahren, will er doch nicht, daß man hierüber zu ängstlich besorgt und zu zartfühlend sei; „denn," spricht er, „die gar so empfindlich und zartfühlend über ihren Ruf sind, gleichen Solchen, die für jede leichte Unpäßlichkeit Arzeneien einnehmen; denn sie, die da wähnen, ihre Gesundheit dadurch zu erhalten, zerstören dieselbe gänzlich; Jene aber, welche ihren Ruf mit zu großer Aengstlichkeit bewahren wollen, bringen sich selbst um denselben, da sie wunderlich, kitzlich und unerträglich werden, was ihnen dann Feinde erweckt und in Folge dessen Verleumdungen zuzieht. Kluges Uebersehen und Verachtung der Verleumdungen und der Beleidigungen, fährt er fort,

ist ein weit heilsameres Mittel, als Entrüstung, Zänkerei und Rache. Die Verachtung wirkt, daß sie in Rauch sich auflösen; geräth man aber darüber in Zorn, so scheint es, daß man sie eingesteht... Die Verleumdung schadet nur denen, die solche sich zu Herzen nehmen."

Er fügt noch bei: die übermäßige Furcht, seinen guten Ruf zu verlieren, zeuge von großem Mißtrauen gegen diesen nämlichen guten Ruf, der die Rechtschaffenheit und wahrhafte Unbescholtenheit des Lebens ist; wahrhaft christliche Seelen verschmähten gewöhnlich das Zungengedresche der Beleidiger; jene dagegen, die ihre Schwäche fühlten, geriethen in Verlegenheit und beunruhigten sich ohne Aufhören; wer in gutem Rufe bei Allen stehen wolle, verliere solchen bei Mehrern; und der auch verdiene solchen zu verlieren, der von schändlichen und durch ihre Laster entehrten Personen geehrt werden wolle.

„Der gute Ruf," fährt er fort, „ist nur wie ein Aushängeschild, welches anzeigt, wo die Tugend zu Hause ist; er muß also in Allem und überall vorgezogen werden. Sagt man dir daher, du seist ein Heuchler, weil du den Weg der Frömmigkeit betreten, oder du seist eine feige Memme, weil du eine Beleidigung vergeben hast, so lege kein Gewicht auf solche Urtheile; denn abgesehen davon, daß Jene, die solche fällen, gewöhnlich sehr verächtliche Leute sind, müßte man, wenn man sogar seinen Ruf darüber verlieren sollte, darum die Tugend nicht verlassen, noch von seinem Wege abweichen. Er gibt als

Grund dessen an, daß man die Frucht den Blättern, das heißt das innerliche und geistige Gut allen äußerlichen Gütern vorziehen muß. Wir müssen für unsern Ruf eifern, doch müssen wir denselben nicht abgöttisch verehren; und so wie man das Auge der Guten nicht beleidigen soll, so soll man auch das Auge der Bösen nicht befriedigen."

Will aber auch der heilige Prälat, daß man keinen Abgott aus seinem guten Ruf machen soll, so fordert er dennoch, daß man ihm gar Manches zum Opfer bringe: gefährliche Freundschaften, verdächtigen Umgang eitle Unterredungen, unnütze Beschäftigungen, u. s. w. Alle diese Dinge muß man aufgeben; nicht nur weil sie dem Heile schädlich sind; sondern auch, weil sie dem guten Rufe nachtheilig seyn könnten, der weit mehr werth ist, als das eilte Vergnügen, das man in derlei unnützen Dingen finden könnte. „Wenn man darüber, daß du in der Frömmigkeit weiter schreitest, daß du standhaft auf dem Wege zum Himmel wandelst, murrt, oder zankt oder dich verleumdet, mußt du derlei böse Urtheile verachten. Sie können deinem guten Rufe wohl einige Zeit nachtheilig seyn; aber er wird nach Kurzem mit um so größerem Glanze wieder erscheinen; so wie der Weinstock, oder die Haare, nachdem solche beschnitten wurden, schöner werden und in größerer Menge wieder hervorsprossen als je zuvor."

Auch will er, daß wir, wenn man uns verleumdet, die Augen immer auf Jesum Christum, den Urheber und Vollender unsres Glaubens, heften; daß

wir jene unüberwindliche Geduld nachahmen, die Ihm nicht gestattete, auf die Gotteslästerungen und auf jene Menge falscher Beschuldigungen zu antworten, durch die man Ihn zu verleumden suchte. Wandeln wir, spricht er, in seinem Dienste mit Vertrauen und in Einfalt, aber auch mit Weisheit und Besonnenheit; Er wird der Beschützer unsres guten Rufes seyn, und gibt Er es zu, daß derselbe uns entzogen werde, so geschieht es nur, um einen bessern uns dafür zu geben, oder um in der heiligen Demuth uns zunehmen lassen, von welcher das kleinste Theilchen mehr werth ist als alle Ehren der Welt. Tadelt man uns ungerechter Weise, so setzen wir ohne Erbitterung und friedlich der bösen Nachrede die Wahrheit entgegen; dauert solche fort, so fahren wir fort, uns zu demüthigen. Wenn wir auf solche Weise unsern guten Ruf mit unsrer Seele den Händen Gottes übergeben, ist solcher so gut versichert, daß wir ihn nimmer besser versichern könnten. Dienen wir Gott, nach dem Beispiele des heiligen Paulus, durch guten und bösen Ruf; damit wir mit David sprechen können: „Mein Gott! um Deinetwillen ward ich mit Schmach übergossen und mein Angesicht mit Beschämmung bedeckt."

Es erkennt jedoch der heilige Prälat, daß die christliche Geduld ihre Gränzen hat, und daß es zuweilen erlaubt ist, die Verleumdung zurück zu drängen, ja sogar vor Gericht die Wiederherstellung unsres guten Rufes zu suchen. Er gibt zwei Umstände an, in welchen dies erlaubt ist, und bekennt, es

gebe so gräuliche und so schändliche Laster, daß Niemand es dulden soll, durch Verleumdung derselben bezüchtiget zu werden, wenn anders er gerechter Weise sich dagegen vertheidigen kann. Eben so bekennt er auch mit dem heiligen Gregorius dem Großen, die Demuth stehe nicht im Widerspruch mit den Rechten der Regierung; man dürfe für eine Tugend nicht so viel thun, daß man darüber die andere verlasse; und spricht: es gebe Personen, von deren gutem Rufe die Erbauung Vieler gänzlich abhänge; zu welcher Art die Hirten der Kirche, die Obrigkeiten, die Fürsten und überhaupt Alle gehören, die in Amt und Würden stehen. „In diesen beiden Fällen," spricht der heilige Prälat, „muß man ruhig, das heißt, ohne Leidenschaft, ohne Heftigkeit und ohne den Frieden des Herzens zu verlieren, Ersatz für erlittene Beleidigung fordern; und dies ist, fügt er bei, die Meinung aller Gottesgelehrten.

Doch immer sind die Heiligen weit nachsichtiger gegen Andere, als gegen sich selbst. Ob auch der heilige Prälat mit einem Charakter bekleidet war, der ihm nicht gestattete, seinen guten Ruf zu vernachlässigen; ob man ihn auch, und zwar nicht selten auf eine Weise angriff, die ihm nicht hätte schädlicher seyn können, ja ob man ihn auch der schändlichsten Laster beschuldigte, die mehr denn jede anderen im Stande waren, bei seinem Volke ihn um jenes Ansehen zu bringen, das ohne einen fleckenlosen Ruf sich nicht aufrecht erhalten läßt, so sieht man doch nicht,

daß er gerichtlich Ersatz gefordert, oder auch nur die mindeste Klage erhoben hätte. In solchen Fällen pflegte er seine Zuflucht zu Gott zu nehmen, und zu Ihm zu sprechen: „Ihm sei das Maß des guten Rufes bewußt, dessen er für seinen Dienst und für seine Ehre bedürfe, und er verlange dessen nicht mehr."

Doch dieser nämliche, so demüthige Heilige, der die christliche Geduld beinahe über die Gränzen hinaus geübt hatte, die solche haben soll, erachtete, als er erfuhr, man habe bei den Herzogen von Savoyen und von Nemours ihn verleumdet, es keineswegs als rathsam, darüber zu schweigen; er vertheidigte seinen guten Ruf, und zwar that er dies mit allem Nachdruck, den seine äußerste Sanftmuth ihm erlauben konnte. Desgleichen that er auch, als man bei dem Papste ihn beschuldigte, er vernachlässige in seinem Bisthum die Fortschritte des katholischen Glaubens, und wende nicht Sorgfalt genug an, die Verbreitung ketzerischer Bücher zu verhindern.

Es verwehrt also die christliche Demuth, diese so nothwendige Tugend, die gleichsam die Grundfeste aller andern ist, es nicht, daß man vernünftige Fürsorge für seinen guten Ruf trage; zumal wenn die Verleumdungen, durch welche man denselben zu verschwärzen strebt, zur Beleidigung Gottes werden, dem Nächsten zum Aergernisse gereichen und uns außer Stand setzen, zur Ehre des Allerhöchsten und zum Nutzen unsrer Mitmenschen Alles

zu thun, was die Liebe, welcher Alles weichen muß, von uns erlangen kann.

Niemals liebte der heilige Prälat seinen guten Ruf in anderer Beziehung, als auf diese beiden Zwecke. Der Bischof von Belley erzählt, der heilige Bischof habe einst erfahren, es gebe nichts Böses, das man nicht zu Paris, wegen eines Rathes ihm nachredete, den er einigen frommen Personen gegeben hätte, der aber den Nutzen einiger andern Personen beeinträchtigte; und er habe ihm bald hernach mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit und Gleichmüthigkeit darüber geschrieben. Nachdem er also diese neue Verfolgung ihm erzählt, habe er beigefügt: Gott würde seinen guten Ruf mit größerem Glanze denn je zuvor zurückstellen, wofern dies zu seinem Dienste nothwendig wäre. „Denn," fügte er bei, „gewiß verlange ich nicht mehr guten Rufes, als es dazu bedarf. Wofern nur Gott gedient wird: was liegt daran, ob es durch guten oder durch bösen Ruf, durch den Glanz oder durch das Verschreien unsres guten Rufes geschieht!"

Der nämliche Bischof erzählt auch noch, als er einst mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen, von welchem hier die Rede ist, habe der heilige Mann ihm in folgenden Ausdrücken geantwortet: „Was ist denn dieser gute Ruf, daß so viele Menschen diesem Götzen opfern? Denn Alles wohl erwogen, ist es ja nur ein Traum, ein Schatten, eine Meinung, ein Rauch, ein Lob, dessen Andenken mit dem Schall der Worte vergeht; eine oft so falsche Achtung, daß

Mehrere erstaunen, über Tugenden sich loben zu hören, von welchen es ihnen wohl bewußt ist, daß sie gerade die entgegen gesetzten Laster an sich haben; und über Fehler sich tadeln zu hören, die sie gar nicht an sich haben. Die sich über Verleumdungen beklagen, fuhr er fort, sind wohl sehr empfindlich; es ist dies ein kleines Wortkreuz, das der Wind fortweht. Dieser Ausdruck: Er hat mir wehe gethan, statt: Er hat mir eine Beleidigung gesagt, mißfällt mir... Man muß ein sehr heikles Ohr haben, wenn man nicht einen Schall, ein Wortgeräusch, das in der Luft vergeht, ertragen kann, und sich darüber für beleidigt hält!"

Dieser nämliche Bischof jedoch, der die Verachtung mit so großem Lobe erhebt, mit welcher der heilige Prälat die Achtung der Menschen ansah, bekennt dessen ungeachtet: er habe verlangt, man sollte Sorge tragen für seinen guten Ruf; doch, fügte er bei, mehr um des Dienstes Gottes willen, als wegen der eigenen Ehre; und mehr um das Aergerniß zu vermeiden, als seinen eigenen Ruhm zu vermehren. Dies auch ist die Gesinnung aller Heiligen; und sie ist in der That die sicherste Regel, welcher man über einen so wichtigen Gegenstand folgen kann.

14.

Von der Liebe des Nächsten; wie sehr der heilige Franz von Sales in dieser Tugend ausgezeichnet war.

Es ist nicht möglich, daß wir Gott lieben, wie wir Ihn lieben sollen, und das größte aller Gebote

erfüllen: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe," ohne daß wir zugleich auch das Zweite erfüllen, das diesem ähnlich ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" Denn wie der heilige Apostel spricht: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie wird der Gott lieben, den er nicht sieht?" (1. Joh. 7.) Ferner kann man Gott nicht lieben wie man Ihn lieben soll, ohne nach seinen Gesinnungen sich zu richten, und Alles zu lieben, was er liebt. Nun aber hat Gott uns geliebt, und zwar hat er uns zuerst geliebt, selbst als wir noch seine Feinde waren; ja ungeachtet alle Menschen in die Sünde verflochten waren, Juden und Heiden, und Keiner war, der da Gutes that, bis auf einen Einzigen. (Röm. 3.) „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn dargegeben hat, damit Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe!" (Joh. 3.) „Er hat uns mit geistlichen Segnungen überfüllt, hat vor der Schöpfung der Welt uns erwählt und in seine Kindschaft uns aufgenommen. Wir waren durch unsre Sünden gestorben, als Er in seiner unermeßlichen Liebe uns das Leben gegeben, mit Christus uns erweckt und mit Ihm in den Himmel uns versetzt hat." (Ephes. 1.)

Nach so vielen Gnaden, die wir nicht einmal hätten wagen dürfen, zu hoffen, wären wir wohl sehr undankbar, wenn wir einen so gütigen Gott nicht liebten. Können wir Ihn aber je lieben, ohne

die Menschen zu lieben, die unsre Brüder, die gleich uns seine Ebenbilder und der Preis seines Blutes sind, und die Er uns befiehlt zu lieben wie uns selbst?

Es ist also die Verpflichtung, den Nächsten zu lieben, auf die Natur gegründet, die uns antreibt, unsres Gleichen zu lieben; auf das Gebot Gottes, das dies uns befiehlt; und auf das Beispiel, das er uns gegeben hat. Allein lieben sollen wir ihn wie uns selbst; dies ist die Richtschnur, dies das Maß unsrer Liebe. Denn der nämliche Gott, der so gütig war, uns zu befehlen, Ihn zu lieben, hat auch die Art und Weise uns vorgeschrieben, wie wir den Nächsten lieben sollen; nämlich wie uns selbst. Dies also ist eine Regel, die wir durchaus nicht umgehen dürfen. Nun aber sollen wir uns selbst nur Gottes wegen und in Beziehung auf Gott lieben; nach der Liebe uns richten, die er zu uns hat; und nach keinen andern Gütern als jenen verlangen, die Er uns geben will; weil es in der That keine andern gibt, die wahre Güter, wenigstens in Beziehung auf uns wären. Auf diese Weise also sollen wir unsern Nächsten immer in der Ordnung Gottes, immer in Beziehung auf Ihn lieben; woraus sich ergibt, daß wir immer bereit seyn sollen, Alles für ihn zu thun, was immer wir billig verlangen könnten, daß man für uns thue; und ihm sogar uns selbst opfern, wenn die Ordnung Gottes es erfordert, da diese Liebe Alles überwiegen, und die unwandelbare Regel unsrer heiligsten Pflichten seyn muß.

Dies war die beständige Lehre des heiligen Prälaten; und er behauptet, die Liebe des Nächsten fordere so wesentlich von uns, ihn in Gott und Gotteswegen zu lieben, daß wir ihn weder wahrhaft, noch starkmüthig noch auch beständig lieben können, wofern wir ihn nicht in Gott und Gotteswegen lieben. — Die Ursache dessen liegt, wie er sehr wahr spricht, darin, daß alle andern Gründe, die wir haben könnten, ihn zu lieben, nicht fest genug sind, um Dauer zu haben, und dem Unbestand und Ueberdruß zu widerstehen, welchen die Menschen unterworfen sind. Die Schönheit geht vorüber, und was heute uns entzückt, mißfällt uns morgen; entweder durch die Veränderung, die demselben widerfuhr, oder durch eine Veränderung, deren wir uns selbst nicht erwehren können. Alle natürlichen Eigenschaften sind dem nämlichen Fehler unterworfen; und wären sie auch immer die nämlichen, sobald sie einmal den Reiz der Neuheit für uns verloren haben, werden wir derselben gewohnt; sie rühren uns nicht mehr, oder wenigstens rühren sie uns nicht mehr mächtig genug, den natürlichen Unbestand unsres Herzens zu fesseln; es ändern sich die Gegenstände, die uns umgeben, oder aber wir selbst ändern uns, ohne dessen uns erwehren zu können. Was immer für einen Grund wir also haben könnten, unsern Nächsten zu lieben, werden wir, wenn dieser Grund nicht Gott ist, oder auf Gott sich bezieht, ihn niemals starkmüthig noch beständig lieben; kurz, wir

werden ihn niemals lieben, wie Gott es uns befiehlt, nämlich wie uns selbst.

Darum auch spricht der heilige Prälat: die Ursache, warum Freundschaften, die auf natürliche Eigenschaften sich gründen, geringer sind als jene, deren Beweggrund Gott ist, liegt darin, daß solche keine Dauer haben; denn da der Grund derselben gebrechlich ist, geschieht es, daß sie, sobald etwas Widriges dazwischen kommt, erkalten und sich vermindern; was nicht bei Freundschaften Statt findet, die in Gott gegründet sind; da der Grund derselben fest und ständig ist." — Wir lieben also den Nächsten, wenn wir ihn in Gott und Gotteswegen lieben, darum nicht nur nicht weniger, als wenn wir um seiner selbst willen, ohne Beziehung auf Gott ihn liebten; sondern wir können ihn niemals mit einer stärkern und ständigeren Liebe lieben, als wenn Gott der höchste und vorzüglichste Grund unsrer Liebe ist.

Sehr wahr spricht auch in dieser Hinsicht der heilige Prälat: „Wenn wir Jemand lieben, weil er tugendhaft, oder weil er unser Freund ist: was wird denn aus dieser Liebe werden, wenn er aufhört tugendhaft zu seyn oder uns zu lieben, ja wenn er sogar unser Feind wird? Ist die Grundveste, auf welche unsre Liebe sich stützte, umgestürzt: wie wird solche dann bestehen? — Wer aber in Gott liebt, und wer nur in Gott liebt, der kann keinen Wechsel fürchten; denn weil Gott immer der Nämliche ist, kann ein so fester Gegenstand keine wandelbaren Wirkungen hervorbringen. Mag der, den wir lieben, fährt

er fort, unser Feind werden, mag er uns unrecht thun, ja mag er uns beleidigen, wir werden darum nicht unterlassen, ihn in Gott zu lieben... Warum? Weil der nämliche Gott, der uns befiehlt, unsern Nächsten zu lieben, uns auch befiehlt, unsre Feinde zu lieben, ihren Undank durch Wohlthaten zu überwinden, und für Diejenigen zu beten, die uns verfolgen."

Gewiß ist nichts so sehr geeignet, die Freundschaft zu zerstören, als der Undank und die üble Behandlung Derjenigen, die wir als unsre Freunde betrachten. Und meist immer ist dies der Fall bei menschlichen Freundschaften, deren Grundveste nicht Gott ist, denn die Natur und die Vernunft finden in solchen Gelegenheiten keine Hilfe; die Freundschaften hingegen, die auf die Nächstenliebe gegründet sind, und deren Ursprung und Ziel Gott ist, diese vermag nichts zu trüben; sie bestehen ungeachtet des Hasses Derjenigen, die wir liebten, und die uns lieben sollten.

Dies ist die Nächstenliebe, die Gott uns befiehlt, und von welcher der Sohn Gottes uns das Beispiel gegeben hat; jede andere ist ohne Werth vor Ihm. Darum auch spricht der heilige Prälat: „Es gibt eine gewisse Liebe, die in den Augen der Geschöpfe außerordentlich groß und vollkommen erscheint, die aber vor Gott klein und ohne Werth ist, weil diese Freundschaften nicht auf die wahre Liebe sich gründen, die Gott ist, sondern nur auf gewisse Verbindungen, natürliche Neigungen, und auf einige, menschlicher Weise lobwürdige und annehmliche

Rücksichten. Es gibt aber hinwieder andere, die in den Augen der Welt außerordentlich gering und leer erscheinen, die aber vor Gott voll und vortrefflich sind; weil sie in Gott und Gotteswegen geknüpft werden, ohne daß unser Eigennutz in dieselben sich einmischt. Nun sind aber die Acte der Nächstenliebe gegen Diejenigen, die wir auf solche Weise lieben, ohne allen Vergleich vollkommner; weil darin Alles nach Gott zielt; die Dienste aber und die Hilfe, die wir Jenen leisten, die wir aus Neigung lieben, sind weit geringer an Verdienst, wegen des großen Wohlgefallens und Vergnügens, das wir empfinden, solche zu leisten, und weil wir solche (gewöhnlich) mehr aus dieser Regung, als aus Liebe zu Gott leisten."

Diese Lehre des heiligen Prälaten, welcher verlangt, daß wir den Nächsten nur in Gott und Gotteswegen lieben, ist auf das große Gebot der Gottesliebe gegründet. Und wahrlich, wenn wir Gott aus unserm ganzen Herzen, aus unsrer ganzen Seele und aus unserm ganzen Gemüthe lieben sollen: was erübrigt da, das wir dem Nächsten geben könnten, außer in Ihm, um Seinetwillen und in Beziehung auf Ihn? Es darf also unsre Liebe niemals bei dem Geschöpfe als bei ihrem Ziele stehen bleiben; immer muß sie auf Gott zurück geführt werden; und dann liebt man nicht sowohl das Geschöpf als Gott selbst; und so lieben wir Ihn aus unserm ganzen Herzen. Also übte der heilige Prälat diese Liebe; und dies auch war der Grund seines so feurigen Eifers für

das Heil der Seelen; so daß die heilige Francisca von Chantal mit Wahrheit sprach, daß dieser Eifer ihn verzehrte.

Oft hatte man den heiligen Bischof gewarnt, seine unablässigen und ermüdenden Anstrengungen und seine wenige Nachsicht gegen seinen Körper müßten sein Leben nothwendig verkürzen. Hierauf aber antwortete er: „Ich bin Bischof; mein Leben gehört nicht mir, es gehört meiner Herde, oder vielmehr der Herde Jesu Christi an, der dieselbe mir anvertrauen wollte. Ein guter Hirt muß sein Leben für seine Schafe geben." — Also verzehren die Heiligen, die weniger an ihrem Leben als an ihren Pflichten hängen, sich selbst für das Heil des Nächsten. Nicht weiter kann die Nächstenliebe gehen; und sie ist vollendet, wenn sie in uns die Liebe zu diesem sterblichen Leben, und das Verlangen auslöscht, dasselbe zu erhalten.

15.

Von der Sorge für die Armen; vom Almosen, und von der vortrefflichen Art und Weise, wie der heilige Franz von Sales dasselbe spendete.

Unter allen Pflichten der christlichen Nächstenliebe wird keine in der heiligen Schrift dringender empfohlen, als das Almosen und der Beistand, den man den Armen leisten soll; und man könnte auch sagen, keine Pflicht sei gerechter und unerläßlicher. Denn da der Unterschied, den das Glück oder viel-

mehr die göttliche Vorsehung zwischen den Reichen und den Armen geordnet hat, es nicht hindert, daß sie unsre Brüder sind, vermag nichts die Härte oder auch nur die Gleichgültigkeit zu entschuldigen, die man gegen sie haben könnte. Die Natur, die Gnade, das Gesetz und das Evangelium, Alles spricht für sie; es ist also nicht nur kein Christ, sondern auch kein Mensch, wer es unterläßt, ihnen hilfreiche Hand zu bieten.

Die zarte Liebe, die der heilige Prälat für Alles hatte, was unter dem Namen des Nächsten begriffen ist, verdoppelte sich gleichsam, wenn Elend und Armuth mit dieser Eigenschaft vereint waren, die sowohl durch die Natur als durch die Religion uns theuer seyn sollte; und seine immer thätige Nächstenliebe war nie lebhafter, als wenn es galt, Menschen zu unterstützen, welche die Vorsehung unsrer Fürsorge überlassen zu haben scheint.

In dem Auszug seines Lebens, das in der Bulle seiner Heiligsprechung enthalten ist, wird mit großem Lobe Alles dessen Erwähnung gethan, was er that, die Armen zu unterstützen. Man ersieht daraus, daß er, nach dem Beispiele des heiligen Gregorius des Großen, immer ein Verzeichniß ihrer Namen bei sich trug, damit Keiner seiner Fürsorge fremd bliebe; — daß er ganz besonders aufmerksam war, verschämten Hausarmen beizustehen, und wenn er ihren Nöthen abhalf, immer dahin sah, ihrer Verschämtheit zu schonen; — daß er seinen Beistand ihnen niemals auf Unkosten einer niederdrückenden Be-

schämung verkaufte, die zuweilen schwerer als die Armuth selbst zu ertragen ist; — daß er bei solchen Gelegenheiten Alles vermied, was Aufsehen erregen konnte; und in geheim gab, was, wie er allerdings wußte, der himmlische Vater an jenem Tage ihm öffentlich vergelten würde. Ein genauer Beobachter des Evangeliums, verbarg er zuweilen seine Almosen nicht, sein Volk zu erbauen und ein Beispiel zu geben; zuweilen aber auch wich er, Lobsprüche und eitle Ehre zu verhüten, den Augen der Menschen aus, und verlangte keinen andern Zeugen als Gott, dessen Ehre der einzige Grundtrieb aller seiner Handlungen war.

Dieser nämliche Auszug bemerkt auch, daß er, weil seine Einkünfte nicht groß genug waren, seine Liebesgaben zu bestreiten, sich selbst entzog, was er den Armen geben könnte. Man sah in seinem Hause weder Pferde, noch Wagen, noch kostbare Hauseinrichtung. Diese heilige Sparsamkeit war auch in seiner Kleidung und an seinem Tische sichtbar; die strengste Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, ja sogar das Fasten, kurz, Alles was er sich selbst abdarbte, war der versicherteste Quell seiner Almosen, worin seine Nächstenliebe und sein feuriger Eifer für die Armen fürwahr Bewunderung verdient. Denn es ist allerdings Etwas, von seiner Fülle und aus seinem Ueberfluß zu geben; aber sogar von dem Nothwendigen zu geben, zu fasten, sich selbst alle Bequemlichkeiten des Lebens zu entziehen, ja sich selbst auf eine stren-

ge Armuth beschränken, um Almosen geben zu können, dies vermag nur die vollendeteste Nächstenliebe.

Dies war jene des heiligen Prälaten. Denn, wie in demselben Auszuge erinnert wird, so strenge auch die Mäßigkeit war, die an seinem Tische herrschte, war dennoch derselbe nicht sobald gedeckt, als er den Armen sogleich das Beste sandte, das auf demselben war. Sogar seiner Capelle und seiner bischöflichen Gewande wurde nicht geschont, wenn irgend dringende Noth es erforderte. Man sah, daß er seinen bischöflichen Ring versetzte, ja sogar seiner eigenen Kleider sich beraubte, wenn es ihm an andern Mitteln fehlte, ihnen zu helfen.

Man muß indessen nicht glauben, daß es, um das christliche Almosen zu spenden, genüge, ohne Wahl und ohne Unterschied zu geben. „Selig," spricht der Prophet, „wer verständig ist gegen die Armen; der Herr wird ihn befreien am Tage der Trübsal!" Durch diese verständige Einsicht zieht man oft gewisse Bedürfnisse, die minder dringend scheinen, andern vor, die dem Anschein nach dringender sind. Dies auch bewog den heiligen Prälaten, welcher erwog, daß er, wenn er arme Töchter aussteuerte, ihre Ehre retten, eine Gelegenheit zu zahllosen Sünden und Lastern abschneiden, und zur christlichen Erziehung einer großen Anzahl Kinder Anlaß geben würde, — viele derselben auf seine Unkosten zu verheirathen. Aus eben demselben Grunde auch bot er, wenn er Andere sah, die zu einem vollkommenen Leben berufen waren, Alles auf, damit sie

in irgend einem frommen Kloster aufgenomen würden. Für die Kränklichen hingegen, für solche, die körperliche Gebrechen hatten, für Witwen und betagte Personen, die kein Kloster aufnehmen wollte, setzte er den heiligen Orden Mariä-Heimsuchung ein, wo alle diese Personen aufgenommen wurden; damit es, um also mich auszudrücken, keine Art Bedürfnisse gebe, für welche seine Nächstenliebe nicht gesorgt hätte.

Die Gastfreundschaft, die er übte, ob er an dem Orte seiner Residenz gegenwärtig oder davon abwesend war, ging aus dem nämlichen Quell hervor, und seine Nächstenliebe über diesen, den Bischöfen von der heiligen Schrift sowohl als von den Concilien vorgeschriebenen Punkt ging so weit, daß er, wenn sein bischöfliches Haus nicht dazu genügte, Häuser in der Stadt miethete, um auszuhelfen und die Fremden zu beherbergen.

Man muß allerdings erstaunen, daß ein Bischof bei so geringem Einkommen als das seinige war, zu so vielen und so verschiedenen Bedürfnissen ausreichen konnte; noch mehr aber erstaunt man, wenn man den Zusatz in jenem erwähnten Auszuge liest, daß er den Armen nicht nur nicht sparsam, sondern mit vollen Händen und mit einer Art Verschwendung gab. Es wird darin erzählt, daß er, als die Hungersnoth sein Bisthum in das größte Elend versetzt hatte, eine so große Menge Getreide einkaufen, und dasselbe mit so großer Weisheit und Umsicht austheilen ließ, daß es keiner armen Familie an Hilfe ge-

brach; und diese Freigebigkeit dauerte so lange, als die Hungersnoth.

Ob dies durch ein Wunder zuging, und ob der nämliche Vater der Erbarmungen, der die, seiner Vorsehung durch die Aussaat anvertrauten Fruchtköruer gedeihen läßt, diese nämlichen Fruchtkörner auf den Speichern des heiligen Prälaten vermehrte, dies wollen wir hier nicht entscheiden; aber nicht läugnen läßt es sich, daß eine Nächstenliebe, die, wie jene des heiligen Prälaten, ohne Gränzen war, eines der größten Wunder der Gnade ist. Auch kann man hieraus schließen, daß es eben nicht nothwendig ist, sehr reich zu seyn, um große Almosen auszutheilen; und daß die Liebe zu den Armen immer große Hilfsquellen hat, wenn sie durch Eifer und Klugheit geleitet wird.

Man würde zu keinem Ende kommen, wenn man Alles anführen wollte, was seine Nächstenliebe ihn antrieb, für den Nächsten überhaupt, und für die Armen ins besondere zu thun. Sie erstreckte sich ohne Unterschied auf alle seine Diözesanen, auf die Fremden, auf die Katholiken, auf die Hugenotten, ja sogar auf die Thiere; er konnte es nicht dulden, daß man diese Letztern in seiner Gegenwart mißhandelte, und nicht selten sah man, daß er derselben kaufte, um das Vergnügen zu haben, ihnen die Freiheit zu schenken. Es sind dies zwar Kleinigkeiten; aber sie beweisen eine große Herzensgüte, die man nicht genug hochachten kann. Gott, welcher der Allerhöchste will genannt werden, will auch, daß wir

Ihn den allerhöchst Gütigen nennen; und wirkt die erste dieser Eigenschaften dahin, daß wir Ihn fürchten, so wirkt die zweite, daß wir Ihn lieben. Die Eigenschaften des Herzens sind wohl eben so viel werth, als die Eigenschaften des Geistes; da aber die Menschen von Natur verderbten Herzens sind, achten sie die Güte nicht so hoch, als sie es sollen.

16.

Von dem Betragen gegen Dienstleute. Gesinnungen und Betragen des heiligen Prälaten hierüber. Denkwürdige Unterredung, die er mit dem Bischof von Belley über diesen Gegenstand hatte.

Aus Allen, die unter dem Namen unsrer Nächsten begriffen sind, gibt es, nach dem heiligen Prälaten Niemand, der in einem gewissen Sinne diesen Namen besser verdient, als die Dienstleute. Sie leben, sprach er, mit uns unter dem nämlichen Dache, essen das nämliche Brot, umgeben uns ohne Unterlaß, und sind immer bei uns. Auch waren sie einer der vorzüglichsten Gegenstände seiner Nächstenliebe.

Er pflegte bei dieser Gelegenheit zu sagen: „die Herren gingen mit ihren Dienstleuten auf eine Weise um, die keine Entschuldigung zulasse; und ihre Härte habe Anlaß zu dem Sprichworte gegeben: So viele Diener, so viele Feinde. „Indessen,„ fuhr er fort, „sagt der Apostel ausdrücklich, wer nicht für seine Hausgenossen sorge, sei ärger als ein Heide, und verdiene den Namen eines Christen nicht. Die

Heiden sorgten auch wirklich für ihre Leibeigenen, damit sie nicht durch ihren Tod sich selbst um den Werth brächten, den ihr Ankauf sie gekostet hatte; oder damit dieser Werth nicht dadurch vermindert würde, wenn sie in Krankheiten verfielen. Die Christen hingegen sind, unter dem Vorwand, daß ihre Dienstleute sie verlassen können, weder um ihre Gesundheit, noch um ihr Leben, noch um ihren Tod besorgt; und Manche, fügt er bei, gehen in ihrer Barbarei so weit, daß sie dieselben sogar fortjagen oder in das Spital senden, wenn sie in ihrem Dienste sich erschöpften oder erkrankten; welche Sünde nicht minder gegen Himmel schreit, als wenn man ihren verdienten Lohn ihnen entzieht."

Es will also der heilige Prälat, daß man sie mit Sanftmuth behandle, und aller Schimpfworte, Schläge und Mißhandlungen sich enthalte. Er verlangt zwar nicht, daß man blind zu ihren Fehlern sei, und sie ohne Zurechtweisung hingehen lasse; wohl aber, daß diese Zurechtweisung mit Nächstenliebe und Glimpf geschehe; und daß man, wenn man sie bestraft, wofern sie Böses thun, sie auch belohne und seine Zufriedenheit ihnen bezeige, wenn sie gut dienen.

Er fügt noch bei: man sei seinen Dienstleuten zweierlei schuldig, Erstens den Lohn, den man ihnen versprochen hat, und den man ihnen ohne eine schwere Sünde nicht versagen kann; das Zweite, das wenig kostet, aber mehr als alles Andere beiträgt, sie dahin zu bewegen, daß sie gut und getreu

16 *

dienen, ist, ihnen zuweilen zu bezeigen, daß man ihren Dienst genehmigt, auf ihre Zuneigung und auf ihre Treue rechnet; oder aber, daß man sie als seine zweiten Kinder oder als arme Freunde betrachtet, denen man gern in ihren Nöthen beisteht. Ein Windstoß, fährt er fort, in die Segel einer Galeere treibt dieselbe weiter, als hundert Ruderschläge aller Galeerensclaven; eben so bewegt auch ein Beweis der Freundschaft, zur rechten Zeit gegeben, einen Diener weit mehr, gut zu dienen, als Drohungen, Schläge und alle harten Behandlungen, die man zu oft anwendet.

Der Bischof von Belley, der diese Gesinnungen des heiligen Prälaten anführt, die er vollkommen mit ihm theilte, spricht von ihm, es habe nie einen bessern Herrn gegeben, der größere Sorge für seine Leute getragen habe; noch auch einen, der inniger wäre von ihnen geliebt worden. Er überließ dem Verwalter seines Hauses die Sorge, sie zu strafen; er aber behandelte sie, — nach dem Beispiele der Landesfürsten, die strenge Richter haben, welche unter ihnen stehen und das Recht sich vorbehalten, die Strafen zu mildern und Begnadigung zu ertheilen, — immer mit Güte, und mit jener unvergleichbaren Sanftmuth, die man so sehr an ihm bewunderte, und die wahrlich das Gepräge der echtesten und heldenmüthigsten Tugend ist. War es unerläßlich, ihnen einen Verweis zu geben, so that er dies mit so großer Schonung und Güte, daß sie darüber beschämt wurden; und niemals unterließen sie, sich

zu bessern. Gewiß auch hat die Sanftmuth einen holderen Liebreiz, als man wohl gewöhnlich denkt; und es gibt wenig Menschen, die so wild wären, daß sie derselben sich nicht ergäben. Er trug zwar allerdings Sorge, sie gut zu wählen; und da er eine vortreffliche Unterscheidungsgabe hatte, fehlte er auch selten in ihrer Beurtheilung, wenn er sie in seinen Dienst nahm. Er prüfte sie strenge; nach dieser ersten Probe aber fanden sie an ihm einen wahren Vater, der keine Gelegenheit vorüberließ, ihnen Gutes zu thun und sie durch Wohlthaten an sich zu fesseln. Nicht Jeder der da will, herrscht mit öffentlichem Ansehen und Gewalt; dazu wird eine hohe Geburt, es werden Rechte, ein Rang und Verhältnisse erfordert, die nicht Jedem zu Gebote stehen; aber es gibt Niemand, der nicht durch Sanftmuth und durch Wohlthaten über die Herzen herrschen, und sie mit um so stärkern Banden fesseln könnte, als solche freier sind, und die Gewalthätigkeit keinen Antheil daran hat.

Der nämliche Bischof von Belley führt bei dieser Gelegenheit ein Beispiel seiner Güte an, das seinen wahren Charakter in so schönem Lichte zeigt, daß wir nicht daran vorübergehen können. Er hatte einen Diener, der ihm sehr anhänglich war, und für den auch er eine besondere Zuneigung hatte. Dieser junge Mann verliebte sich in ein Mädchen aus der Stadt, das Vermögen genug hatte, ihn durch eine Heirath in ein bequemes Verhältniß zu setzen; da er aber sie nicht eheligen konnte, ohne einen so guten Herrn zu verlassen, und er über Alles fürchtete, ihm

zu mißfallen, sah er, seine Leidenschaft zu verbergen, sich darauf beschränkt, sie nur bei Nacht zu besuchen; und da sie meist auf dem Lande wohnte, war er alle Tage nothgedrungen, über einen Fluß zu setzen, um sie zu sehen; was meist mit großer Lebensgefahr geschah. Dieser Umgang konnte nicht lange dauern, ohne daß der heilige Bischof Kunde davon bekam. Indessen erfuhr er zu gleicher Zeit auch, daß bei diesen nächtlichen Besuchen nichts Unanständiges vorging; daß die Ehe, die der Diener den Aeltern des Mädchens vorgeschlagen habe, der Grund derselben wäre; und daß dieselbe ihm ein vortheilhaftes Loos verschaffen würde. Der heilige Prälat nun war weit entfernt dies zu mißbilligen, vielmehr beschloß er, diese Ehe nach seinem ganzen Vermögen zu fördern.

Es ließ ihn also rufen, sprach in dieser Absicht mit ihm, und verwies es ihm sogar mit vieler Güte, daß er diese Angelegenheit ihm verheimlichet, und seine Neigung, ihm Gutes zu erweisen, nicht zur Genüge erkannt habe. Auch sagte er ihm, er mißbillige es durchaus nicht, daß Diejenigen, die Gott zur Ehe berufe, in diesen Stand treten; es sei ein heiliger Stand, in welchem viele Christen sich geheiliget hätten; zwar habe er wohl gewünscht, ihn länger in seinem Dienste zu behalten; doch Jeder müsse dem Berufe Gottes folgen; und er würde ihn darum nicht minder lieben, wofern er in dem neuen Stande, den er nun anträte, die Furcht Gottes immer vor Augen behielte und fortführe, als ein guter

Christ zu leben, wie er angefangen habe. Er fügte noch bei: er wolle in dieser Sache ihm behilflich seyn; und wenn er nicht Vermögen genug habe, dieselbe zu Stande zu bringen, aus dem Seinigen ersetzen, was ihm etwa noch abginge.

Dieser Diener ward von einer so beispiellosen Güte so sehr hingerissen, daß seine Liebe im Begriffe war, der Zuneigung zu weichen, die er gegen einen so guten Herrn fühlte. Er erbot sich sogar, dieser Sache nicht ferner zu gedenken; und bat ihn, daß er ihm erlauben möchte, seine übrige Lebenszeit in seinem Dienste zuzubringen. Der heilige Prälat jedoch, welcher wußte, daß er durch diese Ehe sein Glück gründen würde, wollte sein Anerbieten nicht annehmen. Er that noch mehr. Er sandte um die Aeltern der Tochter, hob durch seine Gewandheit alle Hindernisse, die dem Abschluß dieser Sache sich widersetzten; gab von seiner Habe so viel dem Diener fehlte, wie er es versprochen hatte, und beschloß die Sache zur Zufriedenheit aller Parteien. Ein Herr, der sich also gegen seine Diener benimmt, nachdem er solche gut gewählt hat, kann auf ihr eigenes Leben rechnen, wenn es nothwendig wäre, dasselbe für seinen Dienst zu geben.

Der Bischof von Belley, der diese Geschichte erzählt, spricht dabei, er, der bei weitem nicht so sanftmüthigen Geistes sei, habe zuweilen Einiges an der Güte auszustellen befunden, die derselbe gegen seine Dienstleute bezeigte, und habe ihm einmal seine Meinung darüber freimüthig gesagt, und da-

bei jenes gewöhnliche Sprichwort angewendet: „Vertraulichkeit erzeugt Verachtung, Verachtung aber Haß." — Der heilige Prälat aber habe hierauf geantwortet: „Das ist allerdings wahr; doch versteht sich dies von der niedrigen, groben und schamlosen Vertraulichkeit; nicht aber von der Vertraulichkeit, die aus der Güte des Herzens hervorgeht, und die Wohlanständigkeit gar wohl zu bewahren versteht; denn so wie die Liebe des Nächsten dieselbe hervorbringt, ist es auch nicht möglich, daß sie selbst nicht Liebe erwecke. Die wahre Liebe aber ist niemals ohne Achtung, noch folglich ohne Ehrerbietung gegen die Personen, die man liebt; weil die Liebe nur auf die Hochachtung des Gegenstandes gegründet ist, den wir lieben. — Sie kennen, fuhr er fort, das Sprichwort jenes Tyrannen: Sie mögen mich hassen, wofern sie mich nur fürchten. Ich bin nicht seiner Meinung; vielmehr möchte ich diesen Ausspruch umkehren und sagen: Mögen sie mich immerhin verachten, wofern sie mich nur lieben! Denn wenn die Verachtung Liebe hervorbringt, — so wird die Liebe bald Verachtung zerstören, und allmälig die Ehrfurcht an ihre Stelle setzen; denn es gibt nichts, das man mehr ehrt und so sehr zu beleidigen fürchtet, als was man in Wahrheit und Aufrichtigkeit des Herzens liebt."

Diese Antwort des heiligen Prälaten veranlaßte den Bischof von Belley, ihm zu bemerken, wenn man seinen Grundsätzen folgte, müßte man Alles sich selbst überlassen, und, also zu sprechen, den Dienstleuten freien Zügel schießen lassen; da sie weder

natürlichen Zartsinn noch Erziehung genug hätten, um nicht endlich die allzu große Güte zu mißbrauchen, die man gegen sie haben könnte. Aber der heilige Prälat, der zwar eingestand, daß man zu weit gehen könne, wenn man seine Aeußerung allzu buchstäblich nehme, erwiederte hierauf: „die Liebe, die in der Versammlung der Tugenden den Vorsitz im Herzen führe, verstehe sich darauf, der Besonnenheit, der Klugheit, der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der Großmuth, die für die gute Leitung der Dienstleute so nothwendig sind, ihre Rollen eben so gut zu vertheilen, als die Demuth der Erniedrigung, und die Geduld dem Leiden und der Sanftmuth sie zu vertheilen wissen, die der Geist des Christenthums einflößt."

Da indessen diese letzte Tugend den ersten Rang in seinem Herzen einnahm, konnte er sich nicht enthalten, darauf zu kommen; und dies bewog ihn noch beizufügen: „Alles, was ich in Hinsicht auf die Dienstleute sagen kann, ist, daß man nie vergessen soll, daß sie unsre Nächsten, und arme und demüthige Brüder sind, die wir durch das Gesetz Gottes verpflichtet sind, zu lieben wie uns selbst." — „Auf denn also," fuhr er mit jener wunderbaren Einfalt fort, die man nie genug bewundern kann; „lieben wir sie, wie uns selbst, diese theuern Nächsten, die uns so nahe sind, uns zunächst stehen, mit uns unter einem Dache wohnen und von unserm Vermögen leben; und behandeln wir sie wie uns selbst; oder

wie wir selbst wollten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle und ihres Standes wären."

Dies ist auch in der That die sicherste Regel, die man in Hinsicht auf den Nächsten und ins besondere auf Dienstleute beobachten kann. Indessen muß man dabei auch nicht vergessen, daß bei Allem, was die Herzensgüte einflößen kann, nach dem heiligen Prälaten, die Besonnenheit, die Klugheit, die Mäßigung und die Gerechtigkeit immer ihren Antheil haben müsse.

17.

Von der christlichen Freundschaft; von der Wahl der Freunde; Gesinnungen und Betragen des heiligen Bischofs gegen seine Freunde; und daß besondere Freundschaften Personen nicht geziemen, die in Klöstern und Genossenschaften zusammen leben.

Außer der allgemeinen Liebe und der Nächstenliebe, die wir Allen schuldig sind, die unter dem Namen des Nächsten begriffen werden, können und sollen wir sogar, nach dem heiligen Prälaten, besondere Verbindungen mit einigen tugendhaften und gewählten Menschen haben, denen wir unser Vertrauen schenken, unser Herz erschließen, und auf die wir hinsichtlich mancher Dinge uns verlassen können, welche die Klugheit uns nicht gestattet, Allen anzuvertrauen, welche die Nächstenliebe uns verpflichtet, wie uns selbst zu lieben. Auch gab es Niemand, der fühllos gegen die Freundschaft, gegen diese so sanfte Verbindung gewesen wäre, die man

füglich die Würze aller Güter und die Linderung aller Uebel nennen kann. Die Barbaren stimmten hierüber mit den gebildetsten Völkern überein; und es findet sich kein so hartes Herz, das nicht von dem natürlichen Hang sich fortreißen ließe, der allen Menschen angeboren ist, mit Jemand sich zu vereinigen, mit welchem er übereinstimmt; und in das Herz eines Freundes zu ergießen, was man genöthiget ist, den übrigen Menschen zu verbergen.

Je natürlicher aber dieser Hang ist, um so mehr muß man auf seiner Hut seyn, in der Wahl der Freunde sich zu irren. Einer der größten Fehler, der im bürgerlichen Leben sich begehen läßt, ist, hierin fehl zu greifen. Indessen ist nichts leichter, als hier sich zu versehen und den Schmeichler mit dem Freunde zu verwechseln; denn nichts gleicht dem Anschein nach sich mehr; wiewohl im Grunde nichts einander so sehr entgegen steht. Daher jene so gefährlichen Mißgriffe, vor welchen selbst die weisesten und die aufmerksamsten Menschen, das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden, sich nur sehr schwer hüten.

Deswegen auch spricht die heilige Schrift, nachdem sie die Freundschaft mit so großen Lobsprüchen erhoben: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz; wer ihn gefunden hat, hat einen Schatz gefunden; er ist eine Arzenei des Lebens und der Unsterblichkeit;" sehr bedeutsam, derselbe sei ein Geschenk des Himmels, und nur die Gott fürchten, würden in ihrer Wahl sich nicht irren.

Der heilige Franz von Sales setzt da, wo er von der christlichen Freundschaft spricht, (denn er erkennt keine andere an) erstens mit dem heiligen Thomas voraus, die Freundschaft sei eine Tugend. Eben so nimmt er auch mit demselben heiligen Lehrer an, die vollkommne Freundschaft könne sich nicht auf Viele erstrecken; und er fügte bei: die Vollkommenheit bestehe nicht darin, daß man keine besondern, sondern daß man gute, fromme und heilige Freundschaften habe. Dies erweist er aus den Beispielen des heiligen Petrus und Paulus, des heiligen Basilius, des heiligen Gregorius von Nazianz und mehrerer anderer Heiligen. Endlich besiegelt er seinen Ausspruch durch das Beispiel Jesu Christi selbst, der Lazarus seinen Freund nennt; und von welchem das Evangelium erinnert, daß Er eine besondere Freundschaft gegen den heiligen Johannes und die beiden heiligen Schwestern Martha und Maria gehabt habe.

Gleichwie aber der heilige Prälat das Beispiel des göttlichen Heilandes als einen Beweis anführt, daß man besondere Freunde haben darf, also will er auch, daß Er unser Vorbild sei, und daß wir unsre Freunde nur also lieben sollen, wie Er die Seinigen liebte. „Schließe nur Freundschaft mit Solchen," spricht er, „die sich über Gegenstände der Tugend mit dir unterreden können; und je nothwendiger die Tugenden sind, die ihr in euerm Umgang begründet, um so vollkommer wird eure Freundschaft seyn. Ergeht eure Unterredung über wissen-

schaftliche Dinge, so verdient eure Freundschaft gewiß alles Lob; noch lobwürdiger jedoch wird solche seyn, wenn ihr mit einander über die Tugend sprechet und euch gegenseitig dazu aneifert. Ergehen aber eure gegenseitigen Mittheilungen über die Frömmigkeit und die christliche Vollkommenheit: o wie kostbar wird dann eure Freundschaft seyn! Vortrefflich wird sie seyn, weil sie von Gott kommt; vortrefflich, weil sie nach Gott zielt; vortrefflich, weil sie in Gott besteht; vortreflich, weil sie ewig in Gott dauern wird. O wie gut ist es, fährt er fort, auf Erden zu lieben, wie man im Himmel liebt; und einander in dieser Welt lieben zu lernen, wie wir in der andern uns lieben werden! Ich spreche hier nicht, fährt er fort, von der einfachen Nächstenliebe, denn diese muß man gegen alle Menschen haben; sondern ich rede von der geistlichen Freundschaft, durch welche zwei oder drei oder mehrere Seelen einander ihre Andachtsübungen, ihre geistlichen Anregungen mittheilen und zu Einem Geiste sich bilden."

Es kann also, nach der Lehre des heiligen Prälaten, die wahre Freundschaft nur zwischen tugendhaften Personen Statt finden. Sie muß die Tugend zur Grundveste, und Gott zum Ziele haben. Entehren würde sie, wer da glaubte, sie könne zwischen Bösen Statt finden. Ihre sündlichen Verbindungen sind eines so edlen Namens nicht würdig. Es gehört wenigstens Geradsinn, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit, Treue und Beständigkeit dazu, um Freund zu seyn.

Wo aber fänden diese Tugenden sich je unter den Bösen?

Es haben aber die geistigen Freundschaften auch noch einen andern Vorzug über menschliche Herzensverbindungen, die nicht auf die Tugend gegründet sind; sie sind nämlich unerschütterlich; oder dauern doch wenigstens weit länger. Denn wie der heilige Gregorius von Nazianz spricht, Freundschaften, deren Gegenstand nur körperlich ist, sind vorübergehend; sie vergehen gleich den Körpern und sind ähnlich den Blumen des Frühlings, deren Dauer so kurz ist; und gleichwie die Flamme erlischt, wenn es an Brennstoff ihr gebricht, also nimmt auch die körperliche Zuneigung ab, wenn die Schönheit, welche dieselbe bewirkte, anfängt zu verschwinden und zu verwelken. Keusche Freundschaften dagegen und Neigungen, die nach Gott sind, sind um so dauerhafter, als der Ursprung, aus dem sie hervorgingen, ein fester und ständiger Gegenstand ist; und je mehr sie die Vortrefflichkeit seiner Schöne darstellen, um so inniger vereinigen sie sich mit demselben und unter einander selbst, durch das Band der göttlichen Liebe, von welcher sie entzündet sind."

Der heilige Prälat erkennt in den geistigen und tugendhaften Freundschaften diesen nämlichen Vorzug über die menschlichen Zuneigungen: „Es bedünkt mich, spricht er, alle andern Freundschaften seien nur Schatten dieser geistigen; und ihre Bande seien nur Ketten aus Glas, gegen jenes große Band der heiligen Frömmigkeit verglichen, das bei den heiligen

Freundschaften Statt findet, die du schließest. Schließe keine andern. Denn ich will hier nicht von den Freundschaften sprechen, welche die Pflicht und die Natur zu unterhalten und zu bewahren verpflichten; wie gegen Aeltern, Verwandte, Wohlthäter und Nachbarn u. s. w. und man soll auch, um geistiger Freundschaften willen, diese weder verlassen noch verachten; — sondern ich spreche von solchen, die du selbst schließest."

Ein anderer Vorzug, den tugendhafte Freundschaften für sich haben, ist, daß sie mit allen unsern Pflichten sich vereinigen lassen; man kann mit denselben ein guter Bürger, ein guter Verwandter, ein guter Christ, ein guter Unterthan seyn; die Gesellschaft, der Staat, die Religion, Alles befindet sich wohl dabei. Umgekehrt haben die Freundschaften, die nicht auf die Tugend gegründet sind, den Familien, der Religion, dem Staat, und sogar Denjenigen selbst immer geschadet, die solche geschlossen haben. Es gereicht also eine tugendhafte Freundschaft zu sehr großer Hilfe im Leben; ob man dabei auf die Zeit oder auf die Ewigkeit sehe; und das auch bewog den heiligen Prälaten, sie mit so großen Lobsprüchen zu erheben, und selbst jenen Personen sie anzurathen, die nach der höchsten Vollkommenheit streben. „Mehrere, fügt er bei, werden dir vielleicht sagen, man soll weder eine besondere Zuneigung noch Freundschaft haben, weil dies das Herz beschäftigt, den Geist abwendet und Neid erregt; doch sie irren sich in ihren Rathgebungen."

Dabei aber spricht er dennoch, besondere Freundschaften, die in dem bürgerlichen Leben so nützlich sind, geziemten wohlgeordneten geistlichen Gemeinden in Klöstern nicht; und dies zwar aus dem Grunde, weil sie gewöhnlich Parteilichkeiten hervorbringen. „Gleichwie Diejenigen, die auf ebenen Wege schreiten," spricht er, „es nicht bedürfen, einander die Hände zu reichen; wohl aber Diejenigen, die auf abschüssigen und schlüpferigen Wegen gehen, einander bei der Hand halten, um mit mehr Sicherheit fortzukommen, also bedürfen auch die in Klöstern wohnen, keiner besondern Freundschaften; Jene dagegen, die in der Welt leben, bedürfen derselben, sich zu befestigen und einander an so vielen schwierigen Stellen fortzuhelfen, die sie auf Erden überschreiten müssen." — Dessen führt er auch noch einen andern Grund an, und fährt fort: Nicht alle streben dort, wie in klösterlichen Genossenschaften, gemeinsam nach dem nämlichen Ziele; nicht alle haben den nämlichen Geist; sie müssen also sich absondern und Freundschaften schließen, die unserm Zwecke gemäß sind, und diese Absonderung ist allerdings eine heilige Absonderung, die keine andere Trennung hervorbringt, als die des Guten vom Bösen, der Honigbienen von dem Hummeln, die nothwendig müssen von einander geschieden werden.

Mit Ausnahme der klösterlichen Gemeinschaften also billigt der heilige Prälat die Freundschaft in allen übrigen Ständen des Christenthums; ja er billigt dieselbe nicht nur, sondern er übte sie auch selbst.

Ob er auch Jedermann mit einer Herzlichkeit liebte, die wenig Beispiele hat, so schenkte er doch seine Freundschaft nicht leicht. Er wählte seine Freunde mit großer Sorgfalt; hatte er sie aber einmal seiner Liebe und seines Vertrauens würdig geachtet, dann war er äußerst pünktlich, alle Pflichten der Freundschaft zu erfüllen. Seine Herzensgüte, seine Sanftmuth und die übrigen erhabenen Eigenschaften, die, trotz seiner tiefen Demuth, in ihm glänzten, hatten ihm aller Orten, zu Rom, zu Paris, am Hofe von Frankreich, in Savoyen, ja in den Orten, wo er gleichsam nur durchreiste, Freunde in großer Anzahl erworben. Dies wird aus seinen Briefen ersichtlich, woraus man auch noch ersehen kann, wie gefühlvoll er für die Freundschaft war, und wie innig er seine Freunde liebte. Da es jedoch nicht möglich war, daß er alle mit gleichem Zartgefühl liebte, kann man sagen, die Personen, die ihm überhaupt die liebsten waren, waren Herr Johann-Peter Camus, Bischof von Belley, Herr von Deshayes, die heilige Mutter Chantal, und seine Schwägerin, die Baronin von Thorens. Alle vier waren Personen von eminenter Tugend; denn dies war die erste Eigenschaft, die er von seinen Freunden forderte. Der Tod der Freiin von Thorens wird uns Gelegenheit bieten, ein Beispiel des Zartgefühls anzuführen, das er gegen Diejenigen hegte, mit welchen Gott durch das Band einer heiligen Freundschaft ihn vereint hatte.

Dem Fleische, und mehr noch dem Geiste nach, war diese Dame eine Tochter der heiligen Francisca

von Chantal, und hatte noch sehr jung den Freiherrn von Thorens, einen Bruder des heiligen Prälaten geheirathet. Da derselbe Oberst der Reiterei war, erhielt er von dem Herzog von Savoyen Befehl, sein Regiment nach Piemont abzuführen. Kurze Zeit hierauf verfiel er daselbst in eine Krankheit und starb. Die junge Witwe, die damals bei ihrer heiligen Mutter sich aufhielt, war darüber untröstlich. Der heilige Prälat und die heilige Chantal empfanden selbst diesen Verlust mit dem tief innigsten Wehgefühl, thaten jedoch alles Mögliche, ihr Trost einzusprechen und sie dahin zu stimmen, denselben mit Ergebung in den göttlichen Willen zu ertragen. Allein wie sehr sie auch sich anstrengte, ihren Schmerz zu besiegen, unterlag sie dennoch demselben; sie ward im fünften Monate, vor der Zeit, entbunden. Ihr Leiden dauerte nur vier und zwanzig Stunden. In den letzten sechs Stunden, den schmerzlichsten aus allen, beichte sie, empfing die heilige Communion, ließ sich als Novizin einkleiden, empfing die letzte Oelung und legte die Gelübde, aber mit so großer Andacht, und mit so lebendigen und so rührenden Acten des Glaubens, der Liebe Gottes, der Ergebung und Geduld ab, daß der heilige Prälat, der sie nicht verließ, vom tiefsten Schmerz und zugleich von Bewunderung sich durchdrungen fühlte. Als sie endlich nahe daran war, zu sterben, hatte sie den Trost, ihr Kind getauft zu sehen; und gleich als hätte sie nun nichts mehr auf Erden zu wünschen, gab sie ihren Geist in den Armen ihrer heiligen Mutter auf, und verschied

in ihrem neunzehnten Lebensjahre. Der heilige Prälat, der nicht von ihr gewichen war, hatte die Stärke, ihr die Augen zu schließen, und die letzten christlichen Pflichten ihr zu erweisen. Nachdem er aber gethan, was er geglaubt hatte, seinem heiligen Amte schuldig zu seyn, glaubte er auch, es sei ihm erlaubt zu thun, was er der Freundschaft einer so nahe verwandten, so heiligen und so vollendeten Person schuldig sei. Sobald also die Leichenfeier vorüber war, begab er sich auf den Weg, einigen Trost bei dem Bischof von Belley zu suchen. Seine Leute, welche sich höchlich verwunderten, daß er die Frau von Chantal in ihrer äußersten Betrübniß im Stiche ließ, stellten ihm vor, wie sehr sie des Trostes bedürfe. Aber der heilige Prälat antwortete ihnen: Ihr thut meinem Zartgefühl unrecht, wenn ihr glaubet, sie sei betrübter als ich. Ich kenne die Stärke ihres Geistes und die Schwäche des meinigen. Wie sollte ich sie trösten, der ich des Trostes bedürftiger bin als sie? Verarget es mir also nicht, daß ich gehe und dort Trost suche, wo ich welchen zu finden hoffe."

Der Bischof von Belley, der diesen Vorgang der Dinge erzählt, fährt dann weiter fort, wie folgt: „Er kam also zu mir zum Besuche und erzählte mir die Geschichte dieses heiligen Todes, dem ein so frommes Leben vorangegangen war, unter so reichlichen Thränen, daß auch ich bald laut geweint hätte. Man soll, fügt er bei, bei dieser Frömmigkeit sich nichts Feigherziges noch Schwaches denken. Denn die Frömmigkeit ist keine rohe, ungesittete, fühllose

und lieblose Tugend. Die stoische Fühllosigkeit, welche einige Irrige in die christliche Religion einführen wollten, ward von der Kirche verworfen, die von dem nämlichen Geiste beseelt ist, in welchem der heilige Apostel sprach: „Beweinet ein wenig die Todten, doch nicht nicht gleich Jenen, die keine Auferstehung hoffen; — und die uns nicht verwehrt, den Verlust geliebter Personen mit zarter Wehmuth zu empfinden." — Also rechtfertiget dieser große Bischof die Thränen der Freundschaft, die der heilige Prälat vergoß; und er fügt noch in jenem nämlichen Abschnitte bei: man soll sich nicht verwundern, wenn die Heiligen so gefühlvoll sind, da die Freundschaft, die der göttliche Heiland gegen Lazarus hatte, sogar Ihn selbst anregte, über den Tod desselben zu weinen, wiewohl er ihn wieder auferwecken konnte, ja sogar auferwecken wollte.

Dann erzählt er ferner, als der Tod ihm selbst eine Person von sehr erhabener Frömmigkeit entrissen hatte, die ihm ungemein theuer gewesen war, sei der heilige Prälat, welcher wußte, daß er darüber in tiefer Betrübniß seufzte, ihn besuchen gekommen. „Er erzeigte mir," spricht er, „eine große Freude; und erfreute sich, daß ich väterliche Gesinnungen, ja sogar mütterliche Zärtlichkeit für die Schäflein hegte, die Gott mir anvertraut habe. Und da ich der Schwäche mich anklagte, sagte er: „Wahr ist's, die Natur ist schwach; doch Sie sollen wissen, daß das Zartgefühl, das wir für unsre Freunde haben, aus der Stärke des Geistes hervorgeht; sage ich

aber des Geistes, so verstehe ich darunter den Geist der heiligen Liebe, welcher der wahre Geist Gottes ist. Fahren Sie also fort, schwach zu seyn in jener Schwäche, in welcher der Apostel sprach: „Wer ist schwach, daß nicht auch ich schwach werde?" an einer andern Stelle aber: „Ich will in meinen Schwächen mich rühmen, auf daß die Kraft Jesu Christi mir innewohne." Welches aber ist diese geliebte Kraft Jesu Christi, wenn nicht das Mitleid und die Barmherzigkeit?"

Also rechtfertigte der heilige Prälat nicht nur die Freundschaft, sondern sogar alle zärtlichen Empfindungen, die sie für die Freunde einflößt. Doch ließ er es dabei nicht bewenden. Seine Freundschaft war nicht nur zartfühlend; sie war auch wirkend und thätig. Er schonte weder Vermögen noch Mühen, noch Ansehen, wenn es galt, seinen Freunden zu dienen. Ihre Vortheile waren die seinigen; er theilte ihre Uebel wie ihr Wohl; und gleichwie nicht die Wohlfahrt die Bande knüpfte, die ihn mit ihnen vereinten, also vermochte es auch die Widerwärtigkeit nicht, dieselben zu brechen. Immer war er standhaft, immer sich selbst gleich; er liebte in seinen Freunden nur die Eigenschaften, die Gott allein geben, und kein Zufall rauben kann.

Wie groß aber auch sein Zartgefühl gegen seine Freunde war, liebte er sie dennoch nie anders, als in der Ordnung Gottes; und war immer bereit, sie ihm zu opfern und von ihnen sich zu trennen, wenn seine allerhöchsten Anordnungen, welchen Alles

weichen muß, es von ihm verlangten. Er liebte also seine Freunde; aber er liebte sie Gotteswegen, und immer minder denn Gott; sonach also war er immer gleichweit von jenen beiden äußersten Gränzen entfernt, entweder nichts zu lieben, oder allzu sehr zu lieben, was man nur mit Maß und auf eine Weise lieben soll, die der Liebe immer untergeordnet seyn muß, welche wir Gott schuldig sind. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe." Dies ist die Regel, welcher Alles weichen muß, und von welcher nichts uns frei sprechen kann.

18.

Von der Aufrichtigkeit und Geradheit des Herzens. Größe dieser Tugenden bei dem heiligen Prälaten. Seine Gesinnungen über die Lüge und über doppelsinnige Reden. Regel voll der Weisheit über die Unterredungen.

Der Bischof von Belley, der beste Zeuge, der über die Gesinnungen und Handlungen des heiligen Prälaten sich anführen läßt, weil er der innigste seiner Freunde war, und folglich ihn besser als jeder Andere kannte, erzählt, er habe einst in einer Unterredung mit ihm sich nicht enthalten können, ihm zu sagen, er wundere sich, daß Carl-Emmanuel, Herzog von Savoyen, dieser in der Staatsklugheit so gewandte Fürst ihn nicht zu Staatsgeschäften, ganz besonders aber zu Unterhandlungen verwende. „Denn," fügte er bei, „außer Ihrer Klugheit, die Niemand unbekannt ist, als Ihnen allein, Ihrer Gewandtheit, Ihrer Sanftmuth und Ihrer Geduld

in Unterhandlungen, ist auch der Ruf Ihrer Rechtschaffenheit und Ihrer Frömmigkeit so allgemein anerkannt, daß man, bevor sie noch den Mund zur Rede öffnen, Ihnen sagen würde: Was Sie aussprechen wollen, ist gerade das, was wir thun wollen! Eine Angelegenheit müßte wohl sehr verzweifelt seyn, wenn sie in ihren Händen nicht zurecht käme; ja, ich erachte sogar, Sie würden das Unmögliche überwinden."

Der heilige Prälat, der das Lob nicht liebte, und auch weit entfernt war, solche Gesinnungen von sich zu haben, als sein Freund gegen ihn äußerte, sagte ihm: er wundere sich sehr, daß er ihn so wenig kenne; und lobte den Herzog von Savoyen ungemein über die Wahl, die er bei seinen Ministern treffe; ja er sagte, sein scharfes Urtheil und die vollkommne Kenntniß, die er von den Talenten seiner Unterthanen besitze, wäre der Grund, warum er seine Blicke nicht auf ihn gewendet habe. „Denn," fügte er in eigenen Ausdrücken bei, „abgesehen davon, daß ich mit Ihnen durchaus nicht einverstanden bin, so viele Gewandtheit und Klugheit in der Behandlung politischer Angelegenheiten zu besitzen, als Sie es sich einbilden; — ich, den schon die bloßen Worte Klugheit, Angelegenheiten und Politik erschrecken; und der ich mich so wenig darauf verstehe, daß dies Wenige nichts ist; — werde ich Ihnen auch noch ein Wort sagen, ein Wort in das Ohr des Freundes, aber in das Ohr des Herzens; nämlich, daß ich, — offenherzig gesprochen, —

die Kunst durchaus nicht verstehe, mit Gewandtheit zu lügen, mich zu verstellen und mir einen falschen Schein zu geben; worin der große Hebel in der Staatskunst besteht, welche im Fache der menschlichen Klugheit und der bürgerlichen Leitung die Kunst der Künste ist."

„Um alle Staaten Savoyens, Frankreichs, ja des ganzen Reiches möchte ich keinen falschen Bündel in meinem Busen tragen; ich gehe nach der Weise der alten Gallier aufrichtig und einfach zu Werke. Was ich auf den Lippen habe, ist gerade das, was aus meinem Gedanken hervorgeht; ich kann nicht, wie der Prophet sich ausdrückt, aus einem Herzen und einem Herzen sprechen; ich hasse doppelsinnige Reden wie den Tod; da ich weiß, daß Gott den Menschen verabscheut, der da betrügt. Es sind wenig Leute, die mich kennen, und die dies nicht sogleich an mir wahrnehmen. Darum auch urtheilt man sehr weise, daß ich durchaus nicht zu einem Amte tauge, wo man gewöhnlich von Frieden mit dem Nächsten spricht, während man Böses wider ihn in seiner Seele brütet. Fügen Sie diesem Allem noch bei, daß ich jenen Ausspruch des Apostels immer als ein himmlisches, als ein allerhöchstes und göttliches Wort betrachtet habe: „Wer Gott sich ergeben hat, der soll sich nicht in weltliche Geschäfte einmischen."

Also entwarf dieser große Heilige selbst, ohne dessen zu gedenken, eine getreue Schilderung seines Herzens mit einer Unbefangenheit und Einfalt, die man bewundern muß; nicht als ob er so wenig zu

Geschäften wäre geeignet gewesen, als er in dem angeführten Gespräche es meinte; denn wir haben in seiner Lebensgeschichte gesehen, mit welchem Erfolg er dieselben erledigte, wenn Gottes Vorsehung von ihm verlangte, daß er sich dafür verwenden sollte; immer aber ging er dabei mit jener unbeugsamen Geradheit zu Werke, die sein eigentlicher Charakter war. Er hatte von der Natur einen vortrefflichen Verstand, einen tiefen Sinn, eine sanfte und einnehmende Weise, eine Geduld, die jeden Unfall bestand, empfangen; Uebung und Erfahrung hatten diese natürlichen Eigenschaften vervollkommnet; er war gelehrt, wohl gebildet; kurz, es fehlte ihm an nichts, um zu den größten Aemtern erhoben zu werden und sich mit Ehre auszuzeichnen. Der Bischof von Belley kannte ihn besser als er es dachte, wenn er ihn für fähig hielt, die höchsten Würden im Staate zu begleiten. Man fällte zu Rom das nämliche Urtheil über ihn, als man damit umging, ihn zum Cardinal zu ernennen; und auch Frankreich hatte die nämlichen Ansichten, als man ihm das Erzbisthum Paris anbot. Allein die Verderbtheit seines Jahrhunderts, und seine Geradheit, seine Demuth, seine Anhänglichkeit an die Pflichten seines heiligen Dienstes gestatteten ihm nicht, sehen zu lassen was er war; man entdeckte es oft wider seinen Willen; aber man verlor es alsbald aus dem Gesichte; und seine tiefe Demuth entzog es immer so sehr nur möglich den Augen der Menschen, ja oft sogar seinen eigenen.

Uebrigens ging, was er sagte, schon das bloße Wort Klugheit erschrecke ihn, aus seiner geringen Achtung natürlicher und erworbener Eigenschaften, — aus seiner Ueberzeugung, weil Gott Alles regiere, müsse man sich auf seine Leitung verlassen, — und aus seiner vollkommnen und beständigen Unterwerfung unter die Anordnungen der göttlichen Vorsehung hervor. „Er sagte uns oft," sprach die heilige Chantal, „wenn er noch einmal auf die Welt kommen sollte, würde er die menschliche Klugheit verachten, um von dem ersten Augenblick des Gebrauches seiner Vernunft an, von der göttlichen Vorsehung sich führen zu lassen. Zu dieser Hingebung an die Vorsehung führte er alle Seelen, die er leitete, als auf den sichersten Weg des vollkommnen Lebens." — Doch diese Hingebung, diese Gleichgültigkeit, von welcher er so oft redete, ging nur das gegenwärtige Leben an; da die menschliche Klugheit, die er derselben entgegen setzt, sich nicht weiter erstreckt.

Ein Prälat von so großer Aufrichtigkeit und Geradheit ließ es nicht außer Acht, die Seelen dazu anzuführen, die unter seiner Leitung standen und nach seinen Gesinnungen sich richteten. „Eure Rede," sagte er, „sei sanftmüthig, freimüthig, aufrichtig, unbefangen und getreu. Hütet euch vor doppelsinnigen Reden, vor Verstellungen und vor Ränken. Ist es auch nicht gut, immer Wahrheiten aller Art zu sagen, so soll man doch nie etwas sagen, das der Wahrheit entgegen ist. Lüget niemals absichtlich, weder um euch zu entschuldigen, noch um einer andern

Ursache willen. Eine wahre Entschuldigung ist immer schöner und stärker als die Lüge."

Der heilige Prälat behauptet also, daß Ränke gefährlich und zu fliehen sind. „Denn," fährt er fort, „wie die heilige Schrift sagt: Der heilige Geist wohnt nicht in einem doppelsinnigen Geiste. Von welcher Art auch die Schlauheit sei, ist sie dennoch niemals so viel werth als die Einfalt. Die Klugheit der Welt und die Ränke des Fleisches gehören den Weltkindern an; aber die Kinder Gottes suchen keine falschen Ausflüchte, keinen Umweg; ihr Herz hat keine doppelten Falten; und wer einfach wandelt, spricht der Weise, der wandelt sicher." Er fügt noch bei, eine der größten Zierden des christlichen Lebens sei die Richtigkeit und Einfalt der Rede, und hierüber führt er jenen Ausspruch des Propheten an: „Ich habe gesprochen, ich werde meine Wege bewahren, damit ich durch meine Zunge nicht sündige;" und jenen andern: „Herr, setze eine Wache vor meinen Mund, und eine Pforte, die meine Lippen verschließe."

Allerdings können wir nie zu sorgfältig seyn, unsre Zunge wohl zu bezähmen, da wir durch dieselbe uns am meisten versündigen. Bei dieser Gelegenheit führt der heilige Prälat die Meinung des heiligen Königs Ludwig an. Dieser große Fürst sagte nämlich: das Mittel, Streitigkeiten zu vermeiden, die in Unterredungen so häufig sich ergeben, bestände darin, Niemand zu widersprechen, außer in Fällen, wo Stillschweigen und Nachgiebigkeit schädlich oder sündlich wäre. Dann nämlich ist es nicht erlaubt zu

schweigen; zumal solchen Personen, die in Ansehen stehen. Aber auch selbst bei solchen Gelegenheiten soll man mit Sanftmuth und Gewandtheit sich benehmen, ohne dem Geiste des Andern Gewalt anthun zu wollen; da Niemand durch Gewalt überzeugt, und man immer wider den Zwang sich stämmt.

Der heilige Prälat fügt noch bei, wenn die Alten uns so oftmals riethen, wenig zu sprechen, hätten sie damit nicht gemeint, man sollte wenig Worte sagen, sondern man sollte keine unnützen Worte sprechen; denn es muß nicht sowohl die Menge, als die Eigenschaft der Worte erwogen werden. Daher auch spricht er noch ferner: „Zu viel reden und zu wenig reden, sind zwei Extremitäten, die man auf gleiche Weise vermeiden soll. Aus verdrießlicher Laune oder aus übel verstandener Strenge nicht Antheil an vertraulichen Unterredungen nehmen, zeigt entweder Verachtung oder Mißtrauen. Immer reden, ohne die Andern jemals anzuhören, ist eine Art Vermessenheit und Tyrannei in einer Sache, die freistehen soll, wie keine andere in der Welt."

Auch erinnert er, der heilige Ludwig habe es mißbilligt, daß man heimlich redete, wenn man in Gesellschaft, bei Tische oder im Rathe war. Der Grund, den dieser heilige König angibt, ist, weil, wenn es etwas Nützliches oder Angenehmes ist, die Höflichkeit es erfordert, daß Jedermann es höre; ist aber das Geheimniß wichtig, so soll man warten, bis man an einem andern Orte sei, darüber sich zu besprechen.

Uebrigens hatte der heilige Prälat eine so große Abneigung gegen Alles, was die Aufrichtigkeit irgend beleidigte, daß er auch die geringste doppelsinnige Rede nicht dulden konnte. Er sagte zuweilen sehr freundlich, erinnert der Bischof von Belley: „Durch diesen theologischen Kunstgriff wolle man die Lüge heilig sprechen." Auch sagte er noch: Gott führe den Gerechten auf geraden Wegen, weil sein Herz gerade sei; und Solche, die auf schiefen und finstern Wegen wandelten, wären nicht Kinder der Geradheit und des Lichtes. „Wenn der Mund, der da lügt," fuhr er fort, „die Seelen tödtet, was wird nicht erst die betrügerische Zunge thun, die aus einem Herzen und einem Herzen spricht, nämlich die das Herz theilt? Und ist nicht, wie ein Prophet spricht, das getheilte Herz der Tod? Auch sind es die Doppelherzigen, von welchen der königliche Psalmensänger spricht: „Es komme der Tod über sie; und sie sollen lebendig in die Hölle hinabfahren."

Der nämliche Bischof fügt noch bei: der heilige Prälat habe von der Lehre doppelsinniger Reden gesage, was unser Herr von den Schriftgelehrten und Pharisäern sagte: sie durchreisten Land und Meer, einen Proselyten zu gewinnen; und hätten sie ihn dann nach ihrer Weise unterrichtet, so machten sie ihn nicht tugendhaft, sondern doppelt strafbar. Eben so sagte er: „Jene, die da erachten, die Wahrheit durch die Arglist doppelsinniger Worte zu retten, tödten und ersticken dieselbe auf zweifache Weise. Und da nichts so sehr als der Doppelsinn die Wahr-

heit und Einfachheit beleidigt, die nur Eins und dasselbe sind: gibt es da je etwas Falscheres als den Doppelsinn?"

Man kann in wenig Worten sagen, daß, weil dem Menschen die Sprache gegeben wurde, seinen Gedanken auszudrücken, Alles was dahin führt, diesen Gedanken zu verstellen, gegen den natürlichen Gebrauch der Sprache ist. Sie ist dann nicht mehr ein Band der Gesellschaft, wie Gott es beabsichtigte; umgekehrt vielmehr verdirbt und zerstört sie dieselbe. Was also kann man besseres thun, als vor den Lügnern zu fliehen, und keinen Umgang mit Allen zu haben, welche die Sprache nur anwenden, um zu betrügen? Dies aber gilt von der doppelsinnigen Rede wie von der Lüge; beide streben nach dem nämlichen Ziele, nämlich dahin, den Gedanken zu verbergen, zu täuschen und zu überlisten. Ist es also nicht rathsam, die Wahrheit zu sagen, so ist es besser zu schweigen, als dieselbe durch eine Arglist zu verbergen, die der christlichen Aufrichtigkeit unwürdig ist.

19.

Von der Sanftmuth und Geduld, und von Mitteln wider den Zorn. Gesinnungen des heiligen Prälaten über diesen Gegenstand.

Da, wo der heilige Franz von Sales über die Sanftmuth, seine Lieblingstugend, zu sprechen hat, von welcher er während seines ganzen Lebens die

sprechendsten Beispiele gab, erinnert er erstens, daß sie aus allen Tugenden Diejenige ist, die unser göttlicher Heiland, Jesus Christus, am meisten durch Worte und Beispiele empfohlen hat. „Lernet von Mir," sprach Er; „denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen!" Der Grund dessen liegt darin, weil die ganze Lehre des Heilandes nur dahin zielt, uns zu lehren, was wir Gott, dem Nächsten und uns selbst schuldig sind. Die Demuth setzt uns in den Stand der Unterwerfung und der Abhängigkeit gegen Gott; sie lehrt uns selbst kennen; die Sanftmuth aber bildet in unsern Herzen die Gefühle der Zartheit und des Mitleids, die wir für den Nächsten haben sollen; und erwirkt uns jene glückselige Ruhe, deren Werth Alles übersteigt.

Hierauf bemerkt er zum Lob dieser göttlichen Tugend, daß sie die Vollkommenheit der Liebe selbst ist, welche alle übrigen Tugenden vervollkommnet; weil sie selbst nie vortrefflicher ist, als wenn sie geduldig und sanftmüthig ist. Dasselbe hatte schon früher als er der heilige Bernardus erinnert; und wirklich sind diese beiden Grundzüge der Nächstenliebe so wesentlich, daß man nicht nur behaupten kann, sie sei ohne dieselbe nicht vollkommen; sondern auch, sie habe ganz und gar kein Daseyn, wenn sie ohne Geduld und Sanftmuth wäre.

Nachdem nun der heilige Prälat die Sanftmuth mit so großen Lobsprüchen erhoben hat, weist er derselben als ihre vorzüglichste Aufgabe die Mäßigung des Zornes, jener furchtbaren Leidenschaft an, de-

ren Wirkungen oft so schrecklich und so unwürdig nicht nur eines in der Schule Jesu Christi gebildeten Christen, sondern sogar solcher Menschen sind, die nur dem Lichte der einfachen Vernunft folgen. Bei dieser Gelegenheit führt er jene Ermahnung an, die Joseph seinen Brüdern gab, als er sie von Aegypten in das Haus ihres Vaters sandte: „Zürnet einander nicht auf dem Wege!" und der heilige Prälat will, daß dieser Ausspruch uns als Richtschnur diene. Er betrachtet das gegenwärtige Leben als einen Weg, auf dem wir wandeln müssen, in jenem glückseligen Leben anzukommen. Da wir aber auf diesem Wege nicht allein sind, sondern Jedermann gleich uns auf demselben vorüber geht, und man einander oft begegnet, stößt, drängt und verwirrt, will er, daß wir uns einen großen Vorrath von Sanftmuth anschaffen, den Frieden der Seele zu bewahren, und Allem zu widerstehen, was die Ruhe derselben stören könnte. Und weil der heilige Prälat wußte, wie selten und wie schwer es ist, daß der Zorn ohne Sünde sei, verbietet er denselben durchaus und ohne Ausnahme. „Ich sage euch deutlich und ohne Ausnahme," fährt er fort: „Erzürnet euch niemals, wo möglich, und lasset keinen Vorwand zu, was immer für einer es seyn mag, die Thür eures Herzens dem Zorn zu erschließen; denn der heilige Apostel Jacobus spricht in wenig Worten und ohne Vorbehalt: der Zorn des Mannes wirkt die Gerechtigkeit Gottes nicht."

Hernach zeigt er den Zorn in Begleitung der Heftigkeit, des Hasses, der Rache und Wuth, gleich einem, von seinen Schergen begleiteten Tyrannen, der, um also zu sprechen, die Vernunft in Fesseln schlägt, die Seele unterjocht, aller ihrer Kräfte sich bemächtiget und dieselben wider sie selbst wendet, sie auf tausendfach verschiedene Weise zu zerreißen. Und dann schließt er mit dem heiligen Augustinus aus den Zerrüttungen, die der Zorn anzurichten pflegt, es sei weit besser, dieser wüthenden Leidenschaft den Eingang in unser Herz gänzlich zu versagen, wie gerecht und nothwendig sie auch scheinen möge, als sie unter was immer für einem Vorwande einzulassen; weil es, wenn sie einmal eingelassen ward, beinahe unmöglich ist, sie daraus zu vertreiben.

„Kann sie einmal eine Nacht gewinnen," fährt er fort, „und geht, (was der Apostel verbietet), die Sonne unter, ohne daß wir sie aus unserm Herzen verbannt haben, dann wandelt sie sich in Haß, dann ist es beinahe nicht mehr möglich, ihrer los zu werden. Denn alsdann kräftiget und nährt sie sich mit vielfachem Argwohn und mit einer zahllosen Menge falscher Ueberredungen; da Niemand je sich überzeugen konnte, sein Zorn sei ungerecht. Besser also ist es, ohne Zorn zu leben, als denselben mäßig und weise gebrauchen zu wollen. Widerfährt es uns also, daß wir, aus Unvollkommenheit oder aus Schwäche, davon überfallen werden, so ist es besser, denselben sogleich zurückzudrängen, als mit ihm unterhandeln zu wollen. Denn

wie wenig Raum man ihm auch gestatten mag, bemächtigt er sich dennoch des Herzens, gleich der Schlange, die leicht mit dem ganzen Körper eindringt, wo sie einmal mit dem Kopf eindringen konnte.

Da aber alle unsre Anstrengungen wider den Zorn oft nur dazu dienen, denselben noch mehr zu reizen, will er, daß wir, nach dem Beispiel der Apostel, unsre Zuflucht zu Gott nehmen, wenn der Sturm uns zu verschlingen droht; denn nicht minder befiehlt Er unsern Leidenschaften als den Winden und dem Meere; und es wird auch keine geringere Macht erfordert als die seinige, die Stürme zu besänftigen, die der Zorn in unsern Seelen zu erregen pflegt. Ob man jedoch seine Zuflucht zum Gebet nehme, oder ob man was immer für ein anderes Mittel wider den Zorn anwende, gibt der heilige Prälat eine wichtige, auf die Erfahrung gegründete Lehre. Man soll nämlich diese Leidenschaft mit Sanftmuth behandeln; denn die Gewaltthätigkeit, die man anwenden könnte, würde nur dahin wirken, ihn zu erbittern; „und dies, spricht er, muß man bei allen Mitteln beobachten, die man wider dies Uebel anwendet."

Da es indessen sehr schwer ist, wie behutsam man auch seyn mag, daß man nicht zuweilen plötzlich von einer Leidenschaft ergriffen werde, die aus einer Kleinigkeit entstehen kann, will er, daß man die Fehler, zu welchen sie verleitet hat, durch irgend eine sanftmüthige Handlung bessere, die man sogleich gegen die Personen üben soll, wider welche wir in Zorn geriethen. „Denn," fährt er fort, „gleich wie es ein

Hauptmittel wider die Lüge ist, solche auf der Stelle zu widerrufen, sobald man dieselbe wahrnimmt, also ist es auch ein treffliches Mittel wider den Zorn, solchen alsogleich durch irgend ein Werk der Sanftmuth zu bessern; denn frische Wunden sind, wie das Sprichwort sagt, am leichtesten zu heilen."

Ferner auch will er, daß man zur Zeit der Ruhe, wenn man nämlich keine Ursache hat, zu zürnen, ernstlich über die schändlichen Zerrüttungen nachdenke, die der Zorn im Stande ist anzurichten; daß man von allen seinen bösen Seiten ihn ansehe, und sich selbst überzeugen, wie sehr derselbe der Sanftmuth und der Geduld widerstrebt, die Jesus Christus uns so sehr empfohlen hat; daß man endlich einen großen Vorrath von Geduld sich anschaffe und sich übe, mit Sanftmuth zu sprechen und zu wirken.

Er führt hinsichtlich dieser Tugend die Dinge so weit, daß er nicht will, daß man über erlittene Beleidigungen spreche, noch darüber klage. Die Ursache dessen ist, daß die Eigenliebe solche immer vergrößert, so daß man niemals mit Mäßigung darüber spricht; daß unsre Klagen übertrieben sind; daß solche uns oft, wie wie man zu sagen pflegt, in Harnisch bringen; und daß sie, weil sie aus einem geringen Unrecht, das man uns etwa gethan hat, ein ungeheures Bild macht, uns zu gewaltsamen Vorsätzen führt, die der Sanftmuth eines Jüngers Jesu Christi höchst entgegen sind. Ja es geschieht sogar, daß wir, statt unser Leid Menschen zu klagen, die sanften Gemüthes sind, auf heftige Personen treffen, die, ent-

weder wegen ihrer eigenen Gesinnungen oder aus geheimem Eigennutz Alles übertreiben.

Er gibt noch eine sehr wichtige Warnung für die Großen dieser Welt bei. Diese nämlich sollen sich noch weniger beklagen als Andere; weil sie, wenn sie sich beklagen, sich selbst dadurch zum Zorn reizen; und, da sie eine größere Macht in Händen haben, oft wegen Dingen, welche die Leidenschaft vergrößerte, und die bei weitem nicht so sind, wie sie dieselben sich vorstellen, zu äußerst gewaltthätigen Mitteln schreiten. Er erinnert, daß sie nie genug vor den Schmeichlern auf ihrer Hut seyn können, von welchen sie oft umgeben sind; daß diese Art Menschen, die der Niederträchtigkeit ergeben sind, nie unterlassen, ihnen beizustimmen, und ihren Zorn durch scheinbare Gründe höher anzufachen; und immer ist dies der Fall, wenn Derjenige über den man klagt, im Glücke ist. Denn da jeder Schmeichler ein Neider ist, strebt er dann, ihn dadurch zu verderben, daß er in dem Herzen des Fürsten einen Haß vermehrt, der erst zu entstehen begann, und der vielleicht von selbst erloschen wäre.

Da es indessen sich nicht läugnen läßt, daß es Gelegenheiten gibt, wo man sich beklagen darf, ja wo es sogar zur Pflicht wird, zu klagen, erlaubt auch der heilige Prälat, daß man dies thue, wenn die Nothwendigkeit dazu verpflichtet; doch soll es in sanften, einfachen Worten geschehen; ohne dabei zu übertreiben oder etwas beizufügen, das die Leiden-

schaft befriedigte; oder die Absicht zeigte, von Andern beklagt zu werden.

Also schrieb der heilige Prälat, als er erfahren hatte, daß man den Herzog von Nemours durch Verleumdungen heftig gegen ihn und sein Haus erbittert hatte, diesem Fürsten einen Brief, worin er sich beklagte; doch war dieses Schreiben so sanftmüthig und so gemäßigt, daß darin nicht die mindeste Entrüstung wider Diejenigen erschien, die seine Leichtgläubigkeit mißbraucht hatten. Doch, gleich als ob er in diesem so sehr gemäßigten Schreiben den natürlichen Empfindungen zu viel eingeräumt hätte, schrieb er zur nämlichen Zeit an Einen seiner Freunde einen Brief, worin er dies zu bereuen schien, und betheuerte, er werde in Zukunft der Vorsehung sich gänzlich überlassen, nur wollen, was sie will, und die Sorge für seine Ehre und für seinen guten Ruf ihr gänzlich anheimstellen.

Also gab er auch bei einer andern Gelegenheit, als Einer seiner Freunde ihm einst den Vorwurf machte, er behaupte seinen bischöflichen Charakter nicht gut, wenn er sich also verleumden lasse, ohne sich zu vertheidigen, diese edle Antwort, die seine ganz wunderbare Sanftmuth im schönsten Lichte zeigt: „Das Stillschweigen vertheidigt mich besser als Alles, was ich sagen könnte; und dann, möchten Sie etwa, daß ich in einer Viertelstunde die wenige Sanftmuth verlöre, die ich seit zwei und zwanzig Jahren bemüht war, zu erwerben?

Uebrigens verleitete diese wunderbare Sanftmuth des heiligen Prälaten ihn nicht, wie Einige es sich einbildeten, zu einer weichlichen Willfährigkeit; er war fest, standhaft, hochsinnig, wenn es seyn mußte; aber er verstand es, Festigkeit und Sanftmuth zu vereinigen. Dies aber verstehen Manche nicht; und daraus geht nicht selten, statt der bischöfchen Festigkeit eine übel verstandene Unbeugsamkeit hervor. Darum auch sprach er, und dies sind seine eigenen Ausdrücke: „Man muß zwar den Bösen widerstehen, und die Laster Derjenigen, die uns untergeben sind, standhaft und edelmüthig anhalten; doch muß dies sanft und friedlich geschehen."

20.

Fortsetzung des nämlichen Gegenstandes.

Von der wahren und falschen Sanftmuth; und von der Sanftmuth, die man gegen sich selbst beobachten soll.

Alles, was von der Sanftmuth gesagt ward, scheint nur jene Sanftmuth anzugehen, die unser Betragen hinsichtlich des Nächsten ordnet; und Manche werden vielleicht erachten, diese Tugend habe keinen andern Zweck. Diesen jedoch stimmt der heilige Prälat nicht bei. Er verlangt zwar, man sollte sanft und freundlich gegen den Nächsten seyn; doch wollte er auch, daß man die Sanftmuth gegen sich selbst anwendete. „Ein vortrefflicher Gebrauch, den wir von der Sanftmuth machen können," spricht dieser heilige Bischof, „ist der, dessen Gegenstand in uns

selbst ist, und der darin besteht, uns niemals über uns selbst, über unsre Fehler und Unvollkommenheiten zu ärgern. Denn will auch die wahre Vernunft, daß wir, wenn wir Fehler begehen, Mißfallen daran haben, so müssen wir uns dessen ungeachtet hüten, ein herbes, verdrießliches und bitteres Gefühl darüber zu hegen: und hierin fehlen Viele, die, wenn sie in Zorn geriethen, sich ärgern, daß sie sich ärgerten, verdrießlich werden, daß sie verdrießlich wurden, und sich entrüsten, daß sie sich entrüsteten."

Er behauptet, dies sei ein Mittel, den Zorn zu unterhalten. Denn scheint es auch, daß der erste Zorn den zweiten zerstöre, so ändert er doch nur seinen Gegenstand. Ob man wider einen Andern, oder ob man wider sich selbst zürne, zürnt man darum dennoch; und immer war der Zorn ein schlechtes Mittel wider den Zorn. Er fügt noch mit großem Rechte bei, daß dieser Zorn, dieser Aerger und diese Erbitterungen wider sich selbst, aus der Hoffart und Eigenliebe hervorgehen, die über unsre Unvollkommenheiten und Schwächen sich verwirren und beunruhigen; und daß die Beschämung über die oftmaligen Rückfälle in die Sünde nicht selten mehr von einer geheimen und im Grunde des Herzens verborgenen Eitelkeit, als von einer aufrichtigen Reue ausgehen, Gott beleidigt zu haben. „Wir müssen also," fährt er fort, „ein wahres Mißfallen an unsern Fehlern haben; und dies Mißfallen muß fest und ständig, allein es muß auch ruhig, sanft und friedlich seyn. Denn gleichwie ein Richter die Bösen weit bes-

ser bestraft, wenn er seine Urtheile mit Vernunft und ruhigem Gemüthe, als wenn er sie mit Leidenschaft und Ungestüm fällt; weil er, wenn er solche leidenschaftlich fällt, die Fehler nicht nach dem bestraft wie sind, sondern nach dem Zustande, worin er selbst ist: also bestrafen wir selbst uns auch weit besser durch eine ruhige und ständige, als durch eine erbitterte, heftige und zornige Reue; weil diese stürmische Reue nicht der Natur unsrer Fehler, sondern unsern Neigungen gemäß ist."

Es erkennt jedoch der heilige Prälat, daß es hartsinnige und ungelehrige Gemüther gibt, und daß zuweilen so heftige Neigungen und so starke und tief gewurzelte Gewohnheiten sich bilden, daß solche sich nur durch große Strenge gegen sich selbst überwinden lassen. Dann muß man freilich diese Strenge anwenden; indessen will er, daß man immerhin zu einem sanften und heiligen Vertrauen auf Gott zurückkehre; gleich dem königlichen Propheten, der, nachdem er seine Seele durch Vorwürfe betrübt hatte, mit welchen er nach seinem schweren Falle sie demüthigte, solche abermal mit Sanftmuth erhob und sprach: „Warum bist du traurig, meine Seele, und warum betrübst du dich? Hoffe auf Gott; denn noch werde ich Ihn preisen, der mein Gott ist und mein Heil!"

„So erhebe denn," fährt er fort, „dein Herz ganz sänftlich, wenn dasselbe irgend gefallen ist, und demüthige durch die Erkenntniß deines Elendes dich tief vor Gott; ohne jedoch über deine Fälle zu

erstaunen; da es eben nichts Erstaunliches ist, wenn die Gebrechlichkeit gebrechlich, die Schwäche schwach und die Armseligkeit armselig ist. Verabscheue aber nichts desto minder vor allen Dingen die Beleidigung, die du Gott angethan hast, und dann kehre, mit gänzlichem Vertrauen auf seine Barmherzigkeit, abermal zur Tugend zurück, von der du abgewichen bist."

Der heilige Prälat spricht auch noch, es gebe zwei Arten der Sanftmuth, eine wahre und eine falsche; eine, die nur scheinbar, und eine andere, die wirklich und gründlich ist; eine, die nur in Worten besteht, und eine andere, die ihren Sitz im Herzen hat. Er lobt die eine so sehr, als er die andere tadelt. „Worte, die eine gesuchte Sanftmuth an sich hatten," spricht der Bischof von Belley, „waren unserm heiligen Prälaten verdächtig. Ziererei und Gezwungenheit sind oft Zwillinge; selten ist eine ohne die andere; und die Gezwungenheit ist niemals frei von einer gewissen Falschheit."

Der heilige Geist, fuhr er fort, spricht von jener heiligen Braut im hohen Liede, sie habe Honig und Milch unter der Zunge gehabt. (Hoh. L. 4.) Er sagt nicht auf der Zunge, als ob ihre Sanftmuth nur auf dem Rand der Lippen gewesen wäre; sondern unter der Zunge: um zu zeigen, daß sie aus der Brust kam, und herzlich war; da der Mund aus der Fülle des Herzens spricht. — „Die Worte der wahren Sanftmuth," fügt er bei, „sind gerade, freimüthig, unbefangen, aufrichtig, und nichts desto

minder sanft. Die Worte der falschen Sanftmuth hingegen sind schmeichelhaft bis zum Uebermaß, und unter diesen Blättern ist die Schlange falscher Absicht verborgen. . . Als der Verräther Judas seinen Herrn verkaufen wollte, küßte er ihn und sprach: Sei gegrüßt, Meister! und Joab tödtete desgleichen den Amasa unter freundschaftlichen Begrüßungen. Das untreue Weib liebkost ihrem Mann um so mehr, als sie ihm ungetreuer ist; um durch diese falschen Freundschaftsbezeigungen ihm jeden Schatten der Eifersucht zu benehmen.

Es gibt nach dem heiligen Prälaten auch noch einen andern Unterschied zwischen der wahren und falschen Sanftmuth. Diese letztere nämlich duldet Alles, sogar die größten Fehler, ohne dieselben zu rügen; sie ist feigherzig, furchtsam, schmeichlerisch. Die wahre Sanftmuth hingegen ist stark und muthig; und darum auch sprach der heilige Prälat: „Man müsse den Bösen widerstehen und die Laster Derjenigen anhalten, die uns untergeben sind.“ Doch dürfen, nach ihm, diese Festigkeit und Ständigkeit nicht aus Laune, aus Stolz, aus Hoffart und aus Eigensinn fließen; sondern aus der Sanftmuth selbst, die, wenn es seyn muß, fest, ständig und muthvoll ist; und dies bewog ihn beizusetzen: „man muß zwar standhaft und muthig, aber sanft und friedlich rügen.“

Dies war das wahre Gepräge der Sanftmuth des heiligen Prälaten. Niemand war sanftmüthiger als er; aber auch Niemand war fester und hochsinniger in den betreffenden Gelegenheiten. Gleichweit

entfernt von der Härte, die nichts vergibt und von der weichlichen Nachgiebigkeit, die Alles entschuldigt, betrachtete er, wie der Bischof von Belley spricht, als einen vortrefflichen Grundsatz jenen Ausspruch des Weisen: „Die Wunden des Freundes sind besser und ersehnlicher als die betrüglichen Küsse des Schmeichlers;" und oft sprach er mit dem königlichen Propheten: „der Gerechte soll mich zurechtweisen, und ich will es als Barmherzigkeit betrachten; nimmer aber soll das Oel des Sünders mein Haupt salben." Das heißt, nach seiner Erklärung, nimmer sollen schmeichelnde Worte durch meine Ohren in mein Herz eindringen, dasselbe durch Eitelkeit und Vermessenheit zu vergiften."

Er benahm sich gegen Andere, wie er wollte, daß man sich gegen ihn benehmen möchte, immer demüthig, immer sanftmüthig, und niemals schmeichlerisch. Darum auch sprach der treffliche Heinrich IV., „er liebe ihn, weil er ihm niemals geschmeichelt habe." Und auch die heilige Chantal, die von ihm gesagt hatte, „er sei die Zuflucht, die Hilfe und Stütze aller Betrübten; nie habe man ein so sanftmüthiges, so demüthiges, so mildes und so freundliches Herz als das seinige gesehen;" bemerkte gleichwohl, „er habe die kühnste und muthigste Seele gehabt, die sie je gekannt, die Arbeit zu ertragen, und die Unternehmungen zu verfolgen, die Gott ihm einflößte."

Es sind also die Charaktere nicht unvereinbar: sanftmüthig, freundlich, mitleidig und dabei zugleich kühn, fest, muthvoll und standhaft zu

seyn; Laster und entgegen gesetzte Tugenden treffen niemals zusammen; die Tugenden aber stimmen immer mit einander überein, wenn sie wohl verstanden werden; eine schließt die andere nicht aus; dazu aber wird ein wohlgebildeter Geist und ein großes Herz erfordert, das nicht Jedermann besitzt. Die meisten Tugenden sind Tugenden aus Temperament. Sind sie aber Gaben der Gnade und versammelt die Gnade dieselben, dann stimmt nichts besser überein als die Tugenden unter einander, sogar jene, die einander entgegen gesetzt scheinen. Man sage also nicht ferner, die äußerste Sanftmuth des heiligen Franz von Sales habe ihn gegen Weltleute und Sünder zu nachsichtig gestimmt, und bewogen, von der Strenge des Evangeliums abzuweichen. Er selbst war ein viel zu genauer Befolger desselben, als daß er Andere davon freigesprochen hätte; eine Sanftmuth, die bis dahin ginge, wäre keine Tugend mehr; hätte aber die Sanftmuth des heiligen Bischofs ihn zum Verräther an seinem heiligen Amte gemacht, so hätte die Kirche, die immer von dem nämlichen Geiste beseelt ist, ihn nicht während seines Lebens und nach seinem Tode als einen der größten Prälaten erkannt, den sie je gehabt hat.

21.

Von Prozessen. Wie sehr solche dem Geiste des Evangeliums widerstreben; und wie sehr man, dem heiligen Prälaten zufolge, dieselben vermeiden soll.

Da Rechtsstreitigkeiten den Frieden so wenig unter den Menschen begründen, daß sie vielmehr nur dazu dienen, Haß, Erbitterung und Rachsucht zu

unterhalten, gibt es in der That nichts, das der Nächstenliebe und der Sanftmuth Jesu Christi mehr entgegen wäre, die der göttliche Heiland uns so dringend empfohlen hat. Deswegen auch hielt der heilige Prälat Alle davon ab, die unter seiner Leitung standen, und nach seinen Gesinnungen sich richteten. Konnte er solche vorhersehen, so wartete er nicht, bis man ihn um seine Meinung fragte; er kam zuvor, und unterließ nichts, dem Herzen den Eigennutz und die Entrüstung zu entreißen, die beinahe immer die unglückseligen Quellen der Streitigkeiten sind, welche oft selbst unter Solchen sich entspinnen, welche die Natur aus dem nämlichen Blute gebildet hat. Dies bewog ihn, mit so großem Nachdruck an eine junge Dame zu schreiben, die sich unter seine Leitung begeben, und nichts desto minder einen Prozeß angefangen hatte.

„Wie lange noch," sprach er zu ihr, „streben Sie nach andern Siegen über die Welt, als nach solchen, die unser Herr über sie errungen hat? Was that dieser Herr der Welt! Und fürwahr, liebe Tochter! Er war der rechtmäßige Herr der Welt! Aber stritt Er je gerichtlich, um nur so viel zu haben, wohin Er sein Haupt zur Ruhe niederlegen könnte? Zahlloses Unrecht beging man wider Ihn. Welchen Rechtsstreit leitete Er jemals ein, sich zu vertheidigen? Vor welchen Richterstuhl ließ Er je einen Menschen berufen? Nicht einmal die Juden, die Ihn kreuzigten, wollte Er vor Gottes Gerichte berufen; vielmehr rief Er seine Barmherzigkeit für sie an."

Diesem Beispiele Jesu Christi, das fürwahr Allen zur Richtschnur dienen sollte, die Ihn als das Vorbild betrachten, nach welchen sie sich richten sollen, fügt er dann seine Lehre, und sein ausdrückliches Verbot bei, zu Rechtsstreiten seine Zuflucht zu nehmen, sogar um sein Vermögen zu vertheidigen, wenn man dasselbe uns ungerechter Weise entreißen will. „Denn dies," spricht der heilige Prälat, „wollte Er uns durch diese Worte bedeuten: Wer vor Gericht deinen Rock dir hinwegnehmen will, dem gib auch noch deinen Mantel."

„Ich bin keineswegs abergläubig," fährt er fort, „und ich tadle Diejenigen nicht, welche Prozesse führen, wenn anders dies in Wahrheit, in Gerechtigkeit und vor Gericht geschieht. Aber ich sage, ja ich schreie, ja ich möchte, wenn es nothwendig wäre, es sogar mit meinem Blute unterschreiben, daß, wer immer vollkommen und ein wahres Kind Jesu, des Gekreuzigten, seyn will, diese Lehre unsres Herrn befolgen soll. Mag immerhin die Welt knirschen, die Klugheit des Fleisches schreien, mögen die Richter dieser Welt so viele Vorwände und Entschuldigungen erfinden, als immer sie wollen; aller Klugheit muß dieser göttliche Ausspruch vorgezogen werden: Wer deinen Rock dir gerichtlich hinweg nehmen will, dem überlaß auch den Mantel!

Mit dem Ansehen Jesu Christi vereint er auch das Ansehen des großen Apostels Paulus, den man den ersten und vortrefflichsten Ausleger des Evangeliums nennen kann. Er führt also erstens jene Stelle

aus dem ersten Sendschreiben an Timotheus an, wo der heilige Paulus die Christen verhält, mit dem Nothwendigen sich zu begnügen, und dadurch den Stoff zu einer zahllosen Menge Prozesse entfernt: „Wenn wir also Nahrung und Kleidung haben, sollen wir zufrieden seyn." Dieser Stelle fügt er eine Andere aus dem ersten Sendschreiben an die Corinther an, wo der Apostel die Rechtsstreitigkeiten ohne Unterschied klar und bestimmt verdammt: „Es ist schon eine Sünde unter euch, daß ihr Rechtsstreite unter einander habet. Warum duldet ihr nicht lieber das Unrecht? Warum duldet ihr es nicht lieber, daß man das Eurige euch nehme?" — Aber welche Sünde begingen sie denn, fragt der heilige Prälat, wenn sie Prozesse führten? „Dies war die Sünde," antwortete er, „sie gaben den Heiden Aergerniß, welche sprachen: Sehet doch, wie die Christen die Worte ihres Meisters befolgen! Er sprach zu ihnen: wer im Gericht deinen Rock dir hinwegnehmen will, dem überlaß auch deinen Mantel! Indessen sehen wir, wie sie wegen zeitlicher Güter der Gefahr sich aussetzen, die Ewigen zu verlieren."

Dann bemerkt der heilige Prälat auch noch mit dem heiligen Augustinus über diese Worte des Evangeliums, daß der Herr nicht sagt: Wer deinen Ring dir hinweg nehmen will, dem überlaß auch den Halskragen, die beide überflüssig sind, und deren man leicht entbehren kann; sondern Er spricht von dem Rock und dem Mantel, die allerdings nothwendig sind. Und dieser Bemerkung fügt er noch

eine andere über jene Stelle aus dem ersten Sendschreiben an die Corinther bei; nämlich, daß der Apostel nicht nur zu den Bischöfen, zu den Priestern und zu Personen spricht, die von der Welt sich zurückgezogen haben, sondern zu allen Christen überhaupt; und daß er an sie die Worte richtet: „Es ist schon eine Sünde unter euch, daß ihr Rechtsstreitigkeiten habet; u. d. Ü. Woraus er den Schluß folgert, daß Diejenigen, die Andern mit guten Beispielen vorgehen müssen, noch weit strenger verpflichtet sind, solche zu vermeiden.

„Aber," fährt er fort, „es wird die menschliche Klugheit sprechen: Worauf willst du uns beschränken? — Zu dulden, daß man uns verfolge; daß man unser spotte; daß man uns ausziehe; daß man uns beraube, ohne daß wir ein Wort dazu sagen? Ja, es ist wahr, fügt er bei, das will ich; oder vielmehr, nicht ich will es, sondern Jesus Christus will es in mir.... Die Inwohner Babylons verstehen zwar diese Lehre nicht; aber die Bewohner des Calvarienberges üben dieselbe."

Freilich konnte man dem heiligen Prälaten einwenden, er selbst habe ja Prozesse geführt. Aber abgesehen davon, daß er nie um seines eigenen Interesse willen, sondern wegen der Güter und Rechte der Kirche Prozeß geführt hatte, die er nun einmal zu bewahren hatte, und zu vertheidigen verpflichtet war; — ja auch abgesehen davon, daß er, wenn die Prozesse gewonnen waren, niemals den Ersatz der Prozeßkosten, die ihm gerichtlich zugesprochen

wurden, zurückforderte, und alles Mögliche anwendete, die Freundschaft Derjenigen zurück zu gewinnen, die er hatte gerichtlich belangen müssen, klagt er auch dessen in diesem Briefe sich als eines Fehlers an, den er sich nicht verzeiht. Wenn ich, spricht er darin, nicht den Ermahnungen gemäß gelebt habe, die ich Ihnen gebe, so geschah dies immer nur aus Schwäche des Herzens; ich habe den Gesinnungen der Welt zu viel nachgegeben, und sie verleiteten mich, ein Uebel zu begehen, das ich haßte." — Scheint also das Beispiel dieses großen Bischofs die Rechtsstreitigkeiten zu begünstigen, so muß, was hier von seinen Gesinnungen angeführt ward, jeden Schluß zerstören, den man etwa daraus folgern wollte.

In der Folge dieses Briefes fährt der heilige Prälat fort, die Prozesse zu verdammen, und führt die Bosheit und den Schaden an, der daraus entsteht; den Zeitverlust, die Gehässigkeiten und Abneigungen, die daraus hervorgehen; die Unredlichkeit und die ungerechten Absichten, die sie uns einflößen; die Rachsucht und die verderblichen Erfindungen, zu welchen sie uns verleiten; und den beinahe unüberwindlichen Starrsinn, der uns verblendet, uns fortreißt, und uns oft antreibt, Ansprüche zu behaupten, von denen wir selbst wissen, daß sie sehr ungerecht sind; und hält auch der natürliche Geradsinn uns ab, bis zu diesem Uebermaß zu kommen, so kann man dennoch immerhin sagen, daß Prozesse den Frieden des Herzens zerstören, und die Nächstenliebe daraus

verbannen. Welcher Gewinn aber kann je für einen so großen Verlust uns entschädigen?

„Wie viele Falschheit," fährt der heilige Prälat fort, „wie viele Kunstgriffe, und vielleicht auch wie viele Lügen, wie viele wohl bemäntelte Ungerechtigkeiten, wie viele feine und unbemerkbare Verleumdungen oder wenigstens doch Halb-Verleumdungen wendet man nicht in dieser Verwirrung der Prozesse und gerichtlichen Prozeduren an!" — Hierauf stellt er sich alle Gründe vor Augen, die diese Dame anwenden konnte, die Nothwendigkeit zu entschuldigen, in welcher sie sich befand, Prozeß zu führen; und er bekennt, daß diese Gründe allerdings stark sind; und daß es schwer ist, von denselben sich nicht fortreißen zu lassen. „Wahr ist es," spricht er, „schwer ist dies dem Menschen; aber nicht schwer ist es für den Sohn Gottes; der es auch thun wird, wenn Sie Ihn darum bitten." — Endlich nach einer sehr eindringlichen Ermahnung, ihren Prozeß durch einen Vergleich zu beendigen, fügt er noch bei: „Welche Segnungen und geistliche Gnaden werden Sie dadurch für Ihre Seele gewinnen! Sie werden eine Fülle, ja Sie werden Ueberfluß haben; Gott wird das Wenige segnen, das Sie haben; denn nicht schwer ist es Ihm, mit fünf Gerstenbroten so viel zu thun, als Salomon mit all seiner Pracht und seinem Reichthum."

Ist es aber den Christen nicht erlaubt, ihr Recht vor Gericht zu suchen, wird man sagen: wozu denn so viele Richterstühle, Streitigkeiten zu schlichten?

wozu sogar im geistlichen Stande so viele Stufen der Gerichtsbarkeit? — Erstens ist es gewiß, daß der heilige Apostel wünschte, man sollte alle Streitigkeiten durch Schiedsrichter schlichten, ohne zu gerichtlichen Stellen seine Zuflucht zu nehmen. (1. Cor. 6.) Und dies sollte wenigstens zwischen Brüdern Statt finden, wie alle Christen es sind. Da es aber nicht recht ist, die Guten der Verfolgung der Bösen preis zu geben, weil es ungelehrige, ungerechte, unruhige und kecke Gemüther gibt, die man nicht zur Vernunft bringen und dahin bewegen kann, ihrem Nächsten Gerechtigkeit zu erweisen, außer durch die Gewalt einer höhern Macht, war es nothwendig, Obrigkeiten und Gerichtshöfe einzusetzen, und die Gerechtigkeit zu bewaffnen. Also erforderte es die gute Ordnung; und da, nach dem Apostel, Alles was in der Ordnung ist, von Gott und nach Gott ist, muß man sagen und glauben, daß die Fürsten und die Obrigkeiten von Gott selbst eingesetzt wurden. Und darum auch fügt der heilige Apostel bei, wer sich wider sie erhebt, der empört sich wider Gott; und man soll ihnen gehorchen, nicht nur aus Furcht vor den Strafen, die der Ungehorsam nach sich ziehen könnte, sondern auch aus Pflicht und um des Gewissens willen.

Es ist also nicht unbedingt verboten, Prozeß zu führen; besser wäre es jedoch, es niemals zu thun. Auch muß man es niemals thun, ohne daß man dazu gezwungen sei; ohne früher alle Mittel zu einem Vergleich versucht zu haben; ohne in der Stimmung

zu seyn, solchen jedesmal anzunehmen, wenn Diejenigen, die uns unrecht thun, denselben eingehen wollen; ohne geneigt zu seyn, von seinen Rechten Einiges nachzulassen und von dem Seinigen einzubüßen, um den Frieden zu erkaufen und die Nächstenliebe zu bewahren; welche die einzige Grundveste aller Tugenden ist. Und auch dann ist es, nach dem heiligen Prälaten, nur erlaubt, in Wahrheit, Gerechtigkeit und Gericht zu verfahren. Auch darf man, sein Recht zu behaupten, weder Verleumdung, noch Ehrabschneidung, noch Lügen, noch jene Chicanen anwenden, wodurch die Geschäfte in eine endlose Länge gedehnt werden; nichts verlangen, noch vertheidigen, das nicht gerecht sei; und in dieser Absicht nur gerechte und erlaubte Mittel anwenden. Man darf, und soll sogar seine Richter bitten, und sie unterrichten; aber mit der Aufrichtigkeit eines geraden Herzens, das weit entfernt ist, die Gerechtigkeit belügen zu wollen; und ohne jene niedrigen Mittel anzuwenden, wodurch dieselbe nur bestochen wird. Ganz besonders aber soll man jener ewigen Klagen gegen den Nächsten, jenes verhaßten Geschreies, das seinem guten Rufe schadet, jener Gehässigkeiten, jenes geheimen Grolles und jener so öffentlichen und Aergerniß erregenden Rache sich enthalten. Kurz, nie soll man vergessen, daß man ein Christ ist, und daß man Prozeß gegen Brüder führt; daß es keinen so schwachen Feind gibt, der nicht am Ende schaden könne; daß die Gestalt dieser Welt vorübergeht, und daß wir über uns einen unendlich

hell sehenden, allmächtigen, unbestechlichen Richter haben, der unsere Gerechtigkeit richten, und Rechenschaft von jedem vergeblichen Worte von uns fordern wird. Mit dieser Gesinnung und Stimmung, und bei genauer Beobachtung dieser Regeln mag man vor Gericht schreiten; dennoch aber würde man selbst dabei besser thun, wenn man es unterließe; da nichts in Vergleich kommt mit dem Frieden, der Einigkeit, der Ruhe des Herzens und jener ganz göttlichen Nächstenliebe, welche die Herzen aller Christen einigen sollte, und die es so schwer ist, unter der Unruhe und Verwirrung der Rechtsstreitigkeiten zu bewahren.

Gar sehr wäre es zu wünschen, daß diese Gesinnungen des heiligen Franz von Sales einigen Eindruck auf die Gemüther wirkten; dann würden Uneinigkeiten und Aergernisse aufhören, und man würde jene zarte und brüderlich Liebe wiederkehren sehen, die ehemals alle Seelen und Herzen der ersten Christen zu Einem Herzen und zu Einer Seele verschmolz. Etwas weniger Empfindlichkeit über den eigenen Nutzen, etwas weniger Anhänglichkeit an die Güter der Erde, mehr Achtung der Güter des Himmels, mehr Glauben und Vertrauen auf die Verheißungen Jesu Christi würden dies so große Gut erwirken. Hierzu ermahnte der heilige Prälat ohne Unterlaß, so lange er auf Erden lebte; und es läßt sich nicht bezweifeln, daß er auch darum für die Kirche im Himmel bitte, wo er jenes ewigen Friedens genießt, den er mit so großer Arbeit beflissen war, unter den Menschen zu begründen.

22.

Von der Prachtliebe. Gesinnungen des heiligen Prälaten über die Wohlanständigkeit in der Kleidung.

Die Prachtliebe war immer ein sündlicher Fehler; aber die Unreinlichkeit war niemals eine Tugend. Der heilige Prälat verdammt die erste mit aller Strenge des Evangeliums; allein er billigte die Reinlichkeit und räth solche weltlichen Personen an; wie wohl er dieselbe in keinem Stande verschmäht. Er spricht also über die Prachtliebe zu Denjenigen, die in der Welt leben: man soll jener Ermahnung des heiligen Petrus folgen „Setzet eure Zierde nicht darein, daß ihr euch äußerlich schmücket, die Haare kräuselt, euch mit Gold behänget oder Kleider zum Putze anleget; sondern schmücket den innerlichen Menschen, der im Herzen verborgen ist, durch die unverderbliche Reinheit eines sanftmüthigen und friedlichen Geistes; was ein reicher und höchst edler Schmuck vor Gottes Augen ist."

Er will mit dem heiligen Apostel Paulus, daß Frauen, die nach der Frömmigkeit leben (und das Nämliche spricht er, gilt auch von Männern) anständig gekleidet und sittsam geschmückt seien. Er fügt noch bei, daß Männer, die zu sehr mit ihrem Putze sich beschäftigen, mit Recht für weibisch, Frauen aber für eitel und leichtsinnig gehalten werden. „Denn," spricht er, „wenn sie auch keusch sind, erscheint wenigstens ihre Keuschheit nicht in solchen Kleinigkeiten. Man sagt, man meine es nicht so böse; allein ich antworte hierauf, wie ich schon anderswo geantwor-

tet habe, daß der Feind des Heiles es immer böse meint." Man setzt sich also durch einen übermäßigen Putz sehr bösen Urtheilen aus; selten macht man so große Ausgaben, wendet so große Sorgfalt an, und gibt sich so viele Mühe, einem Ehegatten zu gefallen; welchem doch eine ehrbare Frau allein soll gefallen wollen. Möglich zwar wäre es, daß man keine andere Absicht hätte; allein die Welt urtheilt nicht also; und man ist für die bösen Urtheile verantwortlich, die man veranlaßt. Die Ehre und der gute Ruf einer Frau muß alle menschlichen Rücksichten überwiegen; und was dieselben auch nur im geringsten verletzen kann, muß ausgeschieden werden.

Die Kleiderpracht setzt aber auch noch großen Versuchungen aus. Nicht leicht wendet man sich an eine sittsame und sittsam gekleidete Frau; man urtheilt von ihrem Herzen nach dem, was Außen erscheint; da man erachtet, sie suche nicht zu gefallen, denkt man auch nicht, sie zu versuchen. Kleiderpracht hingegen lädt ein, lockt an und macht kühn. Wer der Gefahr nicht ausweicht, begegnet derselben oft, ohne sie zu suchen. Die schüchterne Tugend flieht vor der Oeffentlichkeit; und der böse Geist säumt niemals, die geringsten Gelegenheiten zu benutzen, die wir ihm geben, uns zu verderben. Und dies ist's, was der heilige Prälat unter jenen Worten versteht: „Man sagt, man meint es nicht böse; allein ich antworte, wie ich schon anderswo geantwortet habe, daß der Feind unsres Heiles es immer böse meint.

Was der heilige Prälat von der Kleiderpracht erinnert, läßt sich eben so auch von der Pracht in

Mahlzeiten, Pferden und Wagen und der häuslichen Einrichtung sagen. Die christliche Nächstenliebe gestattet es nicht, daß man so viele überflüssige Ausgaben mache, indeß es den Armen, die unsre Brüder sind, an Allem fehlt, und sie oft Hungers sterben. Mit welchem Auge kann wohl ein Christ seinen Heiland sehen, der in seinen armen Gliedern eine beschämende Nacktheit erleidet, während eine Menge unnützer Diener, und was noch ärger ist, sogar die Wände seiner Zimmer reich gekleidet sind? Kann man nicht bei solchen Gelegenheiten anwenden, was der heilige Augustinus spricht: daß Diejenigen, die den Armen nicht beistehen, ihre wahren Mörder sind?

Indessen erkennt der heilige Prälat gleichwohl mit dem heiligen König Ludwig, den er anführt, daß der Stand jedes Einzelnen die Ausgaben dieser Art regeln müsse. Es gibt Ausgaben, die Könige, Fürsten und Personen sich erlauben dürfen, die durch ihre Geburt, ihren Rang oder ihre Stellung ausgezeichnet sind; und welche Privatpersonen nicht eben so gestattet sind, die in der Welt keine andere Auszeichnung als eine solche haben, die sie durch ihren, oft unrecht erworbenen Reichthum sich verschafften. Er gibt sogar zu, daß man hierin auf das Alter Rücksicht nehmen dürfe, und bei jungen Leuten dulden könne, was betagte Personen, verheirathete Frauen und Witwen sich untersagen sollen. Doch soll man, nach seiner Vorschrift, in jedem Alter und in jedem Stande Unnützes und Ueberflüssiges vermeiden, und immer der christlichen Sittsamkeit eingedenk seyn. Dies

sind die Gesinnungen des heil igen Bischofs uber die Kleiderpracht.

Was die Reinlichkeit betrifft, lobt und empfiehlt er dieselbe; ja er behauptet sogar, ein reines Aeußere sei ein Merkmahl eines wohl geordneten Geistes, und schildere die innerliche Ehrbarkeit ab. Auch bemerkt er, Gott fordere die körperliche Reinlichkeit von Denjenigen, die seinen Altären sich nahen und, so zu sagen, die Wächter der Frömmigkeit sind. Ueberdies auch, spricht er, man verachte gleichsam Diejenigen, mit welchen man umgehe, wenn man immer in unreinlichen Gewanden, die ihren Anblick beleidigen, unter ihnen erscheinen wolle. Empfiehlt er aber die Reinlichkeit, so will er, daß man dabei die Ziererei, so wie eiteln, überflüssigen Tand und Flitter vermeide, der nur dazu dient, die Eitelkeit zu befriedigen. „Trage dich, spricht er, so sehr nur möglich, einfach und sittsam. Diese Einfachheit und Sittsamkeit ist sonder Zweifel immer die größte Zierde der Schönheit, und die beste Entschuldigung für die Häßlichkeit.“

Der heilige Prälat war äußerst genau, alles Ueberflüssige von der Kleidung derjenigen zu entfernen, die unter seiner Leitung standen. Man kann sich erinnern, was er der Frau von Chantal über ihre Spitzen und Eicheln sagte, und wie diese heilige Witwe sogleich gehorchte; diese Bemerkungen sind zwar nicht von besonderer Wichtigkeit, allein sie zeigen, wie sehr der heilige Prälat nicht nur ein Feind der Pracht, sondern auch sogar des Ueberflüssigen in der Kleidung war.

Es verhält sich, überhaupt zu sprechen, mit der Kleidung wie mit der Rede; in beiden muß man die Ziererei vermeiden, und weder der Neuheit noch der Mode sich sclavisch unterwerfen; sich nicht brüsten, Andere zu übertreffen, und noch weiter zu gehen als sie; noch auch eigensinnig darauf zu bestehen, nicht nach der größten Anzahl sich zu richten; wenn übrigens die Regeln der Sittsamkeit genau dabei beobachtet werden. Die Sonderbarkeit war immer ein schlimmes Merkmahl; man muß dieselbe sorgfältig vermeiden; besonders in Dingen, die das Publikum betreffen.

Der heilige Ludwig, den der heilige Franz von Sales anführt, gab hierüber eine vortreffliche Regel an. Jeder, sprach er, soll sich je nach seinem Stande kleiden; so, daß die Weisen und Guten nicht sagen können: du thust zu viel; noch die jungen Leute: Du thust zu wenig! Wollen aber die jungen Leute mit der Wohlanständigkeit sich nicht begnügen, so muß man sich an die Meinung der Weisen halten."

Der heilige Prälat war nicht nur genau, die Pracht und das Ueberflüssige bei Andern zu beseitigen, sondern er selbst auch ging darin mit seinem Beispiele vor, und zwar mit einer Treue, die bis zur Gewissensängstlichkeit ging. Außer dem, was in seiner Lebensgeschichte von der Mäßigkeit erzählt ward, die an seinem Tische, von der Sittsamkeit, die in seinen Kleidern und in seiner häuslichen Einrichtung herrschte, die so weit ging, daß er nicht einmal einen Wagen hielt, sieht man aus einem seiner vertraulichen Schreiben an eine sehr fromme Dame, daß er,

seit er die Welt verlassen hatte, um in den geistlichen Stand zu treten, niemals seidene Strümpfe noch gewaschene Handschuhe trug, und sich nicht einmal solchen Papieres hatte bedienen wollen, das einen goldenen Rand hatte.

Muß man hiernach nicht erstaunen, daß man die Vermessenheit hatte, diesen großen Bischof zu beschuldigen, er sei zu nachsichtig gegen die Kleiderpracht gewesen; und daß, die derselben hold sind, es wagen, sich zu rühmen, sie befolgten seine Grundsätze? Wir wollen es nicht unternehmen, ihn zu rechtfertigen, Andere, die dazu mehr Geschick besitzen als wir, haben es bereits gethan; wir begnügen uns damit, auf seine Gesinnungen zu verweisen, die wir so eben anführten; man prüfe solche mit Aufmerksamkeit; und man wird sehen, daß es nicht möglich war, Leuten, die in der Welt leben, heiligere und besonnenere Regeln über die Sittsamkeit in Kleidern zu geben.

23.

Von erlaubten und verbotenen Unterhaltungen. Gesinnungen des heiligen Franz von Sales über das Spiel. Regeln für Weltleute.

Gleichwie in der Wahl der Unterhaltungen, in der Zeit, die darauf verwendet wird, und in der Neigung, mit welcher man sich dazu könnte hinreißen lassen, Unordnung Statt finden kann, also ist es auch, nach dem heiligen Prälaten, ein Fehler, so strenge und ungesellig zu seyn, daß man keine Art Erholung sich gönnen, noch auch Anderen erlauben wolle, sich zu

erheitern. Man muß also, spricht er, dem Geist und dem Körper etwas gestatten; und sie bedürfen einer unschuldigen Erheiterung, damit sie nicht unter der Arbeit erliegen. Man muß zwar beide als Feinde ansehen, denen man mißtrauen, und gegen die man beständig auf der Hut seyn soll die man aber nicht zu Boden drücken darf; besonders wenn man beide verwendet, wie man sie verwenden soll, und sie, mit dem Apostel zu sprechen, nicht der Missethat dienen läßt.

Der heilige Prälat stützt diese Gesinnung erstens auf die richtige Vernunft, die solche billigt, und dann auf jenes Beispiel des heiligen Evangelisten Johannes, das in der Kirchengeschichte angeführt wird. Man liest nämlich daselbst, daß einst ein Jäger diesem großen Apostel begegnete, der ein Repphuhn auf der Hand hielt, mit welchem er sich ergetzte. Es ist also erlaubt, sich je zuweilen zu unterhalten; und der heilige Prälat bemerkt darüber, es gebe so ehrbare und so erlaubte Unterhaltungen, daß man, um dieselben gehörig zu gebrauchen, nur jener allgemeinen Klugheit bedarf, die allen Dingen ihren Rang, ihre Zeit, ihren Ort und ihr Maß anweist. Als Beispiele ehrbarer und erlaubter Unterhaltungen führt er den Spatziergang, die Unterredung, die Jagd, Gesang und Musik an. Doch so unschuldig auch diese Unterhaltungen sind, will er dennoch nicht, daß man sich eine Beschäftigung daraus mache; noch, daß man zu viele Zeit darauf verwende; noch daß man denselben zu leidenschaftlich sich hingebe, und darüber die Pflichten seines Standes vernachlässige;

und dies ist's, was er durch die Worte ausdrücken will, die Klugheit müsse Zeit und Ort regeln, und einer jeden das richtige Maß vorschreiben, das sie haben sollen.

Der heilige Prälat spricht aber auch noch von andern Unterhaltungen; und dies sind, sagt er, jene, bei welchen der Gewinn der Geschicklichkeit des Körpers oder des Geistes als Preis und Belohnung ertheilt wird. Von dieser Art sind das Ballspiel, das Kolbenspiel und das Schachspiel. Diese Unterhaltungen, spricht er, sind gut und erlaubt; wofern anders man dabei das Uebermaß in der Zeit, die man darauf verwendet, und im Preise vermeidet, den man darauf setzt. „Denn," spricht er, „verwendet man zu viele Zeit darauf, so ist es kein Spiel mehr, sondern eine Beschäftigung; es heißt dies nicht, den Geist und Körper sich erholen lassen; sondern den einen betäuben und den andern niederdrücken. Ist aber, fährt er fort, der Preis, nämlich der Satz, um den man spielt, zu groß, so ist es, abgesehen davon, daß die Freundschaft Derjenigen, die mit einander spielen, dadurch kann gestört werden, auch ungerecht, einen so hohen Preis auf eine Geschicklichkeit zu setzen, die so wenig wichtig und eben so unnütz ist, als das Spiel selbst."

Hernach empfiehlt er über Alles, aus dem Spiele keine Leidenschaft zu machen; denn wie ehrbar immerhin eine Unterhaltung seyn mag, ist es dennoch ein sündlicher Fehler, sein Herz daran zu hängen. „Ich sage nicht, fährt er fort, daß man kein Vergnügen haben soll, so lange man spielt, weil man

sonst sich nicht dabei ergetzen würde; sondern ich sage, man soll sich daraus keine Leidenschaft machen; so daß man gierig darnach verlange, oder demselben mit zu großer Hastigkeit sich ergebe.

Was die Hazardspiele betrifft, wie die Würfel- und gewisse Kartenspiele, wo der Gewinn vorzüglich vom Zufall abhängt, verdammt er solche ohne Beschränkung und Ausnahme. „Sie sind, spricht er, nicht nur gefährlich, sondern auch durch ihre Natur böse und verwerflich; und darum auch sind sie sowohl durch geistliche als durch weltliche Gesetze verboten." Der heilige Prälat erweist die Ungerechtigkeit derselben aus drei Gründen. Der Erste ist, weil in diesen Spielen der Gewinn nicht von der Vernunft, sondern vom Zufall abhängt; der oft Denjenigen begünstiget, der nichts von seiner Geschicklichkeit erwarten konnte; dies aber kann die Vernunft und die Gerechtigkeit nimmermehr dulden. „Du wirst mir einwenden, spricht er, daß du auf diese Weise dabei übereingekommen bist. Dies gilt allerdings, um zu zeigen, daß, wer da gewinnt, kein Unrecht an den Andern begehe; nimmer aber erfolgt daraus, daß euer Vertrag, noch folglich auch das Spiel, gerecht und vernünftig sei. Denn der Gewinn, welcher der Preis der Geschicklichkeit seyn muß, wird zu einem Preise des Zufalls, der gar keinen Preis verdient, da er durchaus nicht von uns abhängt."

Der zweite Grund, den der heilige Prälat an gibt, ist, daß Unterhaltungen unterhalten sollen; daß aber die Hazardspiele nicht unterhalten, sondern anstrengende Beschäftigungen sind. Bei dieser

Gelegenheit schildert er die Geistesspannung der Spieler, ihre Ereiferungen, ihre Unruhe, ihre Heftigkeit, ihre Angst, ihre Hitze, ihre Launen. Diesen könnte man noch beifügen, ihren Zeitverlust, ihre Wuth, ihre Schwüre, ihre Gotteslästerungen, ihre Ungerechtigkeiten, das Verderben und den Sturz der Häuser, die am festesten stehen, die erziehungslosen Kinder, die vernachlässigten Dienstboten, die hilflosen Armen, die gerechtesten Schuldforderungen, die unbezahlt, die wesentlichsten Pflichten, die unerfüllt bleiben, und die unglückseligen Mittel, zu welchen man genöthiget ist, seine Zuflucht zu nehmen, das Spiel zu unterhalten; von andern Ausschweifungen nicht zu sprechen. Können nun noch, ich sage nicht, Christen, sondern können noch vernünftige Menschen behaupten, es sei erlaubt, so ungeheueren Folgen sich auszusetzen? Und könnte man nicht daraus schließen, daß selbst, im Falle die Hazardspiele minder ungerecht wären, als sie es wirklich sind, man derselben dennoch sich enthalten müßte, um nicht so schrecklichen Folgen sich blos zu stellen?

Endlich, spricht der heilige Prälat, finde in derlei Spielen kein Vergnügen Statt, außer bei Denjenigen, welche gewinnen; diese Freude aber sei ungerecht, da man nur durch das Mißvergnügen, den Verlust, die Wuth und die Verzweiflung Derjenigen dazu gelangt, welche verlieren. Er fügt zur Bestätigung seiner Gesinnung das Beispiel des heiligen Ludwigs an. Als dieser große König vernommen hatte, sein Bruder, der Graf von Anjou spiele Würfel in seinem Zimmer, erhob er sich, so krank und wankend

er auch war, und begab sich zu ihm. Nachdem er ihn nun mit großem Ernst ermahnt hatte, nahm er die Würfel, die Tafel, und einen Theil des Geldes und warf solche ins Meer. Was hätte dieser heilige König erst gethan, wenn er die entsetzlichen Ausschweifungen gesehen hätte, zu welchen das Spiel in unsern Tagen verleitet? Was hätte sein Eifer ihm nicht eingegeben, den Lauf derselben anzuhalten?

Es wäre hier auch der Ort, noch von den Gesinnungen des heiligen Franz von Sales über den Tanz und Bälle zu sprechen; doch dieser Gegenstand ward so oft von Männern behandelt, die sowohl durch ihren Rang als durch ihre große Gelehrtheit in der Kirche ausgezeichnet sind, daß man hier nur eine langweilige Wiederholung dessen anführen könnte, was sie ausführlicher behandelten, als wir es hier thun könnten. Uebrigens haben sie ihn auch hinsichtlich der Schlaffheit, deren ihn Einige über diese beiden wichtigen Puncte der christlichen Sittenlehre beschuldigten, so vollkommen gerechtfertigt, daß man Alles, was sie darüber sagten, nur schwächen könnte, wenn man solches hier im Auszuge anführen sollte. Es erübrigt also blos der Wunsch, daß man, statt seine Lehre zu beschuldigen und zu bestreiten, von derselben sich gut unterrichte. Immer wird man finden, daß sie dem Evangelium sehr gemäß, vernünftig, genau, auf eine lange Erfahrung gegründet, und so fromm als voll des Lichtes und der Salbung ist.

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsollier, Jacques,

Leben des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf, Stifters des geistlichen Ordens Mariä-Heimsuchung

Bd.: 3

Wien (1838)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Nd 85-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11345029-6